Oden, Lieder und Erzehlungen.

Frankfurt und Leipzig,
Verlegts Johann Christoph Erhard, Buchhändler
in Stutgart. 1751.

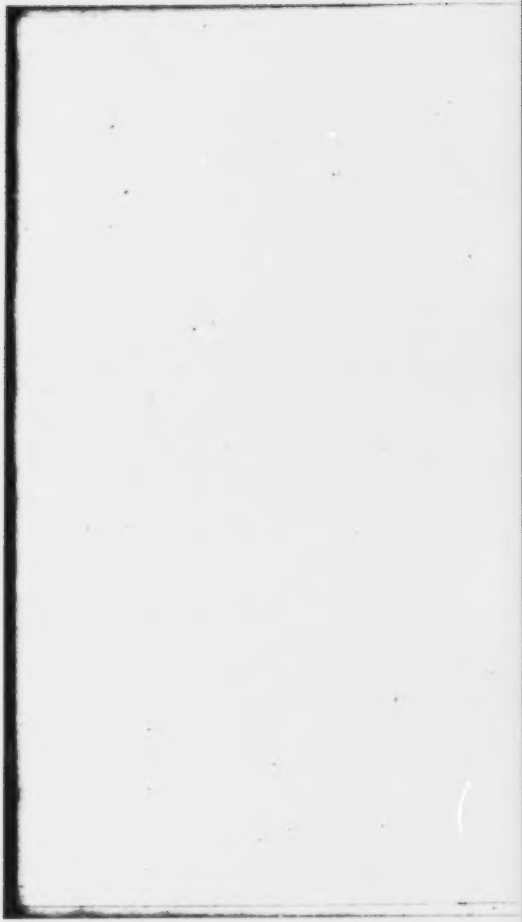
A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dem
Reichs-Frey Hochwohlgebohrnen
Herrn,

HERRN
Eberhard
von Gemmingen,

Herrn zu Burg und
Prestenek ꝛc.

Hochfürstl. Würtembergischen
Regierungsrath und Kammer-
junker.



O Gemmingen!

Hätt ich in einem geſegneten Lande geſungen,
Das voll von Dichterfreunden wär,
Voth lauſchenden König und Volk gehört und bewundert; ſo wären
Doch alle meine Lieder Dein.

Ich hätte das Lob des würdigen Königs, der seligen Bürger,
Der Tugend und der Wissenschaft,
Des Weins und der Liebe, der Freunde und Mäd'gen besungen und wären
Doch alle diese Lieder Dein.

Nun sind sie auch Dein, da dieses nicht ist, da meine Gesänge
Dir fast allein vornehmlich sind.
Der Vorwurf fällt; da ich sonst keinen Gönner gefunden.
Daß ich aus Noht sie Dir geweyht.

Ein stärkeres Band, als dieses, womit Liebhaber der Weisheit
Verknüpft sind, und als dieses Band,
Womit der Autor und Gönner an einander verknüpft sind,
Verknüpft glükselig mich an Dich.

Wie

Wie dürft' ich ſonſt Dir lichtſcheuende Erſtlinge furchtſamer Lieder
So zuverſichtlich heiligen?
Da Du doch Selbſt mit erfahr'nem und unerſchrok'nem Gelenke
Die göld'ne Leyr vollgriffig übſt.

Da Du von allen den Tönen, die von der griechiſchen Zither
Und röm'ſchen Leyr gefloſſen ſind,
Nicht einen verhört; da Du den unnachahmlichen H = =
Vor Deinen Augen ſpielen ſeh'n.

Da haſt Du Dein trinkendes Ohr ganz nah an die Leyer gehalten.
Da kam Dein Geiſt ganz nah zum Ohr,
Entzog ſich ſorgſam dem wechſelnden Eindruk der übrigen Sinnen,
Und Du haſt keinen Ton verhört.

Da Du den unſterblichen (weine nicht mehr ſo vergebliche Trähnen
Den ſeel'gen Weiſen nach!)
Da Du den unſterblichen C * * ſein eig'nes Leben, die Tugend,
Ganz göttlich ſingend angehört.

Ich ruffe Dir allzu zärtliche Nahmen in Dein Gedächtniß
Recht fürchtbar mir und meinem Lied.
Nein! wahrlich! keinen mehr von dieſen ſüß-ſchallenden Nahmen,
Sonſt werd ich von Dir überhört!

So eyfr' ich ganz thöricht mit denen um Deinen entſcheidenden Beyfall,
Die weit ſind über Eiferſucht.
Sie hat ihr Verdienſt ſchon lange den ewigen Enkeln empfohlen,
Da ich noch ungerichtet bin.

Ich

Ich ſtimmte mit zitternder Hand die noch nicht
viel geſchlagene Leyer
Nach dem Horaziſchen Akkord;
Ein wenig kühner begrief ich die Lesbiſche weichere Saiten.
Und jene des Anakreons.

Noch weiß ich nicht, ob ich zu forchtſam oder
zu kühn ſie geſchlagen,
Und beydes kan mein Fehler ſeyn.
O Gemmingen! reiß mich aus dieſer traurigen
Ungewisheit
Durch Dein entſcheidend kritiſch Wort.

Von Dir hoft jezt mein poetiſches Schikſal ſeine Beſtimmung.
Und hätt' ich Deinen Beyfall nicht,
Mich würde das ſchallende Lob vom ganzen Lande nicht rühren.
Du biſt mir ſtatt des ganzen Lands.

Dein Lob wird mich weit über die niedren Tadler erhöhen,
In den Olimpus hoch hinauf.
Von dort will ich alsdann aus Stolz mitleydig herunter
Auf ihre Ungebehrden ſch'n.

Allein wenn Dir, o Gemmingen! dieſe Lieder mißfielen;
Was wär' da meiner Unruh gleich?
Ich würde hingeh'n und ſamt der Leyr meine Lieder vertilgen
Und ewig ſchweigend traurig ſeyn.

Schreiben an Herrn Profeſſor B.

Pyndar. Pyth. I.

Sed quæ cara Jovi non ſunt,
Conſternantur, ubi audiunt
Pieridum vocem.

Sie haben mir ein Lied zugeſchikt, darinnen eine Strophe mich halb unglükſeelig macht. Sie heiſſet ſo:

Ein Dichter ſeyn und göttlich ſingen,
Wenn nur die Reime lauter klingen,
Iſt keine Kunſt.

Allein daß Lieder bey den Schwaben
Beyfall und keine Reimen haben,
Das iſt umſonſt.

Die Gedichte, die ich hier geſammlet habe, ſind halb reimloß, halb gereimt. Ich werde alſo bey Herausgebung dieſer Gedichte halb glüklich und halb unglüklich ſeyn. Ich werde in Anſehung der erſtern keinen Beyfall, in Anſehung der andern vielleicht einen groſſen erhalten. So prophezeyt mir wenigſtens ihre gereimte Strophe. Wenn es mir anderſt ergeht; ſo ſollen ſie mir vor beydes antworten.

Denn es iſt mir eben ſo wohl daran gelegen, daß ich unglüklich werde, als daß ich glüklich werde. Glauben Sie das? Sie werden es glauben; wenn ich Ihnen ſage; daß mir bey den wirklichen Umſtänden, in denen ſich die ſchöne Wiſſenſchaften und beſonders die Dichtkunſt bey denen Schwaben befindet;

befindet; durch ihren Beyfall kein Glük und durch ihren Tadel kein Unglük zuwachſen kan. Ich will eben das nicht ſagen, daß gar niemand ſich unter den Schwaben befinde, aus deſſen Lob ich mir ein Glük und aus deſſen Tadel ich mir ein Unglük zu machen hätte. Wir haben ein Frauenzimmer, das bisher mehr in der Dichtkunſt gethan, als alle unſere Mannsleute, deren Lob ich mir vor kein gemeines Glük halten würde. Hernach ſind ihrer etliche, die, ob ſie ſchon nicht ſelbſten Hand anlegen, doch durch vieles Leſen der ſchönen Schriften, ſich eine Fertigkeit angeſchaft, gründlich von allen dergleichen Werken zu urtheilen. Auch dieſer ihr Lob und Tadel ſollte mir nicht gleichgültig ſeyn. Vor allen aber würde ich auf Ihr eigenes Lob, mein wehrteſter Freund! ſtolz ſeyn; da Ihr Ruhm in Anſehung der Kenntniß und Uebung der ſchönen Wiſſenſchaften ſich ſchon lange auſſer Landes ausgebreitet hat.

Allein

Allein von dem groſſen Hauffen in Schwaben zu reden; iſt ihr Lob und ihr Tadel in meinen Augen nicht beträchtlich. Leute, die nicht einmahl wiſſen, daß Haller, Klopſtet, Bodmer, Hagedorn und Gleim auf der Welt ſind: wie ſollten dieſe wiſſen, was in der Dichtkunſt lobenswürdig iſt, oder nicht? Wenn ich einen alten Gedanken hier anbringen wollte; ſo könnte ich ihnen hierbey ſagen: daß wem dieſe Herren gefielen, dieſer es ſchon weit in der Kenntniß der Dichtkunſt gebracht habe. Wer ſie nicht kennt, der muß gar nichts von der Dichtkunſt wiſſen. Eben wie diejenige nichts von der Philoſophie wiſſen, die von keinem Leibniz, Wolf und Neuton ꝛc. wiſſen.

Wie kan mich dieſer gründlich richten;
Der ſo das Lobenswürdige mißkennt;
Der nichts weiſſt von den göttlichſten Gedichten,
Und ſtuzt, wenn man den H. nennt.

Erlauben

Erlauben Sie mir, mein Freund! daß ich etwas weniges von dem Zuſtand der Dichtkunſt in unſerem Lande, und von dem Grund deſſelben an Sie ſchreibe. Es ſoll zur Rechtfertigung dieſer erſten Gedanken dienen.

Der Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt und ins beſondere der Dichtkunſt hat zu allen Zeiten ſeinen Grund in dem Zuſtand der Höfe und Hohenſchulen gehabt. Wenn ein Prinz die ſchöne Wiſſenſchaften liebet; ſo hat es nicht nur einen gewaltigen Einfluß in diejenigen, die beſtändig um ihn ſind; ſondern auch durch dieſe in das ganze Land. Der Hof will dem Fürſten gefallen. Die Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften iſt ein Weg zu ſeiner Gnade zu gelangen. Alſo ſind diejenigen, die keine Mittel unverſucht laſſen, dieſelbe zu beſizen, verbunden, dieſen Weg einzuſchlagen. Und wenn ein Fürſt einmahl die unendliche Süſſigkeiten der ſchönen Wiſſenſchaften

schaften empfunden: so wird es bey ihm zur Nothwendigkeit, beständig Leute um sich zu haben, die gleiche Liebe zu denselben haben. Ein jeder von den Hofleuten, hat wieder nach seiner Art einen Hof um sich, und verhält sich zu diesen, wie sein Fürst sich zu ihm verhält. So wird die Liebe zu den schönen Wissenschaften allgemein.

Doch es sollte betrübt seyn; wenn dieses der einzige Weg wäre, wordurch die schöne Wissenschaften zu einer allgemeinen Hochachtung gelangen könnten. Die Hohe Schulen sind noch eigentlicher darzu da, diesen Entzwek zu erhalten. Die Lehrer derselben sollten von Rechtswegen alle in den schönen Wissenschaften geübt seyn; dieselbige selbst hoch achten, und auch ihren Lehrlingen eine Hochachtung vor dieselbe beybringen. Und es würde auch nicht schwehr damit halten. Sie die schöne Wissenschaften haben so unwiederstehli-

che

che Reizungen, daß nichts als eine unmenſchliche Dummheit, oder ein unſinniger und hochmühtiger Eigenſinn ihnen wiederſtehen kan. Man probiere es, wie ich es probiert habe, mit ganz rohen Menſchen, die zwar einen guten natürlichen Verſtand und Wiz haben; aber ihre Tage nichts von keinem Haller oder Hagedorn gehört oder geleſen haben. Man zwinge ſie im Anfang darzu, etliche Seiten in dem leztern zu leſen. Morgen werden ſie das Buch ſelbſt verlangen, und übermorgen ſind ſie nimmer davon hinweg zu bringen. Wenn ſie Philoſophie wiſſen; ſo will ich die Probe eben ſo glüklich mit Hallers Gedichten machen. Es iſt etwas darinnen, das ſich nicht ausſprechen läſſt, wenn es nicht eine Allmacht iſt, die alle Herzen bezwingt, und ihre Liebe an ſich ziehet.

Eh ſollen ſie dem Mäd'gen mit den ſchönſten Wangen,
Worauf ein Roht des Morgens aufgegangen,
Eh ſollen ſie dem Kelchglaß wiederſteh'n.

So

So geht es mit den schönen Wissenschaften, überhaupt davon zu reden. Aber es kommt noch auf viele Umstände dabey an.

Die Religion, der Friede, der Krieg, die Gesezе, die Gesellschaften, die Sitten, alle diese Dinge, können entweder zu Beförderungen oder Hindernissen der schönen Wissenschaften werden. Zum Exempel, eine Religion, die nichts duldet, eine verfolgende Religion, erstiket die Freyheit zu gedenken, und mit dieser die Liebe zu den schönen Wissenschaften. Es bedarf dieses keines Beweises, und wird durch die Erfahrung aller Zeiten bestärkt. Ein beständiger Friede macht die Leute träge und verdrossen zu allem Guten. Der Krieg ist ein offenbahrer Feind derselben. So sagt Longin in dem Traktat von dem Erhabenen nach der Uebersezung von Boileau S. 104. „ und wahrhaftig, wenn die Reizungen eines „ allzulangen Frieden geschikt sind die schönste „Seelen

„ Seelen zu verderben: ſo iſt der unendliche
„ Krieg, der ſchon lange die Erde beunruhi-
„ get, keine geringe Hinderniß. „

Wo keine Geſellſchaften und Zuſammenkünften ſind, die einander ihr aufgegangenes Licht in den ſchönen Wiſſenſchaften mittheilen; oder wo ſolche ſind, die gerade das Gegentheil thun; da können die ſchönen Wiſſenſchaften nicht aufleben. Das ergiebt ſich täglich aus den Exempeln ins Gegentheil.

Rauhe Sitten ſind Anzeigen rauher Gemühter. Die Sitten verbeſſern und verſchönern ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften.

Was hier überhaupt von den ſchönen Wiſſenſchaften geſagt worden; läſſt ſich auch von der Dichtkunſt ins beſondere ſagen. Und aus dieſen und keinen andern Gründen müſſen wir den Zuſtand der Dichtkunſt in dem Schwabenlande beurtheilen.

Wir hätten freylich dieſes nicht nöhtig, wenn es völlig mit dem ſeine Richtigkeit hätte, was der Herr von Voltaire in dem dritten Theil ſeiner Werke S. 319. ſagt: „ich „ bin vollkommen überzeugt; daß wenn ein „ Menſch ſein Talent nicht anwendet, diß die „ Urſache iſt, daß er keines hat; daß es keinen Menſchen gibt, der nicht Verſe machte, wenn er ein Poet gebohren wäre; und „ der die Muſik übte, wenn er ein Muſikus „ gebohren wäre. Sollte es wohl möglich ſeyn; daß ſeit den Zeiten der Minneſänger kein einziger Menſch in Schwaben gebohren worden wäre; der als ein gebohrner Dichter ſeine Gaben zur Dichtkunſt angewendet und ausgeſchmükt hätte. Das wäre ein erſchröklicher Gedanke, o Freund! für unſer Vaterland. Wir wollen dieſen Gedanken nicht aufkommen laſſen. Aber ich will andere hieher ſezen, die ſich auf unſere Zeiten und den Mangel der Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften vielleicht beſſer ſchiken werden.

Würtemberg, der beträchtlichſte Theil von Schwaben, hat gegenwärtig einen glänzenden Hof und eine mit den gelehrteſten Männern beſezte Hohe Schule. Sollte es wohl möglich ſeyn; daß, bey dieſen günſtigen Umſtänden, die ſchöne Wiſſenſchaften nicht ſo geliebt würden, wie ſie geliebt und hoch gehalten zu werden verdienen?

Ich will, ohne einem Menſchen mit Willen zu nahe zu tretten, (denn meines Landes Ruhm iſt mein Ruhm,) etwelche Anmerkungen bey unſerer Hohen Schule und dann bey unſerem Hofe machen.

Alle Lehrer unſerer Hohen Schule ſind zu derjenigen Hauptabſicht, die ein jeder Lehrer in ſeiner Art erhalten ſoll, die gelehrteſte Leute. Die Religion, die Geſeze, die Arzneykunſt und die Weltweisheit werden ſo bündig da gelehret, als an keinem Ort in der Welt. Aber ſie bewahren die Unterſcheidung der

Wiſſenſchaften heilig. Daher kan es kommen; daß ſich Religions-Lehrer mit Weltweiſen, und dieſe mit jenen nicht vertragen. Gar nicht, als wenn die Religion und Weltweisheit ſich nicht mit einander vertrügen. O nein! die Wahrheit iſt einzig, und alle Wahrheit iſt göttlich.

Hieraus entſtehet eine Einſchränkung der Gedanken, und die zu den ſchönen Wiſſenſchaften ſo höchſt nohtwendige Freyheit zu denken iſt dahin.

Was die Dichtkunſt ins beſondere betrift; ſo hat ſie zwar auf unſerer Hohen Schule allezeit einen Lehrer, der den Titel von ihr hat, und ſie bekannt und beliebt machen ſollte. Allein dieſer Lehrer der Dichtkunſt darf ſelbſt kein Dichter ſeyn. Weiſſt man aber die betrübte Exempel von ſo genannten Lehrern der Dichtkunſt nicht, welche ſich durch Herausgebung der Lehren von derſelben darum vor der

Welt

Welt übel gerahten, weil dieſe Lehren ohne Erfahrung geſchrieben worden? Wer ſelbſt kein Dichter iſt, kan keine deutliche Regeln von der Dichtkunſt geben.

Meran, der leydlich rechnen kan,
Dem kam es unterm Rechnen an,
Der Tonkunſt Regeln zu erzielen.
Er rechnet alle Noten aus,
Und endlich kam ein Stük heraus,
Da konnt' er es nicht ſelber ſpielen.

Ein Freund, den er darum erſucht
Spielt ſein Produkt. Ey nun verflucht!
Was haben ſie damit getrieben?
Wer ſezte dieſes Stük ſo toll
Von Quinten und Oktaven voll?
Sie ſelbſt? ſie haben ſich verſchrieben.

O nein! das Stük iſt mit Bedacht
Nach meiner Rechnung ſo gemacht,
Ich habe Zeit darob verlohren.

Herr! wenn ich gut zum rahten bin,
So rechnen ſie zwar immerhin,
Nur keine Regeln vor die Ohren!

Ich will weiter gehen. Die Menſchen thun nichts Gutes ohne Abſicht auf Belohnung. So iſt einmahl ihre Natur. Wir werden entweder mit Ehre oder mit Geld belohnt, wenn wir würklich etwas löbliches gethan haben, oder dardurch aufgemuntert, daſſelbe zu thun!

Wann alſo Leute, die Gaben zur Dichtkunſt haben, aufgemuntert, oder diejenige, die ſich ſchon darinnen gezeigt haben, belohnt werden ſollen, ſo muß es auf eine von dieſen beeden Arten geſchehen.

Allein hier wird zum voraus geſezt, daß man die Dichtkunſt als etwas nüzliches und löbliches anſehen müſſe, welches wahrlich bey uns nicht geſchiehet. Ich weiß nicht, welcher

cher Engel unſern Leuten geprediget hat, daß die Dichtkunſt etwas nichtswürdiges ſey.

Da doch der groſſe Sokrates,
Von Engeln in dem Traum dazu getrieben,
Gedichte gerne von ſich ſelbſt geſchrieben.
Allein umſonſt verſucht er es.
Ihm iſt kein Lied nie aus ſich ſelbſt gelungen,
Er ſang nur nach, was ihm Aeſop ſchon vorgeſungen.

Sollten ſie denn nicht aus den Geſchichten gelernet haben, zum wenigſten die Lehrer der Geſchichten, daß das die blühende Zeit eines Reichs geweſen; wenn groſſe Dichter gelebt haben. Der Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften iſt ein unbetrügliches Zeichen von der Gröſſe eines Reichs.

Unmöglich können ihnen die Dichter deßwegen verächtlich vorkommen, weil ſie glauben, es bedarfe ſich nicht vieler Gelehrſamkeit zu einem Dichter. Wenn ich wüſſte, daß

dieſe meine Vermuhtung ungegründet wäre; ſo wäre mir ein leichtes, darzuthun, daß derjenige, der den Nahmen eines Dichters verdienen ſoll, von allen vier ſo genannten Fakultäten zuſammen geſezt ſeyn muß. Er muß ein alter Weltweiſer ſeyn, deſſen Geiſt in keine enge Gränzen einer Fakultät eingeſchloſſen iſt, oder auch nach der Beſchreibung des Herrn Wolfs ein Weiſer in allen möglichen Dingen.

Eh der Schulſtolz eitler Seelen
Manch gelehrtes Nichts erſann;
Fieng ſich ſchon in Buſch und Hölen
Sein Verdienſt zu zeigen an.

Beluſt.

Da alſo die Dichtkunſt vor nichts löbliches und nüzliches angeſehen wird; ſo fällt die Belohnung von ſich ſelbſt weg.

Und

Und dennoch wäre dieſes ein höchſt preiß-würdiger Aufwand derjenigen, die ſonſt nicht wiſſen, wo ſie mit ihrem Gelde hin ſollen.

Will man aber mit dem Gelde nicht heraus, ſo entziehe man wenigſtens die Ehre denjenigen Leuten nicht, die ohnehin meiſtentheils mit dieſer Belehnung allein zufrieden ſeyn müſſen.

Ich komme auf die Lernende. Auf unſerer Hohen Schule iſt ein weltberühmtes Stipendium. Groſſe Religions-Lehrer; angeſehene Staats-Leute, Rechts-Lehrer, Arzney-Verſtändige, die es allemahl höher als alle andere Lernende gebracht haben, wenn ſie ihre Gründe dort geleget hatten; ſind dort heraus gekommen. Weltweiſe von der erſten Gröſſe ſind zu allen Zeiten darinnen. Doch hat man noch kein einiges Exempel; daß ein Dichter, der nur mittelmäßig in der Welt angeſehen geweſen, darinnen aufgeſtanden

wäre. Ligt wohl die Schuld an ihnen; oder wo ligt sie sonst? An ihnen kan sie unmöglich haften. Dann sie haben Weise unter sich in allen Gattungen der Gelehrsamkeit. Warum sollte der Saame der Dichtkunst nicht auch unter so viel edlen Saamen aufkäumen; wenn er nicht von ihren Vorgesezten, wo nicht als Saamen zum Unkraut, doch als ein schlechter Saamen angesehen, und also erstikt würde.

Diejenige aber, die ausser diesem Closter sich auf der Hohen Schule aufhalten, wenden allen ihren Fleiß bloß auf diejenige Wissenschaften, wordurch sie einst einen Dienst und Brod erlangen können; dergleichen Wissenschaft freylich die Dichtkunst nicht ist. Da sind dann nun wiederum theils selbst ihre Lehrer, theils der Lernenden Eltern, die sie dahin anweisen, sich auf nichts zu legen, was keine Lebensmittel mit der Zeit in das Hauß

bringe.

bringe. Und ſie die Lernende folgen entweder dieſem Plan zu ſtudiren, oder legen ſich auf gar nichts. Auf beyde Arten bleibt die Dichtkunſt wie alle andere ſchöne Wiſſenſchaften von ihnen ungeliebt und ungelernt.

Nun komme ich auf unſern Hof. Die Muſik, die Baukunſt, das Theater, hat an dem Durchlauchtigſten Herzog Carl einen der gröſſeſten Kenner, Liebhaber, Beſchüzer und Erhalter. Sein Beyſpiel bildet den Hof.

Durch Muſik und Theater iſt der groſſe Anfang zu der Liebe der ſchönen Wiſſenſchaften gemacht. Die Gemühter werden dardurch ſanft zubereitet zu dem weiten Umfang derſelben. Pindarus ſagt von ſich; daß ihn die Muſik erſtaunlich zur Poeſie getrieben und aufgemuntert; ſie habe ihn bewegt, wie einen Delphin in den Meeren.

In pelago quem dulce melos quieto
Excivit.

Und

Und wer einmahl eine von diesen Schwestern, (denn die schöne Wissenschaften sind alle verschwistert,) lieb gewonnen, der kan die andere unmöglich hassen.

Ich will nicht mehr hinzu sezen, mein wehrtester Freund! Was diese Sammlung von Gedichten anlangt; da will ich ihnen überlassen zu urtheilen, wie sie ausgefallen sind. Denn sie sind, wie gesagt, einer von denjenigen, auf deren Beyfall oder Tadel ich am allermeisten sehen werde.

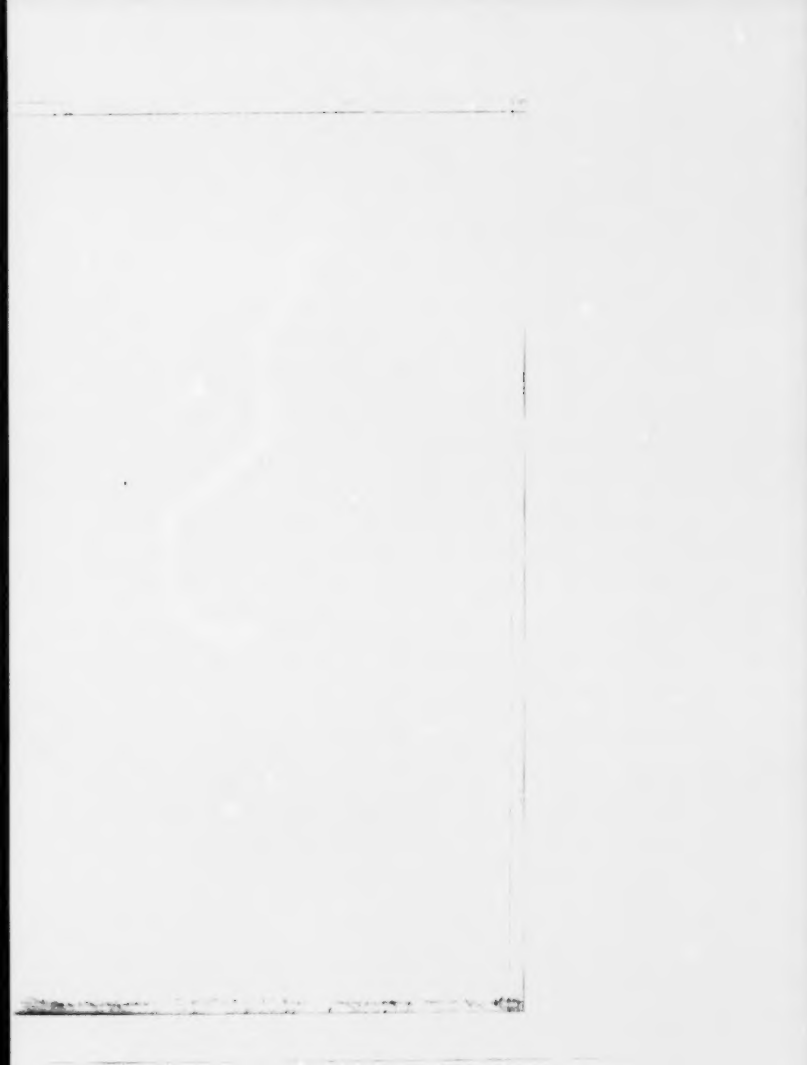
Les Caracteres de Theophraste T. I. p. 96.

La meme justesse d'esprit, qui nous fait écrire de bonnes choses, nous fait apprehender, qu'elles ne le soient pas assez pour meriter d'être lûës. Un bon esprit croit écrire raisonnablement.

Innhalt.

I. An die Dichtkunſt. 3
II. Die Vorſicht. 6
III. Meine Freunde. 9
IV. Das Glük der Freundſchaft. 13
V. Hinderniß der Tugend. 15
VI. Die Wünſche. 17
VII. Einladung aufs Land. 22
VIII. Der Frühling. 24
IX. An Herrn A. 30
X. Das Glük der Dichter. 33
XI. An H. R. 37
XII. Der Wunſch eines langen Lebens. 39
XIII. Der Morgen. 43
XIV. Die Einſamkeit. 45
XV. Auf den Abſchied eines Freundes. 48
XVI. Die Zerſtreuung. 55
XVII. Einladung in die Stadt. 57
XVIII. Die Gelaſſenheit. 60
XIX. Pflicht der Dichter. 63
XX. Bav. 66
XXI. Der Nebenbuhler. 67
XXII. Pflicht und Zwang. 70
XXIII. An Herrn B. W. 72
XXIV. Der Unterſchied. 75
XXV. An Herrn Hauptmann R. 76
XXVI. Die Appellation. 81
XXVII. Marx der Kaufmann. 84
XXVIII. Das Lachen. 90
XXIX. Die Nacht. 93

XXX. An die Moraliſten. 94
XXXI. Der Rechner. 95
XXXII. Die Liebe an Herrn B. 97
XXXIII. Das Orakel. 101
XXXIV. Fragmente von einen Traum. 103
XXXV. Der ſeelige Kunz. 108
XXXVI. Cartes. 110
XXXVII. Die Frauen und Mägde. 111
XXXVIII. An Herrn Profeſſor V. 112
XXXIX. Gute Zeiten. 115
XL. Einerley Handwerk. 116
XLI. Die Liebesgötter. 118
XLII. An die Geſchwindreimer. 120
XLIII. Eine Aufgabe. 121
XLIV. Der Krieg. 123
XLV. Die Metamorphoſirung. 125
XLVI. An den Geizhals. 126
XLVII. An die Prieſterfeinde. 128
XLVIII. An die Unzufriedene. 129
XLIX. Die Amazonen. 130
L. Troſt der Männer. 132
LI. Der Liebling. 134
LII. Ein Trinklied. 135
LIII. Die Jugend. 138
LIV. Die Kunſt zu gefallen. 139
LV. Wein und Liebe. 141
LVI. Die falſche Demuth. 142
LVII. Auf einen verſtorbenen Freund. 143



I.

An die Dichtkunſt.

O Dichtkunſt! ſing dein eigen Lob!
Nie hab ich dich ſo ſtark empfunden.
Ein Fluß, der aus den Ufern tritt,
Rauſcht ſo und überſchwemmt die Felder.
Und über Regeln und den Reim
Läuft brauſend deine Flut hinüber
Und G . . Dichtkunſt wird dein Spiel
So wie ein Kahn den wilden Wellen.

Beſinge deine Wunderkraft,
Und wie von dir zu ew'gen Zeiten
Die Wahrheit ihren Schmuk geborgt,
Die Weisheit ihren Glanz entlehnet,

Wie alles durch dich lebt und glänzt,
Ja, wie durch dich das höchſte Weſen
Dem Menſchen liebenswürd'ger wird,
Ja! das beſinge jezt der Nachwelt!

Schon ſingſt du, und der Schweſtern Schwarm,
Das Volk der andern Wiſſenſchaften
Hört ſtill und ehrerbietig zu,
Wie Mägde, wenn die Frauen reden.
Das Laſter hört dich und erſchrikt
Und fürchtet zitternd dein Beſtraffen,
Die Tugend hört dich und dein Lob
Macht ſie zu neuen Thaten munter.

Welch göttlich Lied ſchlägt an mein Ohr?
Wer lobt den Höchſten ſo ſeraphiſch?
Hört, wie der König Iſraels
Sich zu der Dichter König ſinget!
Verzieht doch einen Augenblik,
Geht nicht ſo ſchnell beym Ohr vorüber,
Ihr Töne voller Göttlichkeit!
Durch Euch will ich mein Lied beſeelen.

GOtt komt, wie herrlich iſt der HErr!
Sein ganzer Schmuk iſt ſchön und prächtig;
Und Licht umgibt ihn, wie ein Kleid:
Der Himmel iſt, als wie ein Teppich,

Von

Von ſeinen Händen ausgedehnt,
Daran ſind hangende Gewölbe
Von Waſſer oben feſt gemacht,
Und Wind und Wolken ſind ſein Wagen.

Um ihn rauſcht ſeine Dienerſchaft,
Schnell, wie der Wind, wie Feuer glänzend:
Er legt den Grundſtein zu der Welt
Auf ewig dauerhaften Boden:
Die Tiefe dekt ſie, wie ein Kleid,
Und Waſſer ſtehen ob den Bergen;
Doch fliehn ſie, wenn der Höchſte ſchilt,
Und fahren hin vor ſeinem Donner.

Die Himmel loben ihren GOtt,
Die Erde widerſchallt vom Höchſten,
Die Meere brauſen ſeinen Ruhm,
Die Inſeln hören es, und jauchzen,
Die Berge hüpfen ihm zum Preiß,
Der Löwe brüllt die Ehre GOttes.
Anbetungswürd'ger ew'ger GOtt!
Wer ſinget dich ſo ſtolz, wie David?

II.

Die Vorſicht.

Wie ſich dem Wandrer in der Ferne
Beym ſchwachen Schimmer falber Sterne
Der Ort verbirgt, nach dem er geht,
Kaum daß ihm etwa in der Nähe,
Daß dort die Stadt verborgen ſtehe,
Die Spitze eines Thurms verräht:

So iſt vor uns der Rahk des Höchſten,
Sind wir ihm gleich am ällernächſten,
Ein Werk, das unſrem Aug entflieht.
Den HErrn, wie er im Dunkeln wandelt,
Warum er ſo, nicht anderſt handelt,
Wo iſt das Auge, das ihn ſieht?

Zwar glücklich noch, wenn GOttes Thaten
Nur überhaupt den Zwek verrahten,
Den er bey uns erhalten ſoll!
Kaum faſſt man dieſe leichte Lehre,
Sein ewiger Zwek ſey ſeine Ehre,
Und wegen ihr der Menſchen Wohl.

Die

Die nähern Zweke zu ergründen,
Wie? oder gar den Weg zu finden,
Den er zu seiner Absicht wählt,
Und die Verbindung einzusehen,
In welcher Zwek und Mittel stehen,
Wem hat nicht hier der Wiz gefehlt?

Das ist kein Wort vor alle Ohren,
Hiebey verläugnen manche Thoren
Der ew'gen Vorsicht Würklichkeit.
Da sie den Raht nicht übersehen,
Nach dem sich alle Dinge drehen,
Verläugnet ihn ihr kühner Streit.

Des Himmels Raht sey uns verborgen,
Und seine Absicht auf den Morgen
Sey unter eine Nacht verstekt.
Doch wann die Sonne einst nicht scheinet,
Wer ist, der sie darum verneinet,
Weil eine Wolke sie verdekt?

Kan unser Wesen mehr erlauben?
Es lern der Mensch die Schranken glauben,
Durch die sein Geist unmöglich bricht.
Des Höchsten Wille ist sein Wesen,
Lasst uns die Offenbahrung lesen;
Man fasst nur, man begreift ihn nicht.

Der Mann hat würdige Gedanken,
Der, klug in Kenntniß seiner Schranken,
Nichts forscht, was die Natur verneint.
Die Lehre wird sein Glüke bauen:
Hier hat dir GOtt den Weg verhauen,
Hier hat ihn die Natur verzäunt.

Der Mensch mit diesem unzufrieden,
Was ihm zur Faßlichkeit beschieden,
Wüst' der, wie wohl die Einfalt thu!
Ja suche GOtt nur nachzugrübeln
In der Natur und in den Bibeln!
Du bist ein Henker deiner Ruh.

Und wüßtest du von künft'gen Tagen
Glükseeligkeiten oder Plagen;
Was wäre deiner Weisheit Frucht?
Das Wissen ändert kein Geschike,
Die Einfalt schenkt von selbst ein Glüke,
Das man umsonst im Wissen sucht.

O GOtt! verborgen ist dein Wille.
Erstaunt seh ich nur in der Stille,
Was deine Macht vor Wunder thut.
Auf dich will sich mein Herz verlassen
Und nichts als diese Weisheit fassen:
Du bist: Du bist unendlich gut.

III.

Meine Freunde.

Lang' hab ich ſchon o Leyer! dich' geprieſen,
Wie deine Töne von zerſchied'nen Saiten,
Wenn wir ſie rein und zärtlich ſtimmen,
Brüderlich klingen;

Den beſſern Wohlklang einer edlen Freundſchaft
In zwey vom Himmel gleich geſtimmten Seelen,
Das Göttliche, das wir auf Erden haben,
Will ich jezt ſingen.

Hat nicht der Schöpfer vieler tauſend Welten
Die ew'ge Freundſchaft ihnen eingepflanzet?
Durch dieſe muſſten ſo viel tauſend Welten
zu einer werden.

Es ſey ein Einfluß zwiſchen Seel und Körper,
Es wirke GOtt unmittelbahr in ſolche,
Wie? oder ſind ſie ewig ſo geſtimmet;
So ſind ſie Freunde.

O GOtt! mit welch unſichtbar ſtarken Banden
Verknüpfeſt du die Menſchen an die Menſchen?
Es wallet dein Gebott in ihren Adern:
Liebet einander!

Wie? läſſeſt du die lärmende Monarchen
In ihnen deine Stimme überſchreyen;
Daß ſie, wann ſie ſich küſſen ſollten,
Einander würgen?

Noch bleibt des Nächſten Liebe nicht ganz ſchlafend;
Oft ſind von wilden Augen der Tyrannen,
Wann ſie den Greul von ihrer Wuht geſehen,
Thränen gerollet.

Doch ſeht wie hier die treuſten Freunde lieben!
Mit ſtärkrer, als mit allgemeiner Neigung,
Umſchlingt der Arm des wahren Freundes
Des Freundes Naken.

Eilt Freunde! daß ich euch umfaſſen könne!
Ich werde heiß in euren Armen werden;
Schon flieſſt von den von euch geküſſten Lippen
Der Ruhm der Freundſchaft.

O Freund!

O Freund! o du des angeerbten Adels,
Der wahren, nicht ſchulfüchſiſchen Gelehrten,
Beſonders deiner dir geliebten Freunde
Ewige Zierde!

Und du Geliebter! der du deine Freunde
Mehr als den Zirkel achteſt, dem du ſonſten
Die Ehre und das ſtolze Lob des Kanzlers
Kühn aufgeopfert!

Und du, der ſtatt des Höchſten auf der Kanzel
Die Liebe in der Hörer Herzen predigt,
Und dennoch durch ſein lehrendes Exempel
Noch mehr erbauet!

Auch du, o ſchöner Freund in blühender Jugend!
Der du das Herz des Freundes ſchnell eroberſt,
Und das einmahl geknüpfte Band der Freundſchaft
Männlich bewahreſt!

Kommt näher zu mir, daß ich von euch allen
Das wahre Bild der ſchönſten Freundſchaft hohle!
Von euch entlehnt mein Pinſel zu dem Bildniß
Reizende Züge.

Euch

Euch hat die Vorsicht, nein! mein grausam Schikſal
Zum theil aus meinem treuen Arm geraubet;
Nur glänzt noch euer Bild mit ew'gen Farben
In meinem Herzen.

Mein Herze tobt bey eurem Angedenken,
Mein deutlicher Begriff von Lieb und Freundſchaft
Wird dunkel. Ja! ich fühl, es ſey die Freundſchaft,
Nichts als Empfindung.

IV.

Das Glük der Freundſchaft.

Die Tugend iſt das Band der Freunde,
Kein Bund iſt daurhaft ohne ſie;
Das Laſter macht nothwendig Feinde,
Drum lieben ſich die Menſchen nie.
O! ſuchte nur der Menſch die Tugend;
Die Freundſchaft ſollte allgemein,
Und alle Welt wie eine Jugend
Von einem einz'gen Vater ſeyn.

Ein Laſterhafter kan die Freuden
Des Nächſten ohne Schmerz nicht ſeh'n.
Wird ihm bey ſeines Bruders Leiden
Das Auge thränend übergeh'n?
Verzweifeln will er, wann er höret,
Daß Glük und Heil den Nachbar ſchmükt;
Hat er die Macht, die es zerſtöret,
Sein Bruder bleibt nicht lang beglükt.

Eh wir der Tugend Lehren faſſen,
So ſind wir alle ſo geſinnt;
Wir müſſen uns nothwendig haſſen;
Denn Liebe iſt der Tugend Kind.

Verlacht den Saz der ew'gen Kriege
Gesammter Menschen unter sich!
Er bleibt nur dem, der von der Wiege
Sich nie gekannt hat, lächerlich.

Die Tugend hält mit treuen Armen,
Den, der es edel mit ihr meint;
Sein Unglük fühlt sie mit Erbarmen,
Sein Wohl so freudig, als der Freund.
O Kind der Tugend, holde Liebe!
Verstünd der Mensch sein Glük und dich,
Wer vor sein Wohl nicht fühlloß bliebe,
Der hielte dich so hoch wie ich.

V.

Hinderniß der Tugend.

Warum lauffen die Menſchen ſo hüpfend die Wege der Bosheit,
Und auf dem Pfad der Tugend iſts ſo leer?
Sind denn die Reize der Bosheit viel ſtärker, als jene der Tugend?
So zieht dem Laſter ſeine ſchöne Larve ab!
Wahr iſts; mir iſt die Tugend in träumenden Nächten erſchienen;
Allein nicht lächelnd, wie ſie oft der Mahler mahlt,
Majeſtätiſch und ernſthaft mit hohen Gebärden der Gottheit.
Sie winkte mir, und ich Elender folgte nicht.
Wenn mir ein traurig Geſpenſte zur zwölften Stunde der Nachtzeit,
Mit Ketten an der Hand, und Feur im Angeſicht,
Schröklich gewinkt hätt', ihm zu verborgenen Schätzen zu folgen;
So furchtſam hätt' ich armer Menſch mich kaum geſträubt.

Diß

Diß ſind Träume. Warum denn folg' ich der Tugend nicht wachend?
Wer will mit kühnem Blik mit mir hinunter ſehn,
In den abſcheulichen Abgrund der menſchlichen Herzen? es ſchaurt mich!
Die Tugend iſt ſo mühſam als das Laſter nicht.
HErr GOtt! iſt denn dieſes der Grund zu der Bosheit der Menſchen?
Gewiß, es ſollt' ein ſichrer Grund zur Tugend ſeyn.
Wahrlich! im Schweiß meines Angeſichts ſchuf ich die Arbeit der Bosheit:
Nicht halb ſo ſchwehr ſollt mir die Tugend worden ſeyn.

VI.

Die Wünſche.

Daß doch der Menſch ſein ſehnlich Hoffen
Entfernt erbeht, gewährt verſchmäht!
Wem hat ein Wunſch je eingetroffen,
Dem nicht ein Wunſch entgegen ſteht?
Vergleichet hier den Thoren mit dem Weiſen,
Und ſagt alsdann; wen wollt ihr ſeliger preiſen?

Soll diß des Weiſen Vorzug gründen:
Er überlegt den Wunſch zuvor?
Laßt ihn den Wunſch vernünftig finden;
Wünſcht er beglükter als der Thor?
Und wenn dem Wunſch der Wink des Schikſals fehlet,
Iſts tröſtlich, daß er mit Vernunft gewählet?

Wer zählt die ungeheure Menge
Der Wünſche, die der Thor zerſtreut?
Ihm iſt die Welt zum Wunſch zu enge,
Er wünſcht ſelbſt aus der Möglichkeit.
Mißrathen ſie, er weiſſt ſich drein zu ſchiken,
Vielleicht wird ihm der tauſendſte erſt glüken.

Mit beſſrem Recht ſeh'n die Gedanken
Des Weiſen auf die künft'ge Zeit.
Sein Wunſch irrt niemahls aus den Schranken,
Zum mind'ſten, der Wahrſcheinlichkeit.
Wenn ſolche Wünſche ihm zu Schanden gehen,
Wird er es auch ſo unempfindlich ſehen?

Ich wünſchte, wie die Weiſen hoffen.
Unſeel'ger Wunſch, den ich verlohr!
Was hilft michs, daß er eingetroffen?
Ich bin geſtraft, als wie ein Thor.
Nachdem ich Wunſch und Zukunft wohl erwogen,
Wünſcht ich, erhielt den Wunſch und ward betrogen.

Was wollen nur des Schikſals Sklaven
Durch die Vernunft ihr Wohlſeyn baun?
Der Ausgang wird ihr Klügeln ſtraffen
Und lehren dem Verhängniß traun.
Ein Zufall, den ſie nicht vorher geſehen,
So klein er iſt, wird ihren Zwek verdrehen.

Ja laſt uns unſern Wunſch gerahten!
Was hat der Wunſch darzu gemacht?
Geriehte er, weil wir ihn ſo bahten,
Und weil wir ihn ſo ausgedacht?
Glaubts, oder nicht, wir waren wie die Blinden,
Die einen Weg, den ſie nicht ſeh'n, doch finden.

Es herrſchen dieſe zwo Begierden
Tirranniſch auf der ganzen Welt,
Das edlere Bemüh'n um Würden,
Die pöbelhafte Luſt zum Geld.
Doch ſteigt hinauf biß zu den gröſſten Fürſten,
Es wird euch noch nach Ehr und Reichtum dürſten.

Iſt nicht der Hunger ſatt zu füttern?
Schweigt nicht der Durſt nach einem Trunk?
Allein die Luſt nach Ehr und Gütern
Kämpft wider ihre Sättigung.
Gebt Geld dem Geiz, dem Hochmuht Rang und Tittel,
Die Krankheit wird noch ſchlimmer durch die Mittel.

So geht des Menſchen Wunſch zu Schanden,
Der, weil wir ihn zu ſtolz gewagt,
Der, weil wir ihn nicht recht verſtanden,
Der, weil ihn die Natur verſagt.
Und wen ſein Glükſtern glänzend angeſchienen,
Der durft' es weder wünſchen noch verdienen.

Zwar ſcheint ein ewiges Verlangen,
Sich immer glüklicher zu ſehn,
An unſrer Menſchlichkeit zu hangen,
Und dem ſey ſchwehr zu widerſteh'n.
Wie? ſoll der Leydenſchaften Wuht nichts hemmen?
Iſt nicht der Weiſen Pflicht, ſie zu umdämmen?

Flieht Wünſche! flieht aus weiſen Seelen!
Fahr't brauſend in des Thoren Herz!
Dann ſteigt aus ihm, auf ſein Befehlen,
Bey Millionen, himmelwärts!
Irrt flatternd durch die Luft in fremde Sphären,
Ihr werdet eitel wieder zu ihm kehren.

Ja! ſo erwart' ich ohne Sorgen
Dich Zukunft! wie ein Freund den Freund.
Ich wünſche keinen beſſern Morgen,
Als den, der ungewünſcht erſcheint.
So werd ich beydes Glük von meinen Tagen
Theils froh genüſſen, theils getroſt ertragen.

VII.

Einladung aufs Land.

Freund! Freund! laß uns mit eilenden Schritten
von hinnen hinaus flichn!
Mir ekelt vor dem Stadtgewühl.
Fühlen wir beede nicht krank die drükende Athmoſphäre,
Die die bewohnte Stadt bedekt?
Ruffet dich nicht die gewaltige Stimme der reizenden Gegend
Mit ungezählten Lokkungen?
Oder bewegt dich dann nicht die Ladung des redlichen Junkers,
Der nicht ſo falſch iſt wie die Stadt?
Oder das ſchmeichelnde Winſeln des jagenbegierigen Volants,
Der deinem Wink gehorſam iſt?
Oder die gar nicht gefährliche Schiffart auf wiegenden Nachen
Im ſeichten Graben rund ums Haus?
Heutige Milch, vierjähriger Wein und jährige Käſe,
Erwarten uns im Ueberfluß.

Aber

Aber wie wilt du der ſtärkern Lokkung des ſeeligen
Waldes
Fühlloß noch weiter widerſteh'n?
Hat uns nicht der heilige Schatten deſſelben für
Feinden
Und unſern Sorgen oft bedekt?
Hat nicht die ſeegnende Stille des Hains, die geſeg-
nete Stille
In unſre Herzen oft geflößt?
O Freund! flieh'n wir hinaus; ſo laß ich den keiffen-
den Anwald
Und Du den ernſten Raht zurük!

VIII.

Der Frühling.

Sie kommt, mit ihr kommt Luſt und Seegen,
Und alles jauchzet ihr entgegen,
Der prächtig-kom[illegible]den Natur.
Sie ſteigt vom Himmel auf die Erden
So jung und ſchön, als ſie beym werden
Der ganzen Welt herunter fuhr.

Im allerſchönſten Regenbogen
Iſt ſie ſo ſanft herab geflogen,
Als wie ein Thau herunter fällt,
Dort, wo die Kinder gierig glauben
Den göld'nen Pfenning ihm zu rauben,
Betrat ihr ſchöner Fuß die Welt.

Jezt rennt ihr Fuß durch freye Felder,
Eilt durch die Flur, irrt durch die Wälder,
Steigt auf den Berg und ruht im Thal.
Und unter ihren leichten Füſſen
Entſtehen Veilchen und Narziſſen
Und göldne Blumen ohne Zahl.

Ihr

Ihr kleiner Herold Philomele
Verkündig't aus der reinſten Kehle
Harmoniſch ihre Gegenwart,
In unnachahmbahr'n Melodien
Begrüſſt ſie im vorüber ziehen
Der Vögel unzählbahre Art.

Hier auf dem prächtigen Gefilde
Hat ſie mit königlicher Milde
Die Luſt verſchwendend ausgeſtreut;
Wie wann die Huld des neuen Prinzen
Das Volk der jauchzenden Provinzen
Mit ausgeworf'nem Gold erfreut.

Willkommen, Frühling, Schmuk der Zeiten!
Die ganze Welt fühlt deine Freuden,
Wie könnten Menſchen fühlloß ſeyn?
Das ſanfte Wallen ihres Blutes
Und die Erhebung ihres Muhtes,
Ihr Scherz und ihre Luſt iſt dein.

Kommt nicht die Jugend dort in Reyhen
Ihr frohes Opfer dir zu weyhen?
Und erſt durch dich fühlt ſie ſich jung,
Sie heiliget in Spiel und Tänzen,
Dir Frühling! ihrer Jahre Lenzen
Mit zärtlicher Beluſtigung.

Und unterm Schwarm der muntren Triebe
Miſcht ſich mit ſüſſer Liſt die Liebe;
Wie oft ſiegt ſie in einem Strauß?
Sie breitet in der Menſchen Herzen
Durch das Gefühl im Tanz und Scherzen
Elektriſch ihre Kräften aus.

Mein grauer Freund iſt nah beym ſterben,
Ein Schlag droht ihm ein ſchnell Verderben,
So wie ein Sumpf ſtokt ihm ſein Blut:
Er wünſcht nur dich noch zu erbliken;
Du kommſt, und er fühlt mit Entzüken
Mit neuem Leben neuen Muht.

So ſchenkſt du durch gemeine Tugend
Der Jugend das Gefühl der Jugend,
Und ihrem Umgang Zärtlichkeit,
Dem Alter jugendliches Weſen,
Der Krankheit Kräfte zum geneſen,
Dem Jammer Hofnung beſſ'rer Zeit.

Wer ſpricht von morden und verwüſten,
Da die Natur aus vollen Brüſten
Die ganze Welt mit Leben tränkt?
Es kommen ungeſtrafte Mörder,
Und züten tödlich ihre Schwerdter,
Da ſie den Frieden lächelnd ſchenkt.

Zurük, o Frühling! bleib zurüke!
Des Krieges förchterliche Tüke
Erwarten deine Gegenwart.
Zween Helden haben ſich entrüſtet,
Im Winter ſich auf Mord gerüſtet,
Den Ausbruch nur auf dich geſpahrt.

O! daß

O! daß die seelige Revieren,
Die die Natur erwählt zu zieren,
Ein wilder Held mit Tod beflekt!
Zum Tanz und Scherz bestimmte Wiesen
Steh'n überschwemmt von Blutvergiessen,
Und dicht mit Krieg und Greul bedekt.

Im Winter sollten sie sich würgen,
Auf unzugänglichen Gebürgen,
Die öde sind und wild wie sie.
Vielleicht dekt mit dem kahlen Lande
Ein tiefer Schnee auch ihre Schande;
Doch diese rührt die Krieger nie.

Wie können solche Menschen leben,
Die ihrer Lust selbst widerstreben
Und aller Lokung der Natur?
Doch vor das Aug fühlloser Wilden
Mag sie sich noch so reizend bilden,
Oed und zerstört reizt sie sie nur.

Doch beſſ're Menſchen ſollen wiſſen,
Den Schaz der Wohlluſt zu genüſſen,
Dem wilder Unſinn widerſteht.
Kommt Freunde! mit gerührten Herzen,
Und ſammlet mit mir Luſt und Scherzen,
Die Güter, die der Thor verſchmäht!

IX.

An Herrn A.

Mein Freund! was iſt das vor ein Lied,
Das du von mir verlangen könnteſt,
Und ich nicht willig ſchallen ließ;
Stünd es in meiner Macht zu ſingen?

An meinem Geiſt hängt ein Gewicht
Von Bley. Unmöglich kan er ſteigen.
Ein Adler, der gebunden iſt,
Mag ewig ſeine Flügel ſchwingen.

Umſonſt ſchlägt er die niedre Luft,
Die Sonne wird ſich ihm nicht nähern,
Der königliche Vogel traurt,
Und nach und nach verlernt er fliegen.

Was iſt ein Land, dem ſonſt nichts fehlt,
Als nur die Freyheit der Gedanken?
Es iſt bey allem Ueberfluß
Ein finſtrer knechtiſcher Erdboden.

* „ Der ſichre Ochs läuft durch das Feld,
„ Und Ceres gibt den Aeckern Kräfte,
„ Und milder Seegen nähret ſie,
„ Der Schiffer fliegt durch ſichre Meere.

„ Für Vorwurf förchtet ſich die Treu,
„ Es wird kein Hauß beflekt mit Unzucht,
„ Durch Ordnung und Geſeze iſt
„ Das ſchändliche Unrecht gebändig't.

„ Das Lob ſchmükt die Gebährende:
„ Die Kinder ſehn den Männern ähnlich,
„ Die Strafe folget auf dem Fuß
„ Und unterdrüket ſchnell das Laſter.

O Freund! ſo ein beglüktes Land
Iſt doch noch nicht das Land der Dichter.
Wie? nenn ich das ein glüklich Land,
Das öde iſt und leer von Dichtern?

Ja! Freund! hier iſt es Hochverraht,
Jenſeits der alten Schranken denken.
Ich ſorge für ein jedes Wort,
Daß es mein knechtiſch Land verrahte.

* Horat. Carm. L. IV. Ode 5. v. 17 - 24.

Nicht,

Nicht, daß mein Land ein Prinz beherrſcht,
Und daß wir ihm gehuldigt haben.
Denn ſind wir gleich kein herrſchend Volk;
Der Unterthan verträgt den Dichter.

Wahr iſt es, daß ein freyes Land
Der Welt den ew'gen **Haller** ſchenkte;
Doch er erhebt mit einer Leyr
Sein freyes Volk und ſeinen König.

Und wenn gleich **Bodmer** herrlich ſingt,
Singt ſchon aus ihm des Landes Freyheit:
War **Milton** nicht ein Unterthan?
Singt **Klopſtok** nicht auch unterm Prinzen?

O eine Nacht von Vorurtheil
Ligt noch auf meinem armen Lande.
Mehr ſag' ich nicht. Weh meinem Lied,
Wann es kein Pf . . . leſen dörfte.

X.

Das Glük der Dichter.

Der Dichter ſingt ſich in der Zeit
Geſchikt zum Lied der Ewigkeit,
Sein Lied wird ſich mit ihm verklären.
Wie werden ihn, dorthin gerükt,
Die ältren Engel ganz entzükt,
Den jüngern Engel ſingen hören!

Jezt wird er auf ſein Lied nicht ſtolz;
Denn ſeine Leyer iſt von Holz,
Und nur mit ſchlechtem Darm bezogen.
Er ſchlägt ſie noch mit rauher Hand;
Oft iſt, was Müh er angewandt,
Ein falſcher Ton davon entflogen.

Vom Volk und Fürſten ungeehrt,
Und glüklich, wenn ein Freund ihn hört,
Singt er im Stillen ſcheue Lieder,
Nur ſparſam gibt in leiſer Nacht,
Die Echo, die er ſelbſt erdacht,
Aus Beyfall ſeine Töne wieder.

Er ſingt die Schönheit der Natur,
Bald wie ſie aus der heitern Flur,
Bald wie ſie aus den Mädgen ſpiegelt;
Oft hält im zügelloſen Lauf
Sein zäumend Lied die Bosheit auf,
Und matte Tugend wird beflügelt.

Doch höher wagt ſein Lied ſich nicht,
Statt lauten Lobs hält er für Pflicht,
Das höchſte Weſen ſtill zu preiſen.
O glüklich, wenn er nicht vergiſſt;
Daß er nichts weiſſt; als daß es iſt,
Denn ſo viel wiſſen alle Weiſen.

Einſt wird er ungewohnt entzükt;
Da iſt ſein Geiſt hinweg gerükt,
So ſtark wars ihm noch nie begegnet.
Denn wiſſt; daß die Begeiſterung
Ein Pfand iſt der Verewigung,
Womit GOtt groſſe Seelen ſeegnet.

Doch er fühlt ſchon ein ewig Glük,
Sein ſtolzer Geiſt kömmt nicht zurük,
Den ſchwehren Körper zu bewohnen,
Er nahm von ihm ein leichtes Kleid,
Geſchikt zum Pracht der Ewigkeit,
Und mehrt die ſeel'ge Legionen.

Bey einer groſſen GOttes-Feyr
Kränkt ihn die hinterlaſſ'ne Leyr:
Jedoch aus GOttes Magazinen
Der ew'gen Inſtrumenten, ward
Ihm eine Leyr'r ſeraph'ſcher Art,
Die nahm er, und ſchlug ſtark mit ihnen.

Gewaltig rühr't er, wenn er ſingt.
GOtt hört ihn, und ſein Szepter winkt,
Daß Ihm die Harmonie gefalle.
Entzükt durch den Zuſammenklang,
Beginnt er einen Selbſtgeſang,
Der Himmel ſchweigt: dann jauchzen alle.

O was verweil ich denn noch hier,
Und ſinge meine Lieder für
Zum tauben und verwöhnten Volke?
Wo ich nicht ganz unwürdig ſung;
Komm ſeelige Begeiſterung,
Und bringe mich jenſeits der Wolke!

XI.

An H. R.

Glaubeſt du; daß uns die Tugend natürlicher ſey, als das Laſter?
Du wehrter tugendhafter Freund!
Wahrlich die Tugend iſt nichts als ein Kampf mit dem Ausbruch des Laſters.
Freund! kämpfſt du ſo nicht täglich noch?
Ferne von Tugend und Bosheit lebt man das kindiſche Leben,
Ein kleiner Wurm voll Eigenſinn.
Aber in ihm ligt ſchon der alles verderbende Knabe,
Der Jüngling, der die Mädgen ſtürmt,
Und der trozige Mann und der hypochondriſche Alte,
Das Alter weft das Laſter auf.
Alle die Menſchen von jezt an biß an die Präadamiten
Bekämpften oder liebten ſie.
Brauchte man, daß man das Laſter bekämpft ſein völliges Leben,
Wenn Tugend mehr natürlich wär?

Wenn man den Feind in den eig'nen Provinzen zu
bändigen trachtet,
Das iſt ein ſchwehrer, ew'ger Krieg.
O diß greuliche Herz iſt die haltbarſte Veſtung des
Laſters,
Die Tugend fühlt den ſtärkern Feind.
Ganze Armeen von edlen Entſchluſſen ſind aufge-
opfert,
Sie hat noch keinen fußbreit Land.

XII.

Der Wunſch eines langen Lebens.

Mein mit dem Leib verbundner Geiſt,
Der ſeine ew'ge Währung weiſt,
Wünſcht ſeinen Körper gleich unſterblich;
Als wär des Geiſtes ew'ge Kraft
Der körperlichen Eigenſchaft
Zum mind'ſten durch Verbindung erblich.

Dem Weiſen, wie dem Thoren träumt
So kindiſch und ſo ungeräumt
Von ſeines Körpers ew'gem Leben.
Indeſſen eilt und mahnt der Tod,
Der aus der kleinſten Krankheit droht,
Die eitlen Wünſche aufzugeben.

Doch die Maschine die stets läuft,
Wenn auch kein Zufall sie ergreift,
Läuft ab nach eigenen Gesezen.
Noch hindert diß Gefühl uns nicht,
Maschinen, die ein Stoß zerbricht,
Der ew'gen Währung wehrt zu schäzen.

Hält uns vielleicht des Körpers Pracht,
So schön von der Natur gemacht,
Als keiner kam aus ihren Händen,
Diß jugendliche Angesicht,
Der Wuchs, dem Anstand nicht gebricht,
So stark von Brust, so schlank von Lenden?

Allein, gesezt, der Tod verweilt,
Das Alter, unser Vortod, eilt,
Den schönsten Körper zu verderben.
So vorbereitend kömmt der Tod,
Er gibt nach vieler Jahre Noht
Den kleinsten Anfall: und wir sterben.

So widerſprechend kan nichts ſeyn:
Der jüng're Thor wünſcht nicht allein;
Daß ſeine Jugend ewig währe:
Der Alte, klug zu ſeiner Quaal,
Will; daß ſich mit der Jahre Zahl
Sein Alter? nein! ſein Elend mehre.

Doch gebt ihm Menſchenalter zu!
Sieht er darum in gröſſ'rer Ruh
Des Alters Ende näher rüken?
Er wird auch in dem ſpätſten Tod
Die eitlen Seufzer noch zu GOtt
Um Friſtung ſeines Lebens ſchiken.

Nur wen'gen floß die Zeit zu lang,
Die ſuchten ihren Untergang
Eh Schikung oder Zeit ſie fällten.
Doch denen gab ihr ſchwarzes Blut
Den aus Verzweiflung ſtarken Muht.
Sie wurden aus Verzagtheit Helden.

Wer dekt denn nun die Urſach auf,
Warum nach ſaurem Lebenslauf,
Nach ſchwehrer Müh von vielen Jahren,
Wir dennoch voll von Eitelkeit
Wie in der beſten Jugendzeit
Unwillig in die Grube fahren?

Mein Geiſt miſſt meine Lebenszeit
Nach dem Gefühl der Ewigkeit,
Das GOtt ſo tief in ihn gegraben.
Die halten keine Zeit für lang,
Die, Seelen frey vom Untergang
Und denkend in das ew'ge haben.

XIII.

Der Morgen.

Als ich im Mittelſtand zwiſchen dem Traum und zwiſchen dem Wachen
Nach einem ernſten Tag die ernſtre Nacht durchſorgt;
Sprang ich erzürnt vom traurigen Bett' auf, mit Thränen in Augen,
Und ſah den Himmel um ein ſanfter Schikſal an.
Augenbliks ſah ich ein zweifelhaft Licht im dämmernden Oſten,
Das nach und nach den ganzen Horizont beſloß.
Aeltere Dichter bezeugen, es ſey die Gemahlin des Tithons,
Die auf den alten Mann erzürnt, ſein Bett verläſſt,
Und vor dem Titan herläuft. Doch eine glänzende Scheibe
Erhob ſich hinterm Berg mit ſtiller Pracht herfür.

Erſtlich

Erſtlich brannte der Berg, dann floß das glänzende Feuer
Herab aufs nahe Feld und überſchwemmt die Flur.
Wahrlich das war eine Oefnung des glänzenden ſeel'gen Olimpus,
Rund, und im Durchſchnitt nicht ganz zwoer Hände breit.
Fuhr nicht aus dieſer geſeegneten Oefnung ein göttliches Leben
In alle Creatur und in mein troſtloß Herz.
Sey willkommen, du ſeeliger Morgen! mein nächtlicher Kummer
Hat dich zu meinem Troſt von dort herab geſeufzt.
Nicht nur die nächtliche Sorgen verſcheucht dein erquikendes kommen;
Ich fühle einen Tag der Luſt in mir aufgehn.
Feurig ergreif' ich die Leyer und ſpiele dich, ſeegnender Morgen!
Wie du der Schmuk der Welt und meine Freude biſt.

XIV.

Die Einſamkeit.

Fern von der Städte wildem Rauſchen,
Will ich den Stand mit dir vertauſchen,
Freund! der einſt dich und mich erfreut.
Gib ſtatt des Wechſels im Gewühle,
Von Mädgen, Tanz, und Wein und Spiele
Die Einfalt deiner Einſamkeit.

Du ſträubſt dich? mit welch falſchen Gründen
Soll ich dich zu dem Tauſch verbinden,
Dem mein Gewiſſen widerſpricht?
Du gläubſt: daß ich nichts Gutes haſſe.
Wär das ein Glük, das ich verlaſſe;
Warum behalt ich es denn nicht?

Doch höre! kömmt bey deinen Hütten
Auch je ein Prinz vorbey geritten,
Und ſonſt ein Rok mit einem Stern?
Kennſt du auch, die dem Fürſten dienen?
Du kenneſt keinen unter ihnen,
Vom Haiduk biß zum Kammerherrn.

Was wird in ganzer Galla Tagen
Vom Hofmann für ein Kleid getragen?
Was zieht er an halb Galla an?
Weiſt du auch was von wilden Bällen?
Wie ſie den gröſſten Saal erhellen?
Und wie der Hofmann eſſen kan?

Was ſoll ich dich mehr unnüz fragen?
Du weiſſt mir doch von nichts zu ſagen;
Als was du in dem Thale hörſt.
Du biſt zu wiſſen unvermögend,
Was du nicht in der weiten Gegend
Von einer Viertelſtund erſäheſt.

Dein Thal beſchreibt ein eng Gebürge
Es ſieht dein eigen ganz Bezirke
Wie eine groſſe Laube aus.
Dein Wohnplaz iſt die gröſſte Hütte,
Anſehnlich in der kleinern Mitte,
Und dennoch mehr ein Zelt, als Hauß.

Iſt dir dein Stand noch nicht zuwider,
Da du im Bilde meiner Lieder
Dich ſo verächtlich leben ſiehſt?
So ſage mir denn; wie dein Leben,
Von keinem Schein des Glüks umgeben,
So liebenswürdig dir verflieſſt!

Du lächelſt, und auf deinen Wangen
Seh ich des Herzens Unſchuld prangen,
Dein Auge lacht Zufriedenheit.
O wird dir durch dein einſam Leben
Ein ſo erhab'ner Muht gegeben:
Welch Glük iſt denn die Einſamkeit!

XV.

Auf den Abſchied eines Freundes.

In hellen Flammen, die kein Rauch verdunkelt,
Brennt ihres Freundes Liebe gegen Doris,
Sie küſſen und umarmen nicht einander,
Die Luſt umarmt ſie.

Bald lokt ein günſtig Schikſal den Geliebten,
Bald trennet ſie ein Unglük von einander,
Und zweifelnd, ob ſie ſich einſt wieder ſehen?
Reiſt er von Doris.

Die Poſt bläſt durch ihr Horn ein tödlich Schreken
Ins zarte Ohr und ihr noch zärter's Herze
Er ſeufzt und wikelt ſich mit Schmerz und Mühe
Aus ihren Armen.

Ver-

Verlaſſe dich o Unſchuld! auf den Himmel!
Er läſſt dich nicht des Zufalls Opfer werden,
Er winket ſchon dem Schikſal, den Geliebten
Wieder zu bringen.

Er kommt zurük, und mit ihm kommt das Leben
Und aller Vortheil tugendhafter Liebe,
Und die Vergeſſenheit des vorgen Jammers
In ihre Herzen.

O Freund! wir trauren mehr bey deinem Abſchied
Als zwey Verliebte, wann ſie ſcheiden, trauren;
Unmöglich können ſie ſo groſſe Schäze
Als wir verlieren.

Doch laß uns hier von unſrer Freundſchaft Schönheit
Ein wiewohl unvollkommnes Bildniß ſchildern!
Es ſtekt vielleicht für uns ein Troſt darinnen;
Für dich Vergnügen.

Wer leitet uns zum Anfang unſrer Liebe,
Der klein war wie in allen andern Dingen?
Ihn hat der Freundſchaft angenehmer Fortgang
Gänzlich verſchlungen.

So wächſt das Kind aus einem kleinen Wurme,
Bald wird ein wimmernd Kind zum muntern Jüngling,
Und dieſer wird, eh' ers noch ſelbſt vermuthet,
Vom Mann verdrungen.

Wars Simpathie, die unſre Herzen bande?
Hängt unſre Luſt an uns verborg'nen Gründen?
Wie! liebten wir zuerſt einander darum,
Weil wir uns liebten?

Wir ſtürzten ſo den Götzen neuer Weiſen
Den Hauptſaz ihres ganzen Lehrgebäudes
Den einzgen Troſt und die beſchriene Loſung
Junger Vernünftler.

Wir ſchmeicheln uns o Freund! daß deine Einſicht
Vielleicht ein kleines Gut an uns gefunden,
Das dich gereizt, uns näher noch zu kennen,
Und dann zu lieben.

O Freund! nichts haben wir vor dir verborgen;
Oft hat dein ſcharfes Auge unſre Seelen
In den dem Scherz geweyhten Nachmittägen
Nakend geſehen.

Und unbereut haſt du ſie ſo geſehen.
Ihr Muht ſich von dem Pöbel zu entfernen,
Ihr redliches und ungeſchminktes Weſen,
Hat dir gefallen.

Wie? höhnt uns nicht das Lob aus eig'nem Munde?
Der Pöbel, dem das Lob des Weiſen fehlet,
Haucht mit der Prahlerey aus eignen Lippen
Eigene Schande.

Uns ſichert deine Wahl vor blödem Irrthum
Wie vor dem Schein der eitlen Eigenliebe;
Und deiner Freundſchaft oft verſproch'ne Dauer
Iſt unſer Bürge.

Wo biſt du Freund! o laſſe dich umarmen!
Wo ſind wir? ſind wir nicht in deinen Armen?
Laß uns von dieſer heil'gen Freundſchaft trunken
Stammlend dich loben!

Dein Adel glänzt durch Wiſſenſchaft und Tugend,
So, wie durch edle Bilder deiner Ahnen;
Die werden noch durch deine eig'ne Schönheit
Schöner gemahlet.

Du unnachahmlich Muſter vor die Edle,
Die durch Unwiſſenheit und rohe Sitten
Den ſaur erwerb'nen Ruhm der beſſern Väter
Mit Füſſen tretten!

Iſt diß nicht unſres Freundes holdes Bildniß?
O ja! es iſts; wir werden nicht betrogen.
O Bild du reizeſt unſer Herz zur Tugend
Und deiner Liebe.

Freund! diß bewog uns, dich ſo hoch zu ſchäzen;
Nun gehſt du und mit dir geht unſre Freude
Und uns bleibt nichts zurük, als nur der Schatten
Fliehender Freude.

Zwar trauren wir, als wenn wir dich auf ewig
Aus unſrem treuen Arm verlohren hätten:
Doch unſre heiſſe Sehnſucht hofft, dich morgen
Wieder zu ſehen.

In ſchönſten Frühlingstagen glänzt die Sonne,
Die Erd iſt hell und lacht; doch auf den Abend
Iſt ſies nicht mehr, es wird ihr Antliz finſter
Und traurig.

Wie? seh'n wir morgen nicht aus Licht und Schatten
Das Morgenroht dem Tag entgegen lächeln?
Die Sonne kommt, erhellt die Erde wieder
Und mahlt sie lachend.

Nein! Freund! du wirst uns ewig nicht verlassen,
Du wirst durch deiner Nukkunft gold'ne Strahlen
Die finst're Augenblike unſ'res Lebens
Glänzend erheitern.

XVI.

Die Zerſtreuung.

Was häuf' ich denn Gedanken ohne Zahl?
Was wankt mein zweifelhafter Wille?
O, ſammle dich, mein flücht'ger Geiſt einmahl,
Aus der Zerſtreuung in die Stille!

Die Kindheit floß im wilden Eigenſinn,
Und durch die Luſt von Jugendjahren
Eil ich zum ſorgenvollen Alter hin.
Soll ich auch wild hinunter fahren?

So, wie ein Kind ein groß Papier zerſtükt,
Und überläſſt es dann den Winden:
So werden die Gedanken hingeſchikt.
Wie werd' ich ſie zuſammen finden?

Wenn mir der Kummer zehn Gedanken raubt,
So viel und mehr raubt das Vergnügen.
Und wenn ſich einſt mein Geiſt recht ruhig glaubt,
So iſts, wie wenn die Meere ſchwiegen.

Auch der Gedanken ſind nur allzuviel,
Die mir ein untreu Kind geſtohlen.
Von ihr, von unſrem Tanz und Wein und Spiel
Soll ich ſie wieder zu mir hohlen?

Des Dichters Denken macht noch mehr zerſtreut,
Sein Berg und Pferd und Wald und Buchen,
Die Muſen-Schaar und ſeine Ewigkeit.
Wie will er ſich von dorther ſuchen?

XVII.

Einladung in die Stadt.

So ohne den Himmel und Opern verſteckſt du
dich drauſſen im Thale?
Durch dich ſelbſt unglükſeel'ger Freund!
Es wälzt ſich indeſſen die glükliche Stadt aufs präch-
tige Luſthauß,
Und ſieh't und höret Wunder an.
Der krieg'riſche Ton der Trompete verkündig't Ver-
gnügen und Frieden:
Carl kömmt, und alles ſchweigt und lauſcht.
Dann ſezt an die wartende Geige der ſtürmende
Biankini *
Mit ſtarker Hand den Bogen an,
Und zieh't ihn von unten hinaus biß an ſeine äuſſer-
ſte Spize,
Kaum faſſt ihr Bauch den ſtarken Ton.

Dem

* Concertmeiſter.

Dem herrſchenden Ton wird die ganze Orcheſter * gehorſam: es tobet
Harmoniſch des Concerts Tumult.
Jezt rauſchet der prächtige Vorhang hinauf: das Parterr wird zu Augen,
Es will mit allen Sinnen ſeh'n.
Des glänzenden Roms Capitol, Marktpläze, Paläſte, Triumphe,
Luſtgärten, Grotten, Statuen.
O welch' eine Reihe von ſelt'nen verblendenden Gegenſtänden!
Die Augen würden dir vergeh'n.
Allein, was meynſt du, was da für entzükende Stimmen ertönen?
Was willt du mit der Nachtigall?
So kräuſelnd und zärtlich ſie einſt an deiner Laube geſchlagen,
Als wir die Lokkende belauſcht;
So war es doch eine nicht menſchliche, wilde und thieriſche Stimme.
Und ſtets der nehmliche Geſang.
Jezt höre die mehr als menſchliche Stiñe der Mariane **
In oft verändertem Geſang.

Sie

* Orcheſtra.

** Mariana Pirkerin, berühmte Sängerin.

Sie wirbelt in biegſamer Kehle die unnachahmliche Triller
In flücht'gen Zweyunddreyßigſteln.
Bald aber verweil't ſich die haltende Stimme auf langſamen Noten,
Und weckt Mitleyd und Zärtlichkeit.
Da ſollteſt du ſehen, wie ihre Gebehrden mit ſingen, wie alles
Zu Melodien an ihr wird.
Wie? ſoll ich dir weiter erzehlen? vom Liede des männlichen Hagers: *
Wiſch die unbill'ge Thränen ab! **
Wie? oder vom ſanftern Jozzi? *** nein! nicht weiter! komm ſelbſten
Und hör' und werd zur Statue!

* Berühmter Tenoriſte.
** Aria. Tergi l'ingiuſte lagrime.
*** Auch berühmter Sänger.

XVIII.

Die Gelaſſenheit.

Glük oder Unglük mag für mich
In zweifelhafter Zukunft liegen!
Mein Herz hat einen Schaz für ſich
Zu ewig daurendem Vergnügen.

Den Pöbel ſezt ſein Glük ſo hoch,
Daß er ſein Wohl und ſich miſſkennet,
Beym Ueberfluß ſelbſt denkt er noch;
Ihm ſey nicht Glüks genug gegönnet.

Bey vielen lig't im Blut ihr Heil,
Die ſind nach ſelbſt erdachtem Rechte
Zum wenigſten der beſte Theil
Vom ganzen menſchlichen Geſchlechte.

Doch

Doch wenn die ernſte Stunde naht,
Die ſie entblöſſt von ihren Schäzen,
Wird ſie die Zukunft, die nichts hat,
Was ſie erhebt, herunter ſezen.

Mir ward vom Himmel zwar kein Glük
Zur Probe meiner Demuht eigen:
Allein mir ward ein ſchlecht Geſchik,
Ein ſtandhaft Herz darinn zu zeigen.

Wie ſaur wird uns die Lebenszeit?
Ein jeder Tag hat ſeine Plage.
Noch trag ich mit Gelaſſenheit
Beſond're Laſten meiner Tage.

Ja! ich ertrage ſie nicht nur,
Mit ſchweigendem gelaſſ'nem Herzen:
Oft, wann mir Unglük wiederfuhr,
Erhob mein Muht ſich biß zum ſcherzen.

Wer dieſe Faſſung Leichtſinn heiſſt,
Dem will ichs wahrlich nicht verdenken;
Wenn er nur beſſ're Mittel weiſſt
Die Ruhe ſeinem Geiſt zu ſchenken.

Doch nennt es Leichtſinn oder Muht,
Sich in dem Unglük zu erheben!
Gelaſſenheit iſt mir ein Gut,
So lieb und koſtbar als mein Leben.

Der Himmel ſchenke mir diß Herz
Biß in die lezten Augenblike!
Denn wird mein Muht im jez'gen Schmerz
Der Anfang von dem künft'gen Glüke.

XIX.

Pflicht der Dichter.

Einſt war die Dichtkunſt GOttes Ruhm,
Und GOtt war ihre gröſſte Zierde.
O warum loderte zugleich
Ihr edler Weyhrauch falſchen Göttern!
Der zweifelhafte Götterſpruch,
Das fabelhafte Lob der Gözen,
Ihr dummer Dienſt, ihr raſend Feſt,
Etahl, unverdient der Dichtkunſt Schimmer.

Doch daß Homer nicht GOtt beſang,
Wollt ihr ſein Lied deßwegen ſchmähen?
Den ſelbſt der Dichter nicht gekannt,
Wie wollte dem die Dichtkunſt opfern?
Und kennt ſie denn nur eine Pflicht?
Der Helden Lob, der Ruhm der Tugend,
Der Laſter Hohn, der Sitten Pflicht
Sind dieſe keiner Lieder würdig?

Uliß und Hektor und Achill
Der Griechen mächtige Halbgötter,
Erfochten ſich Homers Geſang
Und wurden erſt durch ihn zu Göttern.
Uliß red't prächtig, wie ein Prinz,
Und Neſtor ſüß und überzeugend,
Und Menelaus kurz und kühn,
Und alle Hörer ſind gewonnen.

Hört Prinzen! was der Dichter lehrt:
Vom Jupiter ſind Fürſten Fürſten. *
Der König iſt ein Knecht des Zevs
Und ſoll ihm gleich an Grosmuht werden, **
Gut gegen dem beherrſchten Volk,
So wie ein Vater gegen Kindern,
Und fern von ſtolzer Red und That
Soll er des Königs Amt verwalten!

Sind nicht Oreſt und Telemach
Von Ehrfurcht voll für ihre Väter?
Sind nicht Patroklus und Achill
Ein ewig Muſter wahrer Freunde?

Glaubt

* Iliad. β. 194.
** Odyſſ. β. 234.

Glaubt Frauen! oder glaubt es nicht;
Daß einſt Penelope geweſen,
Die keuſch war und dem Mann getreu.
Lernt eure Pflicht auch aus der Fabel!

Wer fühlt denn nun ein Herz in ſich,
Das Lieder kocht, die ewig dauren?
Sein Lied beſinge GOtt zuerſt!
Wer iſt denn mehr der Lieder würdig?
Jedoch ſo weit Geſchöpfe ſind;
Iſt auch ſein Ruhm allgegenwärtig.
Du findeſt ihn ſo groß im Staub
Als in den Millionen Sonnen.

XX.

Bav.

Als Philips Sohn die Welt beraubt,
Sollt ihn der Grieche göttlich ehren.
Von Griechen sollt ers nicht begehren,
Die kannten ja ihr menschlich Haupt.
Der Grieche sagt aus Forcht nicht viel;
Doch lacht er seiner:
Weil Philips Sohn ein GOtt seyn will,
So sey er einer!

Weil Bav aus allen Dichtern raubt,
Verlangt er Dichters Rang und Ehren.
Von Klugen sollt ers nicht begehren,
Sie kennen ja sein seichtes Haupt.
Aus Mitleyd sagen sie nicht viel;
Nur lacht man seiner,
Weil Bavus ein Poet seyn will;
So sey er einer!

XXI.

Der Nebenbuhler.

Schöne Phillis! laß mich das ſchöne Bildniß
Des Geliebten, der mich aus dir verdrungen,
Daß die Welt dein artiges Wählen lobe,
Meiſterlich mahlen.

Soll ich ihn dem Vater des Weins vergleichen,
Der mit aufgeblaſ'nen dicken Wangen
Und gedehntem Bauch den gefüllten Aimer
Lächelnd beſtiegen?

Ach vergib mir Vater der edlen Freuden!
Den Gedanken, der dich ſo ſchmähen ſollte.
Vor die Sünde will ich ja zwanzig Räuſche
Reuend dir opfern.

Haſt du, wie er, gährendes Bier getrunken?
Chier-Wein und brauſender Muskateller
Hat, dich ſtärkend, deine gewölbte Wangen
Röthlich gefärbet.

Aber ihm hat ein gekocht Getränke
Matt, wie ſchlechtes Waſſer, den Bauch gedehnet
Wie des Pfeiffers Baken, die Lieder drohen,
Sind ſeine Baken.

•

Dort in öder Gegend des kalten Grönlands
Lebt man ein mehr thieriſch als menſchlich Leben,
Und die Nahrung ſelbiger rauhen Gegend
Reichet der Wallfiſch.

Gierig ſucht man ſtinkenden Tran des Fiſches,
Dieſer nährt den hungrigen wilden Freſſer,
Schröflich wächſt der Bauch und geſchwollne Baken
Schänden das Antlitz.

Scheint

Scheint dir Kind! diß Bild zu wild und grauſam?
O ich will vom Schoſe des Frauenzimmers
Deinem Liebſten ähnliche Bilder hohlen.
Kanſt du es leyden?

Moyſe, die von ſchmeichelnden Frauenhänden
Beſſre Biſſen, als ihre Herrn, bekommen,
Und davon fett werden, und keuchend lauffen
Will ich dir ſchildern.

Zürne nur! wie? hab ich ſein Bild getroffen?
Ja ja! er iſts, an dem erwählten Freunde
Kanſt du mein Kind! einen geliebten Moyſen
Häuslich erſpähren.

****
****
***
*

XXII.

Pflicht und Zwang.

Als zweer Männer ernſtlich Ja
Verträg' und Käufe machte,
Da war noch kein Gedanke da,
Der ſie zu brechen dachte:
Jezt, da ſich der Verträge Kraft
Auf Eyd und Clauſuln gründet,
Iſt kein Verſpruch mehr dauerhaft,
Und Glaub und Treu verſchwindet.

Als zweer Freunde treues Ja
Den Bund der Freundſchaft machte,
Da war noch kein Gedanke da,
Der ihn zu brechen dachte.
Doch da die Freunde jezt ihr Band
Durch Wein erhizt beſchwören,
Herrſcht in der Freundſchaft Unbeſtand
Und Falſchheit muß ſie ſtören.

Als der Geliebten zärtlich Ja
Das Band der Ehen machte,
Da war noch kein Gedanke da,
Der ſie zu brechen dachte.
Doch jezt ſo bald der Prieſter Mund
Den Seegen drauf geſprochen,
Wird der von ihm geweyhte Bund
GOtt weiſſt, warum? gebrochen.

Die Tugend iſt dem Zwange nicht,
Der Freyheit nur zu danken.
Der Menſch verlezt die liebſte Pflicht
In ſelbſt erdachten Schranken.
Befrey't von Clauſuln, Schwur und Weyh,
Verträge, Freundſchaft, Ehen!
Ihr ſollet Liebe, Scherz und Treu
Sich ewig küſſen ſehen!

XXIII.

An Herrn V. W.

Krieg und Schlachten ſing ich an einem Tage,
Da die Liebe ſegnend den Frieden ſchenket.
Kenner der poetiſchen Raſereyen,
Bräutgam, erlaub es!

Soll ich den erſchröklichen Tag bey Mollwiz,
Der des Königs muhtigen Feind, als Schatten,
Mächtig in die ewige Nacht gejagt hat,
Feurig beſingen?

Einmahl ſind ſie von den gefürchten Armen
Des bißher von niemand bezwung'nen Helden
In den Tod hinunter geſcheucht, und warten
Auf ihre Brüder.

Dieſe aber kommen von Ezaslau, Strigau,
Trautenau und Keſſelsdorf ſtille zu ihnen,
Reden ſtumm ihr Unglük, und alle Weinen
Einerley Schikſal.

Doch jezt ſchläft der Held, und der König wachet,
Alles fühlt den Vater in ſeinen Reichen,
Beſſ're Kinder fühlen Ihn voll von Güte,
Schlimme voll Eifer.

Oede Wüſten werden durch Ihn bevölkert;
So, wie aus dem leeren und wilden Chaos
GOtt die ſchönſte Welten heraus geſchaffen,
Und ſie bevölkert.

Weiſe ſind Herrn, Dichter des Königs Freunde,
Künſtler ſind belohnet und ſteh'n in Ehren,
Und der Kaufmann handelt ſich reich, er wird nicht
Fürſten beneiden.

So ein Land, Freund! haben wir nun verlaſſen
Voll von Helden, Weiſen, und ſeel'gen Bürgern:
Doch, iſt nicht jezt Carl unſer groſſer Fridrich?
Kan es uns reuen?

Ja dich hat mit zärtlichem Band die Liebe
Nunmehr an das ſchönſte Land angefeſſelt.
Scheint nicht ein Land um des Geliebten willen
Noch liebenswürd'ger?

Freund! du kamſt, du ſahſt und du ſigteſt eilend!
So, wie Cäſar, oder wie Friedrich ſigte!
Und ich ſinge jezt mit gerührtem Herzen
Lieder des Sieges.

Lebet wohl, dreymahl beglükte Beyde!
Seyd allzeit des ſegnenden Himmels Vorwurf!
Doch da Carl und Himmel euch ſchon geſegnet,
Seyd ihr geſegnet.

XXIV. Der

XXIV.

Der Unterſchied.

In heil'gen Augenbliken
Fühlt ich ein ſanft Entzücken
Und ſchuf ein rührend Lied,
Auch hab ich oft, gedungen,
Den Tod und Scherz beſungen:
Das war ein Unterſchied!

Ich ſtahl zu Nacht die Küſſe.
Glükſeel'ge Finſterniſſe!
Kein Kuß ſchmekt unbemüht.
Bey Tag und ungeſtohlen
Darf ich ſie jezo hohlen:
Das iſt ein Unterſchied!

Den Dichter ſoll zum ſingen
Kein fremder Zufall zwingen,
Sein Herz fühl' erſt ſein Lied.
Die allerbeſten Küſſe
Macht erſt den Diebſtal ſüſſe,
Das iſt der Unterſchied.

XXV.

An Herrn Hauptmann N.

Nicht durch des Ausdruks selt'ne Schönheit
Noch durch den Klang der lezten Sylbe
Empfielt sich dir, o Freund! diß Lied.
Dort fühl' ich furchtsam meine Schwachheit;
Hier hab ich ein zu zart Gewissen,
Mit Reimen euer Fest zu schmäh'n.

Daß euer Glük mein Herze rühret,
Daß ich es noch vollkomm'ner wünsche,
Würkt ungekünstelt die Natur.
Sollt ich dem Schall den Nachdruk opfern
Und seh'n, wie ein paar schlechter Reime
Betrüg'risch die Empfindung stihlt?

Noch wird mein Vorsaz vielmahl dreister.
Mein Lied will von dem König singen,
Dem du, o Bräutigam! gedient.
Wer nur der Preussen Fridrich nennet,
Wer nur an ihren Helden denket,
Denkt männlich, und vergisst den Reim.

Von

Von den von Ihm gehalt'nen Schlachten,
Von ſo viel überwund'nen Völkern,
Von einem kühn erfocht'nen Land,
Und endlich nach ſo vielen Siegen,
Von dem durch Ihn geſchenkten Frieden,
Kanſt du, o Bräut'gam Zeuge ſeyn.

Wie? haſt du nicht noch mehr erfahren?
Wie durch den göttlichen Cocceji
Das Recht in Fridrichs Landen blüht,
Und wie der Schwarm der Entemeyer
Der Händel abgegrab'nen Umweg
Halb darbend bitterlich beweint.

Haſt du, wie viele, ohne Nuzen
So groſſe Wunder nur geſehen?
O nein! hier haſt du deinen Ruhm:
Man ſieht aus deinem ganzen Weſen;
Daß du o Freund! dem gröſſten König,
Der je geherrſcht, gedienet haſt.

Gewiß mich hindert nur die Sippſchaft,
Daß dich mein Lied mit ſtolzen Worten
In deiner Braut noch weiter rühmt.
Bald hat ſie von der beſten Mutter
Des Hauſes Schmuk zu ſeyn gelernet,
Noch mehr, der Vater denkt in ihr.

Die Vorſicht hat es ſo geführet;
Daß ihr euch eure Seiten zieret,
Die Schikung kommt gewiß vom HErrn;
Der Himmel lenkte eure Herzen,
Daß ſie jezt mit einander ſcherzen,
Er ſegnet edle Herzen gern.

Was wird mein Lied? du zürnſt o Muſe!
Du ſtrafſt mich ſichtbarlich mit Reimen;
Mein Ausdruk wird dir zu gemein;
Da ſich der Vorſicht weiſes Fügen,
Der ew'ge Stoff zu Hochzeitreimen,
In Strophen ohne Reimen miſcht.

Wer zweifelt denn an ew'ger Vorſicht?
Sie iſt zu wahr vor den Poeten;
Als daß ſie ſtets zur Hochzeit ſoll.
Von Zeit und Ort ein kleiner Umſtand,
Der Scherz, die Liebe und die Freude
Sind Müttern eines ſolchen Lieds.

Wie aber, welch ein Angedenken
Stöhrt mich im richten und im ſcherzen?
O Bräutigam! wer fehlt noch hier?
Poetiſch darf ich ihn erweken.
O wenn er nicht im Himmel wäre,
Ich wünſchte ihn zu eurer Luſt.

Von dorther kommt auch euer Glüke
So groß, als ihrs verlangen könnet,
Gewiß und ungewünſcht von mir.
Lebt wohl, erlebt an euren Kindern
So eine Luſt, wie eure Eltern,
Und werdet bey der Freude alt!

Noch fórcht ich, daß in unſern Mauren
Mein ſelt'nes Lied ziklopiſch klinget.
Miſſfällt euch beeden dieſes Lied;
Sollt ihr von mir nach vierzig Wochen,
Denn Kinder müſſen Klöpp'gen haben,
Ein Wiegenlied in Reimen ſeh'n.

XXVI. Die

XXVI.

Die Appellation.

Was uns kein Ekakzias, kein Blum, kein Bre-
derod,
Kein Fuchs, kein Lanzellot,
Kein Meiſter in der Kunſt zu appelliren,
Und ohne Nullitäten zu leutriren;
Was uns von dieſen keiner lehrt,
Das iſt doch wohl der Mühe wehrt
In Reimen diplomatiſch hier zu deduciren.

Einſt bracht in offenem Gerichte,
Das König Philip hielt, doch wo? iſt nicht bekannt,
Doch weil es Philip hielt, wars wohl in Griechenland;
Ein klagender Machet
Sein Recht mit Gründen von Gewichte
Ganz unumſtößlich für, und ſteht;
Der König möchte doch aus erſt erzehlten Gründen
Sein Bitten ſo gerecht als billig finden.

Doch es erfolgt ein unglükſeeliger Beſcheid,
Der arme Mann! mir iſt es leyd,
Doch war vielleicht auch ſein Petitum nicht geſchikt formirt,
Drum ward es ihm, ſo wie gebeten, abgeſchlagen;
Vielleicht hat er nicht proteſtirt,
Daß er die Klage nur ſchlechthin erzehlend angeführt,
Und nicht in zierlichem Libell ſie vorgetragen?
Genug! er ſollte noch von Rechtens wegen
Ein groß Stük Geld zur Straf erlegen.
Was thut der arme Mann dann nun?
Was wird er thun?
Er hat bey ſeinem Recht auch guten Muht,
Er thut was jezo keiner thut,
Der bey dem erſten Richter den Proceß verliert,
Und eine gute Sache hat; er appellirt.
Vom König appellirt er? und an wen?
Kan dann der König unter andern Richtern ſteh'n,
Als unter GOtt, dem Schwerd und dem Poeten?
Gedult! jezt kommt der Kunſtgrif des Macheten.
Er hatte wohl bemerkt;
Daß als er ſich vor ſeinem König ſo beſchwehret,
Ihn in dem ganzen Handel ſchön belehret,
Und ſein untrüglich Recht mit Gründen wohl beſtärkt;
Sein König voller Schlummer nichts gehöret.

So

So ward er dann verdammt.
Doch das bekümmert den Macheten wenig;
Ich appellire, ſchrie er laut,
Wie einer, welcher ſeiner Sache traut,
Der König fragt an wen? an dich, ſchrie er, an dich?
Wie ſo? an mich?
Ja ja! an dich, vom ſchlaffenden an aufgewachten König.
Der König ſinzt hierauf und hört nun wachend an,
Was vor ein Recht er faſt verſchlaffen,
Und ändert zwar den Spruch nicht ab, den er gethan,
Den klagenden Macheten zu beſtraffen,
Doch daß er jezo nicht ſein Anſeh'n nebſt dem Recht verlezt,
Wird ihm die Strafe von dem König ſelbſt erſezt.

Ihr Advocaten lernt einmal von einem Dichter,
Leutirt vom ſchlaffenden an den erwachten Richter!
Doch ſchlaffen eure Richter auch ſo leis, wie Philip ſchlief?
Glaubt nur, der Schlaf iſt ſchröklich tief,
Worinn die meiſten ſteken.
Lernt nur die Kunſt ſie aufzuweken!

XXVII.

Marx der Kaufmann.

Der Kaufmann Marx war reich und geizig,
Das läſſt am Kaufmann ganz natürlich,
Ihm ward ein Weib voll Wiz und Anmuht,
So reich er war, ſein ſchönſter Reichtum.
Ein Offizier ſah dieſe Waare
Nicht ſo geſchwind, als er ſich vornahm,
Geld, Kunſt und Müh an ſie zu wagen.
Doch, wie war alles anzufangen?
Erſt dacht er, offentlich mit Marxen
Um ſie, wie ein Stük Tuch zu handeln;
Denn ſo ein Marx betrachtet alles
Aus dem Geſichtspunkt eines Kaufmanns
Biß auf ſein Weib, als eine Waare.
Allein er hörte von den Nachbarn,
Daß zwar ſein Kleid auf ſeinem Leibe,
Sein Jung und Diener in der Bude,
Wenn ſich ein Käuffer melden wollte,
Um guten Preiß verkäuflich wäre,

Allein

Allein der Waare, die am ſchwerſten
Von Marren zu bewahren wäre,
Der Frau ſey nicht leicht beyzukommen;
Marr hüte ſie als wie ein Drache.
Doch, hat ſich Jaſon auch gefürchtet,
Als er das gold'ne Vließ geraubet?
Da müſſte meine Amme lügen.
Durch die erzehlte Hinderniſſen
Wird unſer Officier erſt dreiſte:
Sein Muht wächſt durch den droh'nden Umſtand,
Er ſchwöhrt, den Drachen zu berüken.
Das iſt der Anfang unſres Luſtſpiels.

***

Der Offizier verändert nunmehr
Den erſten Plan von ſeinem Angrif,
Spricht ſchmeichelnd mit der Frau des Marren
Durch überredende Dukaten;
Die bietet er der Frau des Marren
Um eine ein'ge Viertelſtunde.
Noch bitten alle ſeine Minen,
Noch fleht der Beutel mit Dukaten
Um dieſe ſüſſe Viertelſtunde;

Doch Marren Frau iſt unbeweglich,
Dem Ruf des Beutels ungehorſam,
Und ſpricht zur Unzeit von der Tugend,
Und von der laſterhaften Bitte
Der pflichtvergeſſ'nen Viertelſtunde,
Und geht und ſagt es alles Marren;
Wie ſie ein Offizier geſprochen,
Und ihr um eine Viertelſtunde
Viel viel Dukaten angebotten,
Und wie ſie ihm von Pflicht gepredigt.
Diß ſcheint zwar einer Fabel ähnlich,
Und macht den Auftritt faſt unglaublich;
Doch es geſchah ja nicht in L - -
Jzt theilt ein Streit das Herz des Marren,
In ihm kämpft Eiferſucht und Geldgeiz,
Er legt den Beutel mit Dukaten
Und die gewiſſe Viertelſtunde
Kaufmänniſch forſchend auf die Wage.
Schon winkt die Zunge nach dem Beutel,
Und unſer Marx iſt faſt entſchloſſen
Die Viertelſtunde zu verhandeln.
Doch in dem Augenblik empfande
Vom GOtt der Marren und der Diebe,
Der ſeinen Streit mit Mitleyd ſahe,

Marr eine göttliche Erleuchtung,
Die Viertelſtunde zu vermeiden,
Und doch den Beutel mit Dukaten
In ſeine Hände zu bekommen.
Voll Freuden über dieſen Einfall
Befiehlt er ſeiner Frau; ſie ſollte
Dem Offizier die Viertelſtunde
Um den geſezten Preiß beſtimmen,
Er wollte ſchon mit ſeinen Dienern
Zu rechter Zeit zu Hülffe eilen,
Um ihrer Tugend beyzuſtehen.
Die Frau darf ihm nicht wiederſprechen,
Und wird, troz der gerühmten Tugend,
Die Mitverbund'ne ſeiner Boſſheit.
Drauf wird der Officier beſchieden
Und kennt nicht das ihm droh'nde Unglük.
Diß iſt der Knoten unſers Luſtſpiels.

*** *** ***

Zurük, unglüklicher Liebhaber!
Du renneſt blindlings in den Unſtern.
Marr ſelbſt ligt lauſchend unterm Bette,
Das dir dein Glük verſpricht, verborgen,

Er ruft, und alle Wände hören,
Und kommen ihm alsdann zu Hülfe;
Dann iſt dein Unglük unvermeidlich.
Er kommt, tritt in ein fürſtlich Zimmer,
Sein Fuß glitſcht auf dem glatten Boden,
Zur Seite ſteht ein koſtbar Bette,
Sein Umhang prangt mit gold'nen Franzen,
Drauf ligt das falſche Kind nachläſſig,
Und alles reizet ihn zur Liebe.
Noch rührt ſich Marx nicht unterm Bette.
Mein Kind! war des Liebhabers Anfang,
Hier iſt der Beutel mit Dukaten,
Und wieſ' ihr ihn in ſeinen Händen.
Noch rührt ſich Marx nicht unterm Bette.
Sie haben ſich ſo ſchnell entſchloſſen,
Mir meine Bitte zu gewähren;
Daß ſie nicht übel deuten werden,
Wann ich jezt meinem Diener etwas
Zu unſrer Ruh befehlen werde.
Drauf ruft er ſeinem Diener plözlich.
Nun denket Marx herfür zu kommen,
Und Lermen in dem Haus zu machen;
Doch augenbliklich kommt der Diener
Mit zwo geladenen Piſtolen,

Und

Und Marx ſchweigt furchtſam unterm Bette.
Hierauf befiehlt der Herr dem Diener
Auf alles, was ſich auſſer ihnen
In dieſem Zimmer rühren würde,
Gleich Feur zu geben. O du armer,
Du armer Marx! was nun zu machen?
Ich wünſche dir Gedult für zwanzig,
Die gleiches Unglük mit dir haben.
Mehr Muht will ich dir Marx nicht wünſchen,
Denn diß iſt nicht der Hanrey Tugend.
Indeſſen erndtet der Verliebte,
Die Früchten eines fremden Streiches;
Denn dieſen Anſchlag hatte Venus
Dem Mars zu Ehren ausgeſonnen:
So ward Vulkan auch oft betrogen.
Das war vom Luſtſpiel die Entwiklung.

XXVIII.

Das Lachen.

Wenn ich mit Syrach denken ſoll;
Die Welt ſey alles Jammers voll:
Sprech ich zum Lachen: du biſt toll!
Noth kan mich ernſthaft machen.
Doch wenn mein froher Geiſt ermißt;
Daß, was die Menſchen mißvergnügt,
Die Schuld an ihrer Thorheit ligt;
Da muß ich lachen.

Wenn mich ein Pfarrer eifervoll,
Von arger Welt bekehren ſoll;
Sprech ich zum Lachen: du biſt toll!
Er kan mich ernſthaft machen.

Doch

Doch wenn er, aus Bekehrungsſucht,
Auf jeden Fehl die Hölle flucht,
Und ſelbſt ſich nicht zu beſſern ſucht;
Da muß ich lachen.

Wenn ich im Haller leſen ſoll;
So ſchwehr und ſo Gedanken voll;
Sprech ich zum Lachen: du biſt toll!
Er kan mich ernſthaft machen.
Doch wenn mein prüfend Auge ſieht,
Wie mancher ſich umſonſt bemüht
Um ein den Haller ahmend Lied;
Da muß ich lachen.

Als mich mein Mädgen anmuthsvoll,
Ermahnt, daß ich ſie nimmen ſoll;
Sprech ich zum Lachen: du biſt toll;
Die Eh kan ernſthaft machen:
Doch als ich bald ſie ſtumm geküſſt;
Daß ſie die Pflicht jezt gern vermiſſt,
Wo Freyheit weit geſchäftiger iſt;
Da muß ich lachen.

Wenn ich den Wein betrachten ſoll,
Wie giftig, und wie händelvoll;
Sprech ich zum Lachen: du biſt toll!
Gift kan mich ernſthaft machen.
Doch, wurd' ich im Gebrauch gewahr,
Welch Luſt und Leben er gebahr,
Wie fürſtlich ich im Rauſche war:
Da muſt ich lachen.

XXIX.

Die Nacht.

Die Nacht iſt niemand günſtig,
Sagt Schmolk im Abendſegen.
Ich aber kans nicht glauben,
Das muß mir Schmolk verzeyhen.
Ich habe geſtern Abend
Mein Mädgen heimgeſuchet,
Wie haben wir geſcherzet!
Wir hatten keine Lichter,
Die Nacht war finſter finſter.
Nur Venus an dem Himmel
Hat uns zur Luſt geleuchtet,
Und hat uns zugeruffen:
Ihr Kinder ſcherzet weiter!
Wie waren wir gehorſam!
Wir haben nichts gefürchtet,
Als nur des Tages Ankunft.
Soll ich dem Schmolken glauben,
Die Nacht ſey niemand günſtig?

XXX.

An die Moraliſten.

Den Xenokrat ſah einſt Eudamidas,
Wie er, ſchon alt, auf der Katheder ſaß,
Und unterm dichten Schwarm der griech'ſchen Jugend
Philoſophirt. Da fragte er:
Wer doch der alte Lehrer wär?
Ein Weiſer, war die Antwort, der die Tugend
Schon lange ſucht.
Je nun, verflucht!
Was hat er denn bisher getrieben?
Wenn wird er einſt die Tugend finden und dann üben?

XXXI.

Der Rechner.

Aus glänzenden Pokälen,
Geziert mit gold'nen Säumen,
Trank ich mit meinen Brüdern.
Da war bey meinen Brüdern
Der Tausendkünstler einer,
Die mit Buchstaben rechnen,
Und die mit Charakteren,
Von Kreuzen und von Strichen,
Den Rechengeist beschwören,
Daß ihr Produkt nicht fehle.
Der wollte von uns haben;
Wir sollten alle zehlen:
Wie oft ein jeder tränke,
Wie viel von den Pokälen.
Das war uns ungelegen.
Wir wollten jezt nicht rechnen,
Wir wollten jezt nur trinken.

Durch allgemeine Stimmen
Ward drauf dem groſſen Rechner
Das Amt des Gläſerzählers
Gebührend aufgetragen.
Drauf ward er durch ein Duzend
Der ſchäumenden Potäle,
Die er ſo gleich verſchlukte,
Zum Amte eingeſeegnet.
Bald ward der Seegen wirkſam.
Schon rief er zwölf plus zwölfe!
Die wurden ihm gereichet,
Und er trank wieder zwölfe.
Doch ſtammlend rief er zwölfe
Plus zwölfe gleich und gleichend
Fiel er in unſre Arme,
Von Wiz und Kunſt verlaſſen.
Der Algebra zu Ehren
Vollführt' ich die Vergleichung,
Und rief ſelbſt ſtammlend zwölfe
Plus zwölfe gleich dem Rauſche.

XXXII.

Die Liebe an Herrn B.

Einſt war es, als von meinen Saiten
Der Ruhm der Freundſchaft ſtröhmend floß.
Wie wurden ihre Seeligkeiten
Im Bilde meiner Freunde groß!
Jezt ſingt mein Lied die ſchönſte Triebe,
Die die Natur hervor gebracht,
Der beſſern Menſchen Glük, die Liebe,
Ihr heilig Recht und ihre Macht.

Es rauſcht: welch eine ew'ge Menge
Wälzt ſich gewaltig dort herein!
Dem unaufhaltſamen Gedränge
Wird ihres Tempels Raum zu klein.
Wie eine dichte Wetterwolke,
Vom Wind gepreſſt, von Laſten ſchwehr:
So ſegelt vom verliebten Volke
Der dichte Schwarm im Sturm einher.

Welch, wiedriges Gemiſch der Leute
Geſellt ſich vor der Liebe Tron!
Der Purpur zu dem Hirtenkleide,
Der Kirchenrok zum Pantalon!
Kunſtrichter lauffen hier als Freunde
Und thun den ſchlechten Dichtern ſchön.
Gemeine Noht vereinigt Feinde
Und lehret ſie um Hülfe fleh'n.

Freund! ſeh ich nicht im dikſten Haufen,
Dich, durch die Noht mit ihm vereint,
Stark eilend nach der Hülfe lauffen,
Die dir auch wirklich ſchon erſcheint?
Die Göttin ſeegnet dir entgegen,
Ihr Blik verſpricht dir Luſt und Ruh;
Ihr Szepter winkt dir tauſend Seegen
Und ungezählte Freuden zu.

Wie? ſoll ich denn Scharlotte ſchildern,
Ihr brennend Aug; den ſchönſten Mund?
Ligt in ſo bald vergang'nen Bildern
Zu deines Glükes Ruhm der Grund?

Hab

Hab ich das ganze wohl gewiſen,
Das nie der ächten Liebe fehlt,
Wenn ich von dir o Freund! geprieſen;
Daß du das ſchönſte Kind gewählt?

Ich will dein Glük weit ſchöner loben;
Da es ſo groß und gründlich iſt.
Die Liebe wird zu ſchlecht erhoben;
Wenn man ihr Glük nach Schönheit miſt.
Laſſt Engel ſich mit Engel gatten,
Nimmt ihnen Tugend und Verſtand!
Bey aller Schönheit, die ſie hatten,
Entſtund ein förchterliches Band.

Zwo der harmoniſchen Naturen,
Woran man keinen Mißklang findt,
Wovon zwo gleich gezog'ne Uhren
Ein unvollkomm'nes Bildniß ſind,
Zum Glük beſtimmt noch ihre Seelen
Ein äuſſrer kleiner Unterſcheid,
Bey denen wird ihr ſeh'n zum wählen,
Ihr Lieben zur Nohtwendigkeit.

Zwey Herzen, voll von schönster Tugend,
Voll Leben ohne Eitelkeit,
Voll Unschuld bey dem Feur der Jugend,
Voll edler Unerfahrenheit,
Voll Muhts, einander zu gestehen;
Daß beyder Tugend sie entbrannt,
Die haben nie sich kalt gesehen,
Und ungeliebt sich nie gekannt.

Die Tugend kan nicht schöner wohnen,
Als, tugendhaftes Paar! in Euch.
Ihr fühlet auch schon ihr belohnen,
Ihr Lohn ist ihr in allem gleich.
Zur Liebe, die euch jezt entzüket,
Vergesset eurer Tugend nie!
Die Liebe wird durch sie beglüket,
Sie wird so daurhaft seyn, wie sie.

XXXIII.

Das Orakel.

Mein Mädgen machte neulich
So kleine kleine Briefgen,
Worauf faſt alle Rahmen
Der unterſchied'nen Stände
Von ihr geſchrieben ſtunden,
Und miſchte ſie, wie Karten,
Und ſprach: zieh ſo ein Briefgen!
Denn, ſagte ſie recht ernſtlich,
Was auf dem Briefgen ſtehet,
Das du mein Kind jezt zieheſt,
Das wird noch aus dir werden,
Es iſt wie ein Orakel.
Drauf zog ich ſo ein Briefgen,
Und es ſtund drauf: ein Pfarrer.
Orakel des Vergang'nen!
Schrie ich, was du weiſſageſt,
Bin ich ſchon halb geweſen,
Und werd es nie ganz werden.

Zieh noch ein ander Briefgen!
Sagt Doris, und ich zoge,
Ich zog den Advokaten.
Mein GOtt! das bist du wirklich,
Sollt du das ewig bleiben?
Schrie Doris und erblaſſte.
O nein! im Buch des Schikſals,
Das du mir aufgeſchloſſen,
Steht ſo, wie mein vergang'nes
Und gegenwärt'ges Glüke,
Das künft'ge auch geſchrieben.
Ich zog das dritte Briefgen,
Und Doris wollt es leſen;
Doch ich zerriß das Briefgen.
Die Zukunft ſoll ihr ſagen,
Was drauf geſchrieben ſtunde.
Mit einer Prieſter-Stimme
Und Advokaten Herzen
Kan man ſchonZetwas werden.

XXXIV.

Fragmente von einem Traum.

Hier geht vieles ab.

Das iſt ein Reich der Finſterniſſen,
Worinn es noch keinmahl getagt,
Darinn ſie nichts vom Lichte wiſſen,
Das, wie bey uns die Nacht verjagt.
Ein ew'ger Schatten dekt die Fläche,
Hier wirkt kein Vorwurf ſichtbarlich.
Nur wenn du ſprichſt und wenn ich ſpreche;
So kennt man mich, ſo kennt man dich.

Ein Fluß, vielleicht der Stix, benezet
Die wilde Gegend und den Sand.
. . . . . .

*** *** ***

Was für ein unerhörtes Schnarchen
Betäubet jezt mein lauſchend Ohr?
Er iſts! ich höre den Monarchen
Von dem erlauchten Muſen-Chor.

Gefehlt! es iſt der Gott der Winde,
Er peitſcht in der beherrſchten Kluft
Die leichten Bürger dunkler Schlünde,
Die ſeinem Wink vertraute Luft.

Was hör' ich aber? Götterſprüche
* * * * *

Mir wohnt ein edler Geiſt im Herzen,
Ein unbefleckter reiner Geiſt,
Der nichts von fleiſchlich tollem Scherzen
Und von dem Brand der Liebe weiſſt.
Mich rühren keine rohte Wangen,
Mich reizt kein Auge voller Gluht,
Kein voller Buſen ſoll mich fangen,
Und keinen Mäd'gen werd' ich gut.

Betrog'ner! haſt du meine Schöne
Und ihren muntern Reiz geſeh'n?
Das Kind, das meine ſchlechte Töne,
Zwar oft, doch nicht genug erhöh'n?
* * * * * *

Er

Er ſieht ſie und wird nicht entzündet.
. . . Silber her,
. . . . . .
Hier fällt ihm die Verläugnung ſchwehr.
. . . . . .
. . . und wählt
Dort jene kleine ſchwarze . .

⁂ ⁂ ⁂

Dort liegen zween auf ihren Knien
Und beten Folianten an,
. . . . . .

⁂ ⁂ ⁂

. . . . . .
Ariſtotel mit Plato ſteket
In dieſer einfaltsvollen . .
. . . . . .

⁂ ⁂ ⁂

Criſpin verſchreibt nur vor die . .
Und iſt doch ſelbſt von Hochmuht blind.
. . . . . .

⁂ ⁂ ⁂

Da geht ein alter Feind des Lebens,
Der manchen ſchon im Thee erſtuft.
Der Wunſch, die Hofnung iſt vergebens,
So bald er nur den Puls begreift.
Arzt! ſchone mir die ſchwarzen Freunde!
Sonſt alles will ich dir verzeyh'n.
Du ſollſt der Leibarzt meiner Feinde,
Ja ſelbſt des . . ſeyn.

⁂ ⁂ ⁂

. . dort tritt mit ſtolzen Füſſen
Des Weiſen Hochmuht frech herein.
Iſts möglich? kan denn wohl dem Wiſſen
Die Uebung ſo zuwieder ſeyn?
Er fühlt ſich ſelbſt in ſeiner Klarheit;
Und kennt ſich nicht, wenn er beweiſt.
Warhaftig eine hohe Wahrheit,
Erfordert einen hohen Geiſt.

⁂ ⁂ ⁂

Wer iſt der dort am Lomber-Tiſche
Die allergröſſten Behte wagt,
Und durch ein ewiges Gemiſche
Die Farben durch einander jagt?

Halt

Halt ein! der Tutti iſt verlohren,
Der Eifer hat ſich überzählt.
Was können falſche Matadoren,
Wenn ihnen die Spadille fehlt?

. . . . .
. . . die Charte ſchikt ſich eben
Vortrefflich zu dem Barbairak.

*** *** ***

. . . . . .
Es iſt die Monarchie der Wörter
. . . . .
Ich ſage nichts: die Unterthanen
Sind wahrlich ihres Fürſten wehrt.

Es geht viel viel ab.

XXXV.

Der ſeelige Kunz.

Der reiche Kunz ſtarb einen ſchnellen Tod,
Und ohne Zuſpruch, Chorrok oder Kelch,
Nur unterm Troſt von einem einz'gen Blike,
Den er gebrochen auf ſein Geld geworfen.
Die Erben eilen ihm ſein Recht zu thun,
Und geh'n den Pfarrer um die Predigt an,
Und fordern einen Plaz der innern Kirche,
Um dort ein prächtig Grabmahl aufzurichten,
Mit dieſer kurzen guten Ueberſchrift:
Hierunter ruht der reiche Kunz in GOtt.
Wie? Kunzen eine Predigt und ein Grabmahl?
Rief zornig der noch nicht belehrte Pfarrer.
Was denkt ihr? einem Mann, der nichts gethan
Als GOtt und ſeinen Pfarrer nicht geliebt,
Der mich am heil'gen Dezem oft verkürzet,
Und GOtt und ſeinen Sabbaht oft geſchändet,
Der ſeines Nächſten Guts und ſeines Weibs
Und ſeines Ochſens . . Nein! den meyn' ich nicht,

Fiel

Fiel jetzt der Mann dem Pfarrer in die Rede,
O nein! ich meyne nur den frommen Kunzen,
Der ihnen hundert Thaler paar vermacht.

Je nun! das habt ihr erſtlich nicht geſagt,
Daß Kunz ein ſo erbaulich End genommen,
Er ſoll die Predigt und das Grabmahl haben!
Wie war die Grabſchrift, die ihr ihm geſetzt?
Hierunter ruht der reiche Kunz in GOtt?
Der fromme Mann hat mehr als diß verdienet.
Es heiſſt doch ſtets: ſo, wie gelebt, geſtorben!
Man ſetz' ihm kühnlich ſo die Grabſchrift hin:
Hierunter ruht der ſeel'ge Kunz in GOtt!

XXXVI.

Cartes.

Cartes * ſah die Maſchine ganz entzükt,
Die Vaukanſon GOtt nachgeſchaffen.
Die Ente war mit weiſſen Federn ſchön geſchmükt,
Aß, trank, verdaute, wuſch ſich pflätſchernd rein,
In Heinrichs Pfüze konnten ſie kaum ſo geſchäftig ſeyn,
Als ſie ſein lüſtern Weib zum Bad verführt.
Cartes durch dieſes Schauſpiel ganz gerührt,
Bewunderte den göttlichen geſchikten Affen,
Freund! ſchrie er, da dein Wiz uns Thiere ſchaffen kan,
(Welch Unterſchied iſt zwiſchen GOtt und uns, und
uns und ihnen!)
So ſind wir Menſchen nichts als göttliche Maſchinen.

* Der Autor erlaubt ſich dieſe Freyheit in der Erdichtung; ob er ſchon weiſſt, daß die Lebenszeit beeder Männer wiederſpricht.

✱✱✱ ✱✱ ✱ ✱

XXXVII.

Die Frauen und Mägde.

Als Troja von Uliß ſo lang belagert wurde,
Belagerten indeß ſein Weib die griechiſchen Stuzer.
Das iſt biß auf den heut'gen Tag der Helden Schikſal.
Doch Troja hielt ſich lang, Penelope ſich auch,
Sie übergab ſich lezlich, dieſe, ſagt man, nicht.
Diß Schikſal iſt für unſre Helden auch zu wünſchen.
Was thaten nun die griechiſchen Stuzer? was die Helden,
Die eine ſtarke Stadt nicht zwingen können, thun,
Sie plündern die umher geleg'nen ſchlechten Dörfer.
Damahls hielt ſich die Frau viel länger als die Magd.
Anſtatt die Frau vergebens lange zu belagern,
Ward jezo bey den Mägden glüklich Sturm geloffen.
Das thun biß auf den heut'gen Tag noch unſre Stuzer.

Die wahre Weisheit iſt den Thoren unzugänglich,
Drum hängen ſie ſich an der Wiſſenſchaften Pödel.

XXXVIII.

An Herrn Professor V.

Ich bin den Lastern feind. Wer setzet mich zum Richter?
Freund! mahnst du mich darzu durch den Beruf der Dichter?
Wie, daß mein edler Zorn, auf gröb're Laster toll,
Den Pöbel züchtigen, und Knechte geißeln soll?
Der Viehmensch hört mich nicht. Ein and're soll ihn richten!
Es hat die Obrigkeit, es hat der Henker Pflichten.
Wie viel ist in der Welt warhaftig lasterhaft,
Obs schon kein Richter rügt und kein Gesetze straft.
Es ist unmöglich schwehr, nach wollen und nach können,
Die Unvollkommenheit vom Band der Menschen trennen.
So wie GOtt Fehler trug im Plan der besten Welt,
Worüber jezt der Mensch ein ernstes Urtheil fällt:
So laßt die Obrigkeit so manchen Fehler dulten!
Ihn richte der Poet und rechne ihn zu schulden!

Wer

Wer ſtraft die Obrigkeit, die keine höhre ſcheut,
Die nichts dem Unterthan, ſich alles ſelbſt verzeyht?
Wenns nicht der Dichter ſagt, wer ſagt beherzt den Prinzen:
Sie ſeyen, was ſie ſind, durch Beyfall der Provinzen?

Wer ſtraft die Bosheit ab, die ſich mit Wolle deckt,
Und drunter einen Wolf, ein reiſſend Thier verſteckt?

Wer ſtraft den groben Stolz der feinen . .
Selbſt in der Weisheit Siz miſſ' ich der Thorheit Gränzen.
Mein Freund! kennſt du ſie einſt, wenn ſie mein Reim beſchreibt,
So mache, daß es ſelbſt vor dir verborgen bleibt!
Wer kennt, wie du und ich den Grimm gelehrter Thiere,
Wenn ihr erhizter Schwarm mein heilſam Werk entführe?
Denn iſts nicht ſelbſt mein Lied, das ihnen mich verſteckt,
Wenn mich kein Freund im Scherz, kein Feind aus Haß entdeckt?

Ihr ſchröklich Schikſal macht, daß ſie den Werk verſchmähen,
Und leſen ſie ihn auch; daß ſie ihn nicht verſtehen.
Doch leſt mich oder nicht, verſteht mich oder nicht!
Wenn ich euch ſtraffen muß verzeyht es meiner Pflicht!

Sieh Freund! ſo laß ich mich zu beiſſenden Satiren
Durch dein ermahnend Wort, wie durch mein Herz verführen.
Doch wird mich auch dein Raht vom Zorn der Welt befreyn?
Willſt du alsdenn mit mir des Haſſes theilhaft ſeyn?

XXXIX.

Gute Zeiten.

Unſre Ahnen, wenn ſie klagten;
Daß die Zeiten ſchlimmer würden,
Sagten: alles ſey verkehret,
Und das oberſte zu unterſt,
Und das unterſte zu oberſt.
Vor dem ſeyn nicht ſo geweſen.
Und wenn jezt die Enkel klagen;
Daß die Zeiten ſchlimmer werden,
Schlimmer, als ſie nie geweſen:
Sagt man: alles ſey verkehret,
Und das oberſte zu unterſt,
Und das unterſte zu oberſt.
Alſo ſteh'n nun alle Sachen
Wieder in dem rechten Zuſtand;
Und das oberſte zu oberſt
Und das unterſte zu unterſt.
Alſo ſind jezt gute Zeiten.

XL.

Einerley Handwerk.

Ein Aryt, den wir kaum beſſer haben,
Der von dem Tod gelebet hat,
Ward in Betrachtung ſeiner Gaben
Der Todtengräber in der Stadt.
Der Mann hat noch die erſte Pflicht,
Er änderte ſein Handwerk nicht.

Ein Mars der durch erlaubtes Morden
Im Krieg ſich fürchterlich gemacht,
Iſt nun ein reicher Fleiſcher worden,
Und hält zu Hauſe manche Schlacht.
Der Mann hat noch die erſte Pflicht,
Er änderte ſein Handwerk nicht.

Trax, der den Wörterkrieg zu führen,
Kunſtrichterlich gelernet hat,
Lehrt jezt die Knaben buchſtabiren,
Und iſt Schuldiener ſeiner Stadt.
Der Mann hat noch die erſte Pflicht,
Er änderte ſein Handwerk nicht.

Bav, der in ſaft'gen Hochzeitreimen
Den Ruhm des Dichters nie verlohr,
Wird keine Kirchmeß jezt verſäumen;
Und geigt als Spielmann Bauren vor.
Der Mann hat noch die erſte Pflicht,
Er änderte ſein Handwerk nicht.

XLI.

Die Liebesgötter.

Die Liebesgötter ſizen
Dicht auf dem Lahn der Borten,
Der Zotteln an den Weſten,
Und der Points d'Eſpanie,
Und auf den Stein-Schuhſchnallen.
Da ſizen ſie bey tauſend,
Und ſpannen kleine Bogen,
Und ſchieſſen auf die Mäd'gen
Unaufhaltbare Pfeile.
Doch auf den matten Borten,
Und auf den ſimplen Kleidern,
Und ſilbernen Schuhſchnallen,
Wenns hoch kömmt, ſizt nur einer.
Als ich mit meinem Mäd'gen
Bey einer gold'nen Weſte
Ganz nah vorbey gegangen;
Da ſchoſſen ſie mein Mäd'gen,
Das unbewahrte Mäd'gen

Mit unaufhaltbar'n Pfeilen
Aus dieſer gold'nen Weſte.
Der einz'ge, der mein Mäd'gen
Erſt kurz vor mich erſtritten,
Entfloh von meinem Hute,
Und ſeiner matten Borte,
Und lief zu denen über,
Die auf der Weſte kämpften.
Der kleine Ueberläuffer!
Jezt will ich zu dem Kaufmann,
Jezt will ich zu dem Schneider.
Von Gold und Lahn und Steinen
Soll alles an mir glänzen!
Und will bey dieſer Weſte
Alsdann aufs neu vorbeygeh'n,
Und alle Liebesgötter
Von ihrem Lan entführen.
Den glänzenden Armeen
Soll niemand wiederſtehen.
Wie daurt ihr mich ihr Mäd'gen!

XLII.

An die Geſchwindreimer.

Dem ewigen Apelles brachte
Ein ſchlechter Mahler ein gleich ſchlechtes Bild,
Das er allein des ſchönſten Beyfalls würdig hielt.
Denn wiſſt; die ſchlechte Mahler ſind wie ſchlechte Dichter,
Der eig'nen Arbeit allzu vätterliche Richter,
Liebhaber ihrer Kinder biß zur Mißgeburt.
Er dachte:
Daß ihm Apellens Lob nicht fehlen ſollte;
Wenn er dabey noch überlegen wollte:
Daß er das Bild in einer Viertelſtunde nur vollbrachte.
Apelles aber lachte,
Und ſagte nur: er wunderte ſich nicht,
Daß er in einer einz'gen Viertelſtunde
Dergleichen Werk verricht.
Allein das ſey die Wunderwürdigkeit;
Daß er in einer ſolchen Zeit
Nicht mehr dergleichen Bilder machte.

XLIII.

Eine Aufgabe.

Als Likurg einſt ſeine Bürger
In den Räuſchen taumeln ſahe,
Wie biß auf die heut'ge Stunde
Die berauſchte Männer taumeln,
Dacht er, ſie dardurch zu beſſern,
Wenn er ihre künft'ge Räuſche
In der Urſach ſchon verwehrte,
Und hieb mit unheil'gen Händen
Alle ſeel'ge Traubenſtöke
Aus der ſeegenvollen Erde.
Und er ſah jezt ſeine Bürger
Nimmer in dem Rauſche taumeln.
Aber neulich ſah ein Geſwihrt;
Daß die meiſte ſeiner Gäſte
Taumelnd aus dem Hofe giengen.
Da ließ er bey ſeinem Hofe
Weislich einen Brunnen graben,

Dieſen leitet er mit Röhren
Zu dem Wein in ſeinen Keller.
Und er ſieht jezt ſeine Gäſte
Nimmer in dem Rauſche taumeln.
Wer von beyden Weinverderbern,
Sagt mir: war ein gröſſrer Böſewicht?

XLIV.

Der Krieg.

Die Könige und Fürſten ſtreiten,
Mit Blut von Millionen Leuten,
Ein handvoll Erde zu erbeuten,
Und beyde unterdrükt der Krieg.
Ich aber und mein Mäd'gen ſtreiten
Unblutig und entfernt von Leuten
Der Liebe Reichtum zu erbeuten;
Und beyde krönt der ſchönſte Sieg.

Die Herren Philoſophen ſtreiten
Mit Gründen, welche nichts bedeuten,
Um nicht geſcheh'nde Möglichkeiten,
Das iſt ein ungereimter Krieg.
Ich aber und mein Mäd'gen ſtreiten,
Mit Küſſen, welche viel bedeuten,
Um leicht geſcheh'ne Wirklichkeiten,
Und nie vermiſſen wir den Sieg.

Die Herren Wörterrichter ſtreiten,
Um ſo nichtswürd'ge Kleinigkeiten,
Da Knaben ſchädlich ſich entzweyten.
Das iſt ein ärgerlicher Krieg.
Ich aber und mein Mäd'gen ſtreiten
Um allerliebſte Kleinigkeiten,
Um die ſich Könige entzweyten,
Wie rühmlich krönt uns da der Sieg!

Herr Joachim und Martha ſtreiten,
Und weil ſie ſich einmahl entzweyten;
So müſſen ſie ſich ewig neiden.
Die Eh' iſt ein beſtänd'ger Krieg.
Ich aber und mein Mäd'gen ſtreiten,
Allein, wenn wir uns ſchon entzweyten,
Wir konnten uns nicht lange neiden.
Der Freyheit danken wir den Sieg.

XLV.

Die Metamorphoſirung.

Alle Mäd'gen ſind gern Mäd'gen
Biß an zwey und zwanzig Jahre.
Denn die Männer ſagen ihnen
Biß an zwey und zwanzig Jahre
Ungemeine ſchöne Sachen,
Die die Mäd'gen gerne hören.
Doch nach zwey und zwanzig Jahren,
Wünſchen ſich die meiſte Mäd'gen
Eine Metamorphoſirung
In das männliche Geſchlechte,
Um alsdann den andern Mäd'gen,
Biß an zwey und zwanzig Jahre,
Schöne Sachen vorzuſagen,
Die die Mäd'gen gerne hören.

XLVI.

An den Geizhals.

Die Königin Semiramis,
Die ſich ihr eigen Grabmahl bauen ließ,
Ließ dieſe Ueberſchrift darüber ſezen:
Wenn einſt ein König Geld von nöthen haben ſollte;
So ſollt' er von den hier verborg'nen Schäzen,
So viel erheben, als er wollte.
Wenn man doch einem ſagt:
Hier liegt ein Schaz begraben,'
Wer ſollte nicht zum wenigſten die Neugier haben,
Dort nachzugraben?
Ihr, die ihr noch viel mehr gewagt,
Die ihr in zweifelhafter Mitternacht,
Dem heil'gen Chriſtoph ein Gebet gebracht,
Und in papiernen Kreiſen
Das Heer der unterird'ſchen Geiſter angeflehet,
Den Plaz verborg'ner Schäze euch zu weiſen,
Geflehet:

Ob ſo ein Vorwiz nicht leicht zu vergeben war?
O ja! kein König könnte ſich hier überwinden.
Darius ſelbſt denkt Wunder hier zu finden,
Zerſtört das Mahl, das ſich die Königin geſtift;
Doch er ward nichts darinn gewahr;
Als dieſe weit're Ueberſchrift:
Du, der du dieſen Moder ſtöreſt,
Und läſſeſt Todte ſelbſt nicht ruh'n,
Du würdeſt diß nicht thun;
Wenn du der ſchlimmſte Menſch der Welt nicht wäreſt.

XLVII.

An die Prieſterfeinde.

Elephanten können
Die in weiſſen Kleidern
Ohne Wuht nicht ſehen.
Und die Stiere können
Die in rohten Kleidern
Ohne Wuht nicht ſehen.
Darum kan Miſander
Die in ſchwarzen Kleidern
Ohne Wuht nicht ſehen.

XLVIII.

An die Unzufriedene.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut ſtünde.
Doch die Mutter ſprach zum Kinde:
Biſt du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauh von Eken?
Welches Kleid wird dich gut deken?

Das Herz des Menſchen iſt bald groß, bald klein,
Und nie wird es beſtändig ſeyn.
GOtt kan ihn durch kein Schikſal kleiden laſſen.
Nie wird ſein Zuſtand auf ihn paſſen.

XLIX.

Die Amazonen.

Als die Amazonen thöricht
Vor dem Vater Bachus flohen,
Als er ſie beſuchen wollte,
Und von Epheſus nach Samos,
Vor ihm fliehend, überſchifften;
Baute Bachus auch ſich Schiffe,
Und ſchwimmt ihnen nach gen Samos,
Und hielt eine Schlacht mit ihnen,
Und vergoß viel Blut von ihnen.
Darum will ich vor dem Vater,
Wenn er mich beſuchen wollte,
Nicht entfliehen und entſchiffen.
Und will keine Schlachten wagen,
Daß er nicht mein Blut vergieſſe.
Ich will auch mein Mäd'gen warnen,

Wenn

Wenn es vor dem Vater Bachus
Unglükſeelig fliehen wollte.
Mäd'gen! will ich zu ihr ſagen:
Denke an die Amazonen.

L.

Troſt der Männer.

Es ſey der Mann der Herr vom Weibe
Dient Mäd'gen oft zum Zeitvertreibe.
Noch ſagt man es vor dem Altar;
Drum iſt es unumſtöſſlich wahr.
Ein ſchröklich Recht von ew'ger Währung
Und das nicht nur kraft der Verjährung;
So drükts auch die Legende aus:
Ihr Männer ſeyd die Herrn im Hauß.

Klimene zwar ſchikt holde Blike,
Kein einziger kömmt eh zurüke,
Als er den Mann ums Recht gebracht.
So ſchröklich iſt der Augen Macht.
Was dieſe nicht zu zwingen wiſſen,
Vollführt ein furchtbar Heer von Küſſen.
Der Mann macht ſich viel Ehre draus.
Ihm bleibt der Titel: Herr im Hauß.

Zephiſe iſt nicht klug zu nennen;
Doch dem ſein Recht verdreh'n zu können,
Der ihren Herrn bedeuten ſoll,
Iſt ſie der feinſten Streiche voll.
Doch ſie herrſcht ihm zum Wohlergehen,
Das muß der Mann gar deutlich ſehen.
Drum macht er ſich gar nichts daraus.
Ihm bleibt der Titel: Herr im Hauß.

Selinden macht die Stärke dreiſte,
Sie zeigt dem Mann zwo ſtarke Fäuſte,
Und einen Arm ſo ſchwehr wie Bley,
Und macht ein Amtsgeſicht dabey.
Er will ſein Leben nicht gern wagen,
Läſſt ſich aus Forcht zum Sklaven ſchlagen,
Und ruft noch untern Bänken aus:
Der Mann iſt doch der Herr im Hauß.

LI.

Der Liebling.

Ich mag bey keinem König
Kein kurzer Liebling werden,
Auch nicht des Lieblings Liebling;
Sie weinen, wenn ſie fallen.
Ich bin der Doris Liebling,
Und lache, wenn ich falle.

LII.

Ein Trinklied.

Wie lange wartet der Pokal
Auf uns vergebens?
Freund! Brüder! Mädgen! trinkt einmahl
Ein Glas des Lebens.

Reicht mir das erste, Brüder! he!
Mein Herze lobet.
O Vater Bachus! Evoe!
Sey uns gelobet!

Auf weſſen Glük, auf weſſen Wohl
Wollt ihr ihn leeren?
Ja! gieſſet ihn geſtrichen voll
Zu Bachus Ehren.

Der Fürſten oder Länder Wohl
Soll niemand trinken.
Mein Freund wird, wenn er beten ſoll,
An ſie gedenken.

Die weinerleuchtete Vernunft
Soll Regeln geben!
Vor allen ſoll die ſtarke Zunft
Der Trinker leben!

Die Märtirer der groſſen Kunſt,
Den Kelch zu leeren,
Verdienen noch der Trinker Gunſt;
Laſſt uns ſie ehren!

Die mancher Morgen taumelnd ſah,
Und hingeſunken,
Die Brüderſchaft vom Podagra
Werd auch betrunken!

Vergeſſt das Kupfer im Geſicht,
Der Säuffer Schminken,
Die zweifelhaften Poken nicht,
Sie zu betrinken!

Den blaſſen Mädgen rühmt dabey;
Daß auf den Wangen
Kein Rohr, das mehr natürlich ſey,
Je aufgegangen.

LIII.

Die Jugend.

Die Jugend nimmt den Glauben
Den herrlichſten Verdienſten.
Dem jungen Advokaten
Dem jungen Mediziner
Dem jungen Rabt und Doktor
Benimmt ſie vielen Glauben
Bey herrlichen Verdienſten.
Wie aber, ſchöne Doris!
Benimmt mir an Verdienſten
Bey meiner jungen Liebe
Die Jugend auch den Glauben?

LIV.

Die Kunſt zu gefallen.

Ein Architekt, Dinokrates,
Der lange ſchon umſonſt drauf dachte,
Wie er dem groſſen Alexander erſt bekannt,
Und dann beliebt ſich machte,
Gebrauchte jezt ein Mittel, das er erſt erfand,
Nur Alexandern nah zu kommen,
Denn ſelbſt auch diß ward ihm bißher benommen.
Ihr meynt vielleicht; daß er den ſchönſten Riß gemacht,
Und ſolchen Alexandern überbracht?
O nein! denn Kunſt und Wiſſenſchaft,
Hat ſelten dieſe ſtarke Kraft,
Den Blik der Groſſen bald auf ſich zu ziehen.
Umſonſt wird ſie allein ſich drum bemühen.
Was that denn nun Dinokrates?
Er ſalbt den Leib, bekränzt ſein Haupt,
Von ſeiner linken Schulter flieſſt die Löwenhaut,

Der

Der Keil wird ſeiner Rechten anvertraut,
Er wird zum Herkules.
Und nun iſt ihm erlaubt,
Den Hof bewundert zu durchſchneiden.
Und Alexandern nah zu ſehn.
Der Groſſe ſieht ihn an und lacht: dann iſts geſchehn.
Und nimmer kam Dinokrates von ſeinen Seiten.

LV.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht' ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lerm der Gläſer
Dacht' ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Akten-leſen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe,
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich von Wein und Liebe
Der Gedanke ſtörte;
Sagt ich zum Gedanken:
Mein! du ſollſt ſterben!

LVI.

Die falſche Demuht.

Ein Potsdamer kleiner Niſe
Gieng zu einer Thüre ein,
Und er muſſte ſorgſam ſeyn;
Daß er ſich nicht oben ſtieſſe:
Darum bükt' er ſich.

Einer von den kleinen Leuten,
Der, wie jener, auch ſein Haubt
Oben anzuſtoſſen glaubt;
Sucht den Stoß auch zu vermeiden,
Und er bükt ſich auch.

Gewiſſe ſchlechte Leute, welche ſehen;
Daß Demuht und Beſcheidenheit
Den Leuten von Verdienſt vortreflich ſtehen;
Sind lächerlich durch die geahmte Höflichkeit.

LVII.

Auf einen verſtorbenen Freund.

Die Zeitung kam in unſre Stadt,
Mein beſter Freund ſey tod;
Da zitterte mein ganzer Leib
Ob dieſer harten Poſt.

Dein Vater in dem grauen Haar,
Bejammernswürd'ger Sohn!
Fährt dir in deine Grube nach,
Der Schmerz iſt ihm zu ſtark.

Es winſelt deines Vaters Weib,
Die dich doch nicht gebahr.
Was würde deine Mutter thun?
Sie folgte dir und ihm.

O Freund!

O Freund! GOtt weiſſt es, wie mein Herz,
Dich in ſich ſterben fühlt.
Mich hält die ſtärkere Natur,
Sonſt folgt ich dir gewiß.

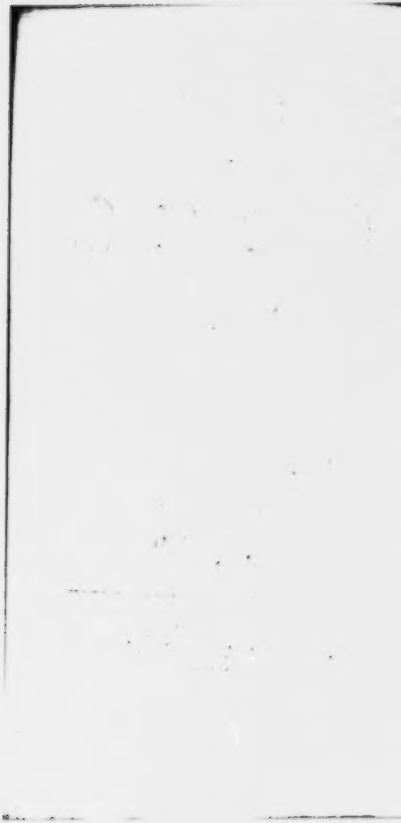
Wie tröſt ich mich mein Freund! um dich?
So wie ein voll Gefäß
Bin ich ganz angefüllt mit Schmerz,
Ganz ohne Raum zum Troſt.

Iſt diß mein Troſt? du wareſt einſt,
Mein allerbeſter Freund!
Ach GOtt! GOtt ſelber ſey mein Zeug,
So krieg ich keinen mehr.

Gedruckt in Leipzig 1751.

Verſuche
mit
GOTT
zu reden.

Reutlingen,
Bey Johann Georg Fleiſchhauer.
1775.



Dem

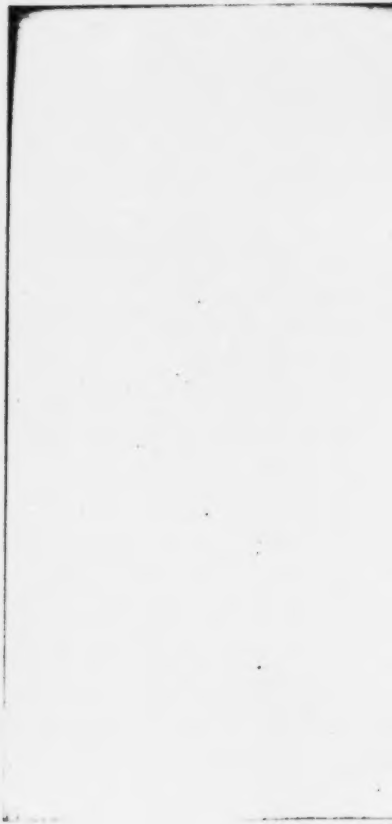
Hochgebohrnen

Freyherrn

Eberhard

von Gemmingen,

Herzogl. Würtemberg. Geheimen Rath, und Regierungs-Präſidenten, auch Ritter des groſſen Ordens von Würtemberg.



Du ſchimmerſt auf dem hohen Richterſtuhl
Von jeder Tugend, die Dein Amt verherrlicht.
Die Klugheit iſt des Mannes zweyter Ruhm,
Dein erſter iſt die Uebung deiner Pflichten.

Wann an des Richters Hand kein
schuldlos Blut
Und kein Geſchenke klebt, wann keine
Wittwe
Der Rache rufen darf: dann adeln
wir
Die Macht, die uns den Athem gönnt,
zur Tugend.

Welch ein Begriff von Tugend und
von Recht!
Erborgen wir Ideen von den Wilden?
Doch, die Natur lehrt beſſer der Ver-
dienſte Werth.
Die Pflanze wuchs' auf unſerm eig'nen
Boden.

Es

Es ſchmähe Dich kein ſolches Afterlob!
Es raucht zu oft den hohen Böſewichtern.
Und wo es Tugend iſt ein Will *) zu ſeyn:
Da iſt der Ruhm der Großmuth eine Schande.

Dich ziert die himmliſche Philanthropie,
Die Menſchen, die du richteſt, ſind dir Brüder,
Du kennſt und fühlſt der Menſchheit hohes Recht,
Den theuren Werth von Eigenthum und Freyheit.

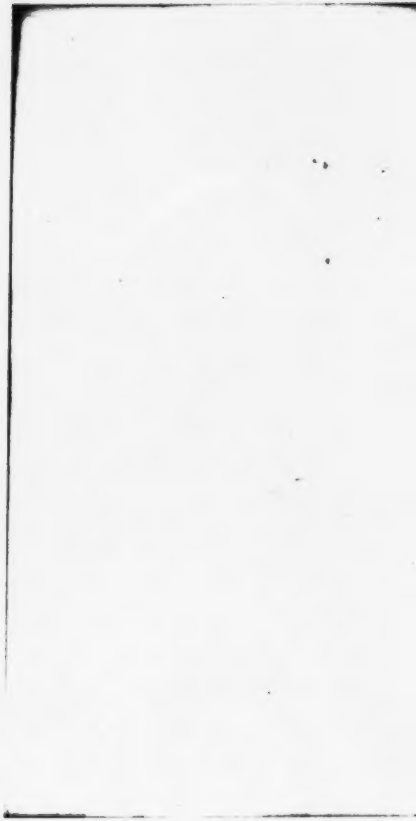
*) Will war der Nahme eines ſehr berühmten High way Mann, der einen feyrlichen Eyd gethan, niemand zu tödten.

Geſetze ſind bey Dir ein Heiligthum,
Erhaben über alle Macht und Willkür.
Du ehrſt der Fürſten unverletzliches
Recht,
In der Verbindung mit dem Wohl
des Staates.

Du liebſt mit zärtlicher Religion
Den Gott des Himmels und der
Erden,
Und haſt den Muht, der itzt ſo ſelten
iſt,
Jenſeits noch einen Richterſtuhl zu
fürchten.

Mit

Mit welcher heiſſen Freude wid'm' ich
Dir
Den furchtſamen Verſuch im Lob der
Gottheit!
Noch heiſſer; daß ich Dir es machen
darf,
Diß ſeltſame Geſchenke für Miniſter.



Nur zwey Worte an den Leſer: wenn dieſe wenige Bogen ſo glücklich ſeyn ſollten, irgend einen Leſer zu finden.

Dieſe bejahrte Matrone, die Welt, will immer noch geſchmeichelt und auf eine angenehme Weiſe unterhalten ſeyn. Die witzigen Köpfe verſammeln ſich an ihrem Puz-Tiſche. Sie ſagen ihr

Süßig-

Süßigkeiten, erzählen das Neue des Tages und lesen ihr Lieder für und Romanzen und comische Gedichte die Menge. Welche am feinsten zu leben wissen, erzählen ihr mit einer unnachahmlich-spaßhaften Laune die wundervolle Begebenheiten ihrer alten Tanten der Feen, der Prinzeßin, des Ritters, des Risen und des Zwergs. Diese haben den Geschmack der Dame ganz ergründet. Sie lächelt ihnen Beyfall zu.

Es ist ungeüttet, sagt sie, ungemeldet in diese Gesellschaft zu kommen, in den muntern Cirkel eine ernsthafte

Mine

Mine zu bringen, und Sitten-Sprüche, oder wohl noch etwas feyrlicheres zu reden.

Ich weiß mein Eindringen mit nichts zu entſchuldigen. Aber ich will den Fehler der Lebensart, wo möglich, wieder gut machen. Mein Beſuch ſoll kurz ſeyn, und ich will nicht wieder kommen.

Noch eines! Ich kann in einen andern Fehler gefallen ſeyn, der nichts geringers iſt, als Kezerey. Es ſind Leute, die ſehr treuherzig für der Leſung, auch der beſten Moraliſchen Dichter

ter warnen, weil ſie Pelagianiſch geſinnt ſeyen.

Ich kenne nicht einen einzigen Dichter, deſſen Abſicht geweſen wäre, das Syſtem des Pelagius fortzupflanzen: aber kein Jahrhundert, von dem vierten an, war rein von Kirchen-Lehrern, die ſeine Sätze begünſtiget haben.

Allgemeines Gebet.

Mit froher Ehrfurcht und mit heitern Blikken
Schaut Himmel-auf der Erden-Sohn,
Sucht ſeinen Gott mit freudigem Entzükken
Und betet an für ſeinem Thron.

Du

Du höchſte Macht voll Weisheit und voll Güte
Kennſt die Bedürfnis aller Welt.
Ich kenne nicht mein Glück, nicht was ich bitte.
Sey unſer Gott, wie dirs gefällt!

Wie du uns liebſt, wer kann ſo treu ſich lieben?
Wie Wonne-voll iſt deine Huld!
Nicht Eine Zähre fleußt durch dein Betrüben
Und alles Leid iſt Menſchen-Schuld.

Von Deinem hohen Himmel ruſſt Du Frieden
Den Königen und Völkern zu
Und

Und Weh und Tod den Grauſamen hienieden,
Den Haſſern der gemeinen Ruh.

Du haſt die fromme Zwietracht angekettet,
Das Blutbegier'ge Ungeheur,
Und Millionen Menſchen ſind gerettet
Vom Kerker und vom heil'gen Feur.

Wer eines Gottes darf, der wird dich finden,
Durch dich wird niedre Tugend groß,
Du biſt des Lahmen Arm, das Aug des Blinden,
Dir iſt kein Waiſe vaterlos.

Du wandelſt unſre Hütten in Pallaſt,
Du gönnſt der Unſchuld Heiterkeit,
Dem ſittſamen Vergnügen ſeine Feſte,
Sein Freudenlied, ſein Feyerkleid.

Du ſchmückſt den Erdenkreis zur Götterwohnung,
Dein Licht vergöldet Berg und Thal,
Den frommen Fleiß krönt ſegnende Belohnung
Mit milden Früchten ohne Zahl.

Wenn alles fehlt, wirſt Du durch Wunder ſegnen.
Der Sturmwind weht mir meine Koſt
Und Götterbrod wird von dem Himmel regnen
Aus Felſen rinnen Oehl und Moſt.

Gott!

Gott! nach dem Reichthum den Du uns beſchieden,
Was bleibt uns noch von Dir zu fleh'n?
Mach dieſes Herz mit Dir und ſich zufrieden,
Und lehre mich mein Glück verſtehn!

Der Dichter.

Dich preiſen Himmel und Erde
Du gütiger Vater der Welt:
Um tauſend glänzende Gaben
Verehrt dich der dankbare Menſch.

Sey mir gelobt um die Harfe,
Das milde Geſchenke von Dir,
Die Gabe, Wahrheit zu fühlen,
Sie würdig zu ſchmükken im Lied.

Die Kunſt, mit mächtigen Tönen
Die Tugend zu ſingen ins Herz,
Hinweg zu ſchmeicheln den Kummer,
Der oft die Tugend beſucht.

Sey Du der erſte des Liedes
Und fülle die Seele mit Feur,
Im Ausdruck mächtiger Hymnen
Der Sprache des Himmels zu nah'n!

Gib mir, die Wunder der Schöpfung
Mit glänzendem Auge zu ſpäh'n,
Den Welt-bevölkerten Aether,
Die Lilie himmliſch geſchmükt!

Den Gang der Sonnen und Monden,
Den Lauf des Blutes in mir,
Des Lebens jede Bewegung
Der ewigen Ordnung getreu,

Die Stufen-Ordnung der Weſen
Vom Wurme zum Menſchen hinauf,
Den weiten Reichthum der Schöpfung,
Die Sparſamkeit wirkender Kraft,

Die zahl-entfliehenden Wunder,
Von deiner erhaltenden Huld,
Für deinen Liebling den Menſchen,
Der oft deine Güte misdankt.

Reich iſt der heilige Dichter,
Der Sänger des Gottes-Geſangs:
Ihm zinſen Himmel und Erde
Den mächtig begeiſternden Stoff.

Gelobet ſeyſt Du, gelobet,
Du Vater der ganzen Natur!
Du milder Geber der Harfe!
Der Erſte des Frommen Geſangs!

Dann gib mir, Tugend zu ſuchen,
Die ſich beſcheiden verbirgt,
Herfür zu ſingen die Edle,
Die Unſchuld aus Hütten und Staub.

Gib mir die Würde, zu ſchweigen
Den Herrſcher des weiteſten Reichs,
Der, gleich dem Löwen regieret,
Mit brüllen und Klauen-Gewalt,

Zu ſchweigen alle Erobrer,
Die rauſchenden Thaten des Kriegs!
Ihr Loblied heule das Schlachtfeld
Und winsle die Mutter und Braut,

Gib mir den Stolz, zu verachten
Den Beyfall der lachenden Welt,
Das Händeklatſchen des Volkes,
Durch thörichte Scherze berauſcht!

Durch Sitten-tödtende Lieder,
Den Gift-Kelch mit lachen gemiſcht
Und vorgetrunken der Thörin,
Der Freude-begierigen Welt.

Doch, wenn ich Tugend erhebe:
Dann glänze von Freuden mein Lied!
Dann gib mir Farben des Himmels,
Zu treffen ihr reizendes Bild!

Ihr Haupt mit Sternen gekrönet,
Die himmliſche Ruhe im Blikk',
In Händen lohnende Kränze
Und unter den Füßen die Welt.

Ihr geh der Jüngling entgegen
Bewaffnet mit Keule und Muht,
Er tritt' auf Löwen und Drachen
Und hohle den lohnenden Kranz!

Ach iſt, das Lächeln des Wizes,
Die Heiterkeit ſchuldlos für Dir.
Du gönnſt, o Vater der Freuden!
Dem Menſchen geſittete Luſt.

Nur

Nur laß mich nimmer vergeſſen
Der Würde der Unſchuld im Lied,
Der Pflicht, durch Freude zu lehren,
Nicht Deiner, o Richter des Lieds!

Dein iſt entſcheidendes Urtheil.
Mistönet mein Saitenſpiel Dir:
Hinweg, ihr Träume von Lorbeern,
Und von der Unſterblichkeit Lohn!

Der König.

Zu Dir, o König aller Welten!,
Heb ich mein Haupt von Kronen blos,
Und dieſe Hände Zepter-los;
Für Dir kann keine Hoheit gelten.

Mich beugt die Laſt von tauſend Pflichten,
Zu drükkend ſchwehr für deinen Knecht,
Und Gott! du wirſt mich gleich gerecht,
Wie einen meiner Sclaven richten.

O laß mich Dich mit Furcht verehren!
Im Beyſpiel ligt des Herrſchers Kraft.

Laß

Laß mich mein Volk, ſelbſt tugendhaft,
Die Tugend durch mein Leben lehren!

Geuß himmliſch Licht in mein Gemühte!
Und weil Tyrann und Schlachten-Held
Mit Weisheit geiſeln ihre Welt;
Gib mir die beſte Weisheit, Güte!

Allgütiger! durch Huld und Schonen
Beſteht dein weites Gottes-Reich.
Laß mich den Fehlern Vater-gleich,
Der Tugend, als ein König, lohnen!

Laß mich den Ruhm des Helden ſcheuen!
Nie ſey die Schuld des Krieges mein!
Laß mich nicht feig und wehrlos ſeyn!
Zur Unſchuld gib mir Muht des Leuen!

Die

Die Opfer von den Millionen,
Geſchlachtet Dir, mit frommer Wuht,
Um Rache ſchreyt ihr ſchuldlos Blut.
Gott! laß mich der Gewiſſen ſchonen!

Zum Wohlthun iſt die Macht gegeben.
Laß mich verſchmäh'n die tolle Macht,
Die höhniſch der Geſetze lacht
Und launhaft ſpielt mit Gut und Leben!

Lehr mich aufs Recht der Menſchheit achten!
Nie gab ein denkendes Geſchlecht,
Nie gabſt du Königen das Recht,
Es zu belaſten, dann zu ſchlachten.

Laß mich die Sclaven, die mir knieen,
Die kriechend ſich dem Throne nah'n,
Und

Und rühmen; daß ich donnern kann,
Laß mich die Brut der Ottern flehen!

Gib mir ein Ohr zu weisen Lehren,
Von Freunden die Du mir geschikkt,
Die Silberhaar und Tugend schmükkt,
Die Wahrheit, wenn sie schmerzt, zu hören!

Den Aemtern laß mich Männer wählen!
Denn was sie thun, ist meine That,
Ihr Edelmuth, ihr weiser Rath,
Und alle Bosheit feiler Seelen.

Der König ist ein Ungeheuer,
Der, wenn er Gnade zusagt, droht:
Auf seinen Wangen lacht der Tod,
Im Auge glänzt verzehrend Feuer.

Dem Volk, dem ich als König diene,
Mach mich zum erſten Ehren-Mann,
Der Wort und That nicht trennen kann,
Der Wahrheit treu, auch in der Mine!

Die Königs-Luſt nach ernſten Sorgen
Sey ſparſam, nützlich wie der Fleiß,
O! nicht befleckt von Bürger-Schweiß,
Und unbereut am künft'gen Morgen!

Die Zeit, im eiteln Feſt verſchwunden
Im weichen Harem hingelacht,
Sie iſt geraubt der Pflicht und Macht.
Gib mir den Geiz nach Herrſcher-Stunden!

Weil

Weil Könige, wie Hirten ſterben:
So ſegne himmliſch mein Bemüh'n,
Den Folge-König zu erzieh'n,
Und laß ihn Tugend von mir erben!

Auch ſterblich ſind die Monarchien
Und eitel iſt der Fürſten-Rath
Durch Künſte den Inſecten-Staat
Dem Erden-Schikſal zu entziehen.

Um Königreich', um ganze Welten,
Herr! wenn du zürneſt, iſts gethan:
Sie ſterben, wie ein einz'ger Mann,
Und fahren hin vor ſeinem Schelten.

Herr Gott! wir fallen für Dir nieder
und geben unser Schicksal Dir.
Sey gnädig deinem Volk und mir,
Du Königs-Herrscher! Völker-Hüter!

Der Tagelöhner.

Du aller Menſchen Gott und Herr!
Dir will ich beten und Dich loben.
Du biſt mein Gott nicht weniger,
Als aller, die Du hoch erhoben.

Du ſetzteſt mich in einen Stand,
Den Müh' und Arbeit ſtets begleiten,
Ich habe nichts, als dieſe Hand,
Mir meine Nothdurft zu bereiten.

Doch ferne ſey die Schuld von mir,
Gerechter! über Dich zu klagen!
Auch dieſen Muht hab' ich von Dir,
Der ſtark iſt, mein Geſchick zu tragen.

Und dis Vertraun auf deine Huld,
Womit ich alles Dir empfehle,
Und dieſe lächelnde Gedult
Und dieſen Himmel in der Seele.

Du knüpfſt ein Glück an meinen Fleiß,
Was konnteſt Du mir größers geben?
Geſundheit iſt der Mühe Preis
Und Arbeit lohnt mit langem Leben.

Der Hunger kennt des Eſſens Luſt,
Der Balſam-Schlaf iſt nur des Müden.
Dis alles, Fürſten unbewußt,
Dis alles haſt Du mir beſchieden.

Ich bitte Dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlöſung von Geſchäften.
Gib nur zur Uebung meiner Pflicht,
Der Seele Muht, dem Körper Kräften!

Die Güter dieſer Welt ſind Dein.
Wie Du ſie theilſt, wer kanns verſtehen?
O laß mein Aug nicht neidiſch ſeyn,
Nach andrer Glück hinauf zu ſehen!

Laß mich, mit frommer Redlichkeit,
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die, von mir verſäumte Zeit
Laß mich für einen Diebſtal halten!

Mein Lohn iſt täglich aufgezehrt:
Herr laß mir nicht für Hunger grauen!
Der Sperling lebt, von Dir genährt:
Und ich? ich ſollte Dir nicht trauen?

Wenn mir der Tag zur Arbeit winkt:
Laß meine Andacht Dir begegnen,
Und wenn der Tag hinunter ſinkt:
So laß mich Deine Güte ſegnen!

Gib daß mein Geiſt auf die Natur,
Auf ihre Himmels-Schönheit merke!
Dann ſchalle durch die ganze Flur
Mein Loblied über Deine Werke!

Sey mein Erhalter, wenn den Greis
Des Körpers Kräften einſt verlaſſen!
Doch Gott! Du wirſt den frommen Fleiß
Nicht in dem Alter darben laſſen!

Oft gönneſt Du mir einen Blick
Ins Land der Arbeitloſen Freuden:
Wie wunderbar wirſt Du das Glück
Der armen Tugend dort entſcheiden!

Dann nah' ich mich mit Heiterkeit
Dem milden Ende meiner Tagen.
Willkommen meine Ruhezeit!
Mir wird die Fever-Stunde ſchlagen.

Der Reiche.

Du Reicher deſſen ew'ge Schätze
So unermeßlich ſind, als Deine Macht,
Wie deine Jahre zahlenlos.

Dein Eigentum ſind Myriaden
Von Welten, und der Reichtum jeder Sonn'
Und jeder Erde Völkerſchaft.

Und dieſe Menſchen-Welt mit Scepteru
Mit Cronen und mit ihrem mächt'gen Gold'
Und allem Segen der Natur.

Du theilſt, mit ungebundner Rechten,
Dem, der der Schaafe pflag, ein Königreich
Und Hauffen Golds dem Bettler zu.

Du prüfeſt mit der Helden-Probe
Den Sohn der Armuth, ob er Glück erträgt,
Und ob er Reichtum dulden kann?

Du wirfſt ihn hin, dem eiteln Thoren;
Daß er ihn ausſtreut über alles Land
Und dann in weiſer Armuth darbt.

Du füllſt dem Geize ſeine Käſten;
Damit der beſre Sohn durch Edelmuht,
Der Thor den Geiz durch Schwelgen rächt.

Ich danke Dir, o ew'ge Güte!
Des Reichthums Glück, ein nichtiges Geſchenk.
Denn was Du gibſt, iſt wahres Gut.

Doch, laß mich Dir auch Jugend danken!
Und weiſen Muht, der über Güter herrſcht.
Denn ohne Jugend raast das Gold.

Laß mich des Geizes Mißgunſt fliehen,
Die noch einmal ſein Gold hinunter ſcharrt;
Daß es ein Sklave graben muß!

Gib, daß ich es mit Großmuht nütze!
Daß mein Geſchmack den Fleiß des Künſtlers ehr
Und nähret den frommen Arbeitsmann:

Bezahlt die oft verſäumten Schulden
Des Staates, Lohn des Fleiſſes und der Kunſt
Der Tugend und der Redlichkeit;

Mein Haus, gebaut mit edler Einfalt,
Sey glänzend ohne Pracht ein froher Raum
Für mich, den Fremdling und den Freund;

Daß nie mein Tiſch den Freund der Tugend
Und Speiſen, ſchmackhaft, ungewürzt mit Gift,
Und nie den Kelch der Freude miſst:

Doch ſtärker rufen mir die Pflichten,
Der Himmels-Ruf, der Armen
Freund zu ſeyn:
Gott! lehre mich Barmherzigkeit!

Und Thränen, die des Engels Antlitz
Verſchönern würden, Thränen ſüßer
Luſt,
Wenn ich den Armen froh gemacht!

Nie laß mich mit der Wohlthat zaudern;
Bis ſich mein armer Bruder vor mir
krümmt
Und mir um einen Pfenning ächzt.

Die Linke frage nie die Rechte:
Was gibſt du? iſt der Mann der Großmuht wehrt?
Sein Wehrt iſt Dir allein bekannt.

Auf - laß mich ſie, die Armuht ſuchen,
In Hütten, da ſie ſchamhaft ſich verbirgt,
Und harrt: ob jemand iſt ein Menſch.

Mir rufen ſie, die Vaterloſen,
Die Mann - beraubten und ein zitternd Volk
Von Greiſen, für die Arbeit todt,

Die arme Soldberaubte Helden,
Verſümmelt für ein dankloß Vaterland,
Vom Krieg verſchont zum Hunger-Tod,

Die Schuldner durch Verſeh'n und Unglück,
Die Braut, der, zu des Freundes ganzem Glück,
Die Mitgift, keine Tugend fehlt.

Gott: welche Pflichten: welche Wollust:
Daß ich ſie alleſamt erfüllen kann
Und jeden Trieb der Menſchlichkeit,

Daß ich von Dir o Weltbeherrſcher!
Gewürdigt bin, die treue Hand zu ſeyn,
Womit Du deinen Segen theilſt:

O laß mir nie die Tugend fehlen,
Die wahrer Reichthum iſt und ohne die
Der reichſte Fürſt ein Bettler iſt:

Dann

Dann mag das Feur vom Himmel fallen
Und freſſen meine Habe und mein Haus,
Bis auf den Knaben, der entrinnt,

Der Sturm Paläſte niederſtürzen,
Und alle meine Heerden und mein Gold
Des wilden Räubers Beute ſeyn!

Du wirſt es mir erſezzen zweyfach:
Wenn meines Lebens Unſchuld dir gefällt
Und wenn mir Reichtum nüzlich iſt.

Wonicht: Du hatteſt mirs gegeben
Du nahmeſt es zurück, dein Eigentum:
O, Gott: Dein Nahme ſey gelobt.

Der Miniſter.

Wenn Du auf Völker, deines Schutzes wehrt,
Mit mildem Auge blickſt:
So leitet ſie ein Fürſt,
Der Fürſtlich denkt, und der ihr Vater iſt.

Er ſieht umher auf ſeine weite Pflicht
Und fühlt: er iſt ein Menſch.
Du gibſt ihm einen Freund,
Getreu und klug, ein himmliſches Geſchenk.

Doch wenn ein Volk nach Dir, O Gott! nicht frägt:
Dann ſteuert er allein,
Mit

Mit ungeübter Fauſt
Und Du geſtatteſt; daß ein Thor ihm räth.

Du rieffeſt mich an meines Fürſten Thron:
Ein ehrenvoller Ruf
Des Herrſchers Freund zu ſeyn,
Mit ihm zu theilen ſeine göldne Laſt:

Doch mehr, als eines Höflings Unglück droht,
Mehr, als des Fürſten Zorn.
Dein Urtheil wartet mein:
Denn Dir, o Weltbeherrſcher! wird regiert.

Doch wachet auch Dein hoher Verſtand
mein:
Du gibſt, wer auf Dich hofft,
Zu jeder Pflicht Verſtand,
Und wenn Gefahren drohen, Helden-Muht.

Laß meinen erſten Blick auf Tugend geh'n:
Ob ihr das Volk gehorcht?
Ein Sittenloſes Reich
Schützt keine Weisheit für dem Untergang.

Noch ſtarrt die Welt die prächt'gen Trüm-
mer an
Von Völkern groß und reich,
Und glaubt nicht dein Geſetz:
Ein Volk vergeh', wie ſeine Tugend ſtirbt.

Dann laß mich auf den Fleiß des Bürgers ſehn:
Ob ſeine Klugheit wächſt?
Sein Arm nicht läßig iſt?
Der Fleiß iſt Tugendfreund, iſt Tugend ſelbſt.

Laß mir nicht Reichtum ſeyn die Menge Volks,
Dem Arbeit Elend iſt,
Und wo ein ſtehend Heer
Von Pfaff und Bettler nur von Beute lebt.

Mir ſey ein Greul die wilde Wiſſenſchaft,
Die für den Fürſten raubt:
Sie tödtet jeden Fleiß
Die Löwen-Theilung mit dem Unterthan.

Und

Und heilig laß in meinen Augen ſeyn
Des Fürſten und des Lands
Und aller Bürger Gut!
Der Geiz der Mächtigen iſt Grauſamkeit.

Auch laß mich ſeh'n, wie Dir gerichtet
wird?
Ob für dem Richterſtuhl
Nicht Macht und Reichtum wigt?
Gewichtlos iſt der armen Unſchuld Recht?

Ob das Geſezz mit ähr'nem Schilde deckt
Des Volkes Eigentum?
Ob nicht Gewalt und Liſt
Das Leben kränkt und Reichtum macht zur
Laſt?

Die Tugend, die den wahren Held gebahr,
Eh' Thorheit Fürſten-Glück
Vom Glück des Volkes ſchied,
Gib mir die Liebe für das Vaterland!

Und wenn es einem Retter ruft, laß mich
Vergeſſen meiner Fahr!
Und Tod im Schwefel-Pfuhl
Sey mir Triumph, wenn ich es retten kann!

Gib Klugheit mir, wenn Krieg an Gränzen laurt,
Und Redlichkeit, die oft
Ein drohend Wetter theilt!
Zu theur iſt jeder Fried' um Bürger-Blut.

Doch,

Doch, wann der Feind nicht Recht, nicht Güte hört:
Dann gib mir Krieges-Muth;
Daß Schwerd und Harnisch glänzt!
Du selbst wirst fechten des Gerechten Schlacht.

Laß mich die ungeheure Thorheit flieh'n,
Den Stolz auf Fürsten-Gunst:
Du bist dem Hochmuth gram
Und Weis' und Thoren lachten, wenn er fällt.

Gib; daß ich sey der beste Unterthan,
Zuerst dem Staate treu,
Gehorsam dem Gesetz',
An jeder Tugend der Gesellschaft reich!

Auch Tugend iſt, der Rede Freundlichkeit;
Laß mich ſie nicht verſchmäh'n!
Der Worte Zauberkraft
Entwaffnet Fürſten-Grimm und Völker-Wuth.

Doch ferne ſey von mir der Rede Trug
Und alle Schmeichelen!
Vergeſſen laß mich nie
Der Würde, die dem Mann der Wahrheit ziemt!

Und wenn kein Ohr mehr iſt, das Wahrheit hört,
Wenn Rath Verbrechen iſt,
Wenn Macht iſt ſtatt des Raths,
Kein Eigentum, kein Vaterland mehr iſt —

Dann

Dann laß mich flieh'n in eine Freyſtadt hin,
Die Hände rein von Raub,
Voll Unſchuld dieſes Herz,
Und Du o! Retter! ſey mein ewigs Lob!

Der Gelehrte.

Der Du, von keinem Lehrer unterwieſen,
Allweisheit biſt,
Dein unermeßlichs Reich allein regiereſt
Und ohne Rath!

Allein dein Weſen kenneſt, ein Geheimnis
Für jeden Geiſt,
Und überſiehſt mit einem einz'gen Blikke
Was iſt und war!

Dir dankt das unzählbare Heer der Geiſter
Des Denkens Kraft,
Das hohe Glück, zu wachſen in der Weisheit
Zum höhern Rang.

Und

Und alle Weisheit, die die Welt vergöldet,
Iſt dein Geſchenk.
Und jede Menſchen-Kunſt, die ſie beſeeligt,
Iſt Heil von dir.

Aus deinen Händen kam der Menſchen Erſter
Ein Götter-Sohn,
Geſchickt zum Glück des Lebens, aber Sprachlos,
Gleich einem Thier'.

Er ſtand für Dir, im glühnden Auge Thränen
Und Freuden-Dank,
Sein zitternd Herz voll deines heiſſen Lobes
Voll Schöpfer-Ruhms,

Verſucht, den Pſalm des Herzens auszudrükken,
Im Lob-Gebet:
Umſonſt! die Stimm' erſtarb in ein Geliſpel,
In wilden Laut.

Der Himmel riß; ein Engel ſtieg hernieder;
Sein Freund zu ſeyn;
Sein Lehrer, die Gedanken zu beleben
Durch einen Ton.

Des Himmliſchen Geſpräch war Feur und Wohllaut
Und Harfen-Klang,
Und goß den Geiſt der Dichtkunſt in den Menſchen
Und des Geſangs.

Oft

Oft fand der Morgen ſie, und oft der Abend
Im ſtillen Hain,
Und dir o Schöpfer! klang in Himmels-Tönen
Ihr Lobgeſang.

Vom Glück der Sprache hieng das Glück der Menſchheit.
Die Folge-Welt
Erbt allen Reichtum väterlicher Weisheit
Zum eignen Gut.

Und, von der Kunſt den Scepter zu regieren,
Wer zählt ſie nun,
Die Weisheit alle, bis zur Kunſt, zu leiten
Den nutzbarn Pflug?

Wer

Wer ſchätzt die Kunſt, zu mahlen die Gedanken,
Ein redend Blatt,
Die zweyte Sprache, für die Augen hörbar,
Die du uns gabſt?

Die Macht, zu reden in die weitſte Ferne
Mit einem Freund',
Und jede Kenntnis lebend zu bewahren
Der ſpätſten Welt.

Dem fernſten Enkel freundlich zuzurufen:
Sey tugendhaft:
Der Väter edle Thaten ihm zu bringen
Fürs Angeſicht.

Und deine Furcht, o Ew'ger! fortzupflanzen
Auf Kindeskind;
Daß deinen rauchenden Altären ewig
Kein Opfer fehlt.

Ich danke Dir, Du Quelle aller Weisheit!
Dis Glück der Welt.
Und alles Volk der Erde soll Dich preisen
Um Dein Geschenk.

Gib mir, es sey, ich rede oder schreibe,
Den edlen Zweck,
Daß meine Rede dir gefall', und nüzze
Dem Menschen-Volk!

Laß mich die Wahrheit lieben über alles
Was köstlich ist,

Und

Und kühn verſchmähn die ehrenhafte Lügen,
Alt wie die Welt.

Gib mir die Kunſt zu ſcheiden von den Träumen,
Der Wahrheit Gold,
Den Muth, zu prüfen ſelbſt des Engels Lehre,
Ob ſie nicht treugt.

Mein Leben feucht, zu kurz für jede Kenntnis,
Die nüzlich iſt:
O laß mich meine Tage nicht vergeuden,
Auf eitle Kunſt!

Gib mir die Tugend, Fehler zu geſtehen
Mit freyem Muth',

Den

Den Irrtum meines Witzes auszusöhnen
Durch Redlichkeit!

Und ferne laß die Thorheit seyn, zu prahlen
Mit deinem Gut,
Herab zu sehn auf den bescheidnen Weisen,
Der denkt und schweigt.

Ach! diese Menschen-Kunst ist wahrer Reichtum,
Ein flüchtigs Gut,
Oft schlimm verwandt, und ienseits dieses Lebens
Ein Knabenspiel.

Der wahre Weise nur kennt seine Schäzze
Und ihren Werth,

Nur

Nur er verſteht die Summe die ihm mangelt,
Um reich zu ſeyn.

Der heiſſe Durſt nach ungemiſchter Weisheit
Darbt etwa hier.
Ich fühle, daß ein Himmel auf mich wartet
Voll reinen Lichts.

Mein Geiſt wird einſt, der Erden-Weisheit müde,
Zu Dir entfliehn,
Geſchickt zu unausſprechlich höhern Lehren,
Zum Himmel reif.

Der Richter.

Du ſichrer Freund des menſchlichen Geſchlechts,
Von ſeinem Glück, von ſeinem Frieden,
Ein Freund, ein Gott der Ordnung und des Rechts
Der Ruh und Sicherheit hienieden!

Alt, wie dein Ruf, des Tages Licht zu ſehn,
Iſt auch dein Ruf zur Menſchen-Freundſchaft,
Zur Freude an des Bruders Wohlergeh'n
Und zur Verbannung aller Feindſchaft.

Erſt richtete der Vater ſeinen Staat
Rief untern Eichbaum ſeine Jugend

Und seinen Knecht; sein Recht war Freundes-Rath
Und alle Richter-Kunst war Tugend.

Schnell, wie das Menschen-Volk, nahm Frevel zu,
Der heisse Durst nach Ehr' und Schätzen
Weckt ewgen Krieg, zerstört des Lebens Ruh,
Und rief den drohenden Gesezzen.

Es war ein göttlich Werk, den wilden Lauf
Der Bosheit und der Macht zu hemmen:
Da weckte Du die grossen Seelen auf,
Geschikkt, das Laster zu umklammen.

Aus dem beſtillten Nil errettet Du
Den hingeworfnen Wunder-Knaben
Und gabſt ihm königliche Lehrer zu
In jeder Weisheit hoch erhaben.

Der Held, von Dir begabt mit hohem Muht,
Befreyt ein zahlreich Volk von Sclaven,
Schuf Ordnung, war ihr Richter, ernſt und gut
Und weis' in Lohnen und in Strafen.

Ein ew'ges Muſter, göttlich aufgeſtellt,
Zur Uebung aller Herrſchers-Pflichten
Den Schöpfern der Geſetze dieſer Welt
Und allen, die die Völker richten.

Du haſt das Schwerdt aus wilder Fauſt gewandt
Der Rache, die nach Recht nicht frä-get,
Und gabeſt es dem Richter in die Hand
Zur Schale, die die Thaten wäget.

Durch Dich iſt alles Erdenvolk gelehrt,
Dem Recht des Stärkern zu entſagen,
Und wenn die Macht des Schwächern Ruhe ſtört,
Nach einem Richterſtuhl zu fragen.

Ein Recht das nicht nach Blut der Menſchen fragt,
Die Fehden und die tolle Proben,
Der Väter Barbaren haſt Du verjagt,
Den wilden Richtſtuhl aufgehoben.

Bald

Bald machſt Du uns auch von der Schande los,
Die Menſchen richterlich zu quälen,
Mit Martern, für Verbrecher kaum ſo groß,
Als fürs Gefühl der Richter-Seelen.

Bald wirſt Du auch der Nationen Streit
An einen Friedens-Richter binden
Und für die Könige, die ſich entzweit,
Ein Recht und ein Gerichte gründen.

O! der Du einſt noch unſer Richter biſt,
Wenn alle Richterſtühl' und Thronen
Zuſammen ſtürzen, keine Macht mehr iſt
Als Du, zum Strafen und zum Lohnen!

Der Du herunter blickſt auf dein Gericht,
Ins Herz der Richter und Partenen:
Gib mir die Kenntnis meiner ſchwehren
Pflicht,
Gib mir die Weisheit, Dich zu ſcheuen!

Laß ſtets mein Aug' auf die Geſetze ſeh'n:
Wie ſie entſcheiden, muß ich richten.
Oft reizt Gefühl der Wahrheit zum ver-
geh'n,
Ein Recht nach eignem Wahn zu
dichten.

Gib mir die Klugheit, die die Menſchen
kennt,
Die Kunſt, die Wahrheit zu ergründen,
Und wo die Bosheit keine Ausſicht gönnt,
Den dunkeln Pfad des Rechts zu
finden!

Doch

Doch um den Richtſtuhl laurt ſo mancher Feind,
Das drohende Gold, die ſchlaue Tükke,
Die falſche Wehmuht, von der Schuld geweint,
Des Großen Macht mit wildem Blikke.

Gib mir die Liebe zur Gerechtigkeit,
Die, ungeblendet von Geſchenken,
Gefahren trozt, kein gröſſers Unglük ſcheut,
Als das, der Unſchuld Recht zu kränken.

Der Mann der Wahrheit, wenn er Recht gebeut,
Iſt Vaterlos und ohne Freunde
Gott! lehre mich die höh're Redlichkeit,
Gerecht zu ſeyn auch gegen Feinde!

Auch ſelbſt der Unmenſch heiſcht gerecht Gericht
Laß mich ſein Recht nicht grundlos wähnen!
Der Haß des Laſters nur iſt Richter-Pflicht;
Laß mich ihn nicht auf Menſchen dehnen!

Auch gib; daß Mitleyd nicht, noch ſanfter Muht,
Zu ungerechter Gunſt mich leite!
Nicht immer iſt des Waiſen Sache gut,
Noch Unſchuld auf des Armen Seite.

Gib mir den Fleiß, die emſige Gedult,
Den Grund der Thaten einzuſehen!
Oft wird ſie menſchlich, des Verbrechers Schuld,
Sie wird ein Unglück, ein Verſehen.

O!

O: daß die Unſchuld nicht, verſäumt von mir,
In Feſſeln ächzt, im Kerker ſchmachtet,
Kein ſchuldlos Opfer ſchreyt hinauf zu Dir,
Durch meine Richter-Schuld geſchlachtet!

Haſt Du mir nicht vertraut das heil'ge Gut,
Das koſtbarſte von allen Schäzzen?
Wer kann der Unſchuld ihr geraubtes Blut,
Wer kann die Marterin ihr erſezzen?

Der Richtſtuhl bebt, es zittert mein Gebein.
Hab ich die Unſchuld nie beleydigt?

Iſt dieſe Hand von ihrem Unrecht rein?
Hab ich ihr göttlich Recht vertheydigt?

O Richter! Gott, der Recht und Güte
liebt!
O ſtärke mich in meinen Pflichten!
Du wirſt, wenn ich ein ſchuldlos Recht
geübt,
Mich einſt mit Himmels-Güte richten.

Der Arzt.

Gebieter des Lebens und Todes,
Von deſſen Willen alles Schickſal hängt!
Du liebeſt das Leben des Menſchen,
Nicht ſparſam zählſt Du ihm die Tage zu:

Er aber, bewaffnet mit Vorſicht,
Von Dir bewaffnet mit der Todes-Furcht,
Wirft weg die gewaltige Rüſtung
Und trotzt dem Schickſal ſeiner Sterblichkeit.

Er würzet mit Gift ſeine Speiſe,
Trinkt aus dem Roſen-Kelch unlöſchbars Feur,

Ent-

Entnervt ſich durch lange Geſchäfften,
Verweeſt in weicher Arbeitloſer Ruh.

Wer zählet die Fieber der Seele?
Den ungezähmten Durſt nach Ehr und Gold,
Den lachenden Wahnwiz der Freude,
Die Todes-Unmacht bey der eiteln Furcht,

Den Peſtgang von Seele zu Cörper,
Gebrechen auf die Enkel fortgepflanzt,
Die traurige Erbſchafft des Todes
Des ganzen Reichtums von Gebrechlichkeit.

Doch, Du ſ' Beſchützer des Lebens!
Da Du den Menſchen in das Daſeyn riefſt,

Blühr',

Blüht', unter des Sterblichen Fußtritt,
Für jedes Weh ein ſtillend Heyl-
Kraut auf.

Ihn ladet mit freundlichem Liſpeln
Die Waſſer-Quelle zu dem Balſam-
Trank,
Ihm winken von Bäumen und Sträuchen
Die göldne Früchte zu der Lebens-Koſt,

Ihm brüllen unzählbare Heerden
Zu ihrer Milch, der Speiſe der Natur;
Mit ihr und der Einfalt des Lebens
Gewann die junge Welt der Tage viel.

O! nicht um den tödtenden Reichtum,
Der alle Welt vergiftet, zeigteſt Du
Den Menſchen die Straſſen des Welt-
Meers,
Und gegen Perus Rinde was iſt Gold?

Du

Du lehrteſt die Heyl-Kraft der Gifte,
Des Schirlings Macht, wenn Balſam tödtete:
Du theilteſt mit Menſchen die Allmacht,
Die Todten zu beſeelen durch den Hauch.

Du haſt ihm Entwürfe der Schöpfung,
Den Wunder-Bau des Menſchen aufgedeckt,
Den hüpfenden Punct zu dem Leben,
Den Keim zum Tode, wenn das Leben reift,

Die Stärke des Knochen-Gebäudes,
Der Muskeln und der Sehnen Hebe-Kraft,
Die himmliſche Sprina-Kunſt des Blutes,
Der Nerven Macht und ihre Reizbarkeit.

Du

Du lehrteſt verſtehen die Sprache
Der leydenden Natur, die Rettung heiſcht,
Den redenden Puls und die Mine,
Die jedes Weh und ihre Hülf verräht.

Du Leben-beſchüzzende Güte!
Der, unbemerkt, nicht eine Roſe ſtirbt,
Nicht welken die Blätter der Tulpe,
Und, ungeſeh'n kein Haar dem Haupt entfleußt,

O laß mich die Zärtlichkeit ahmen,
Womit Du blickſt auf aller Menſchen Weh,
Mich fühlen den Wehrt eines Lebens,
Das Engel ſchirmen und ein Gott bewacht!

Bewah-

Bewahre mein Herz vor dem Kaltſinn,
Den offt-geſeh'nes Elend Menſchen lehrt,
Dem eiſernen Gleichmuht des Helden;
Nach jeder Schlacht iſt Blut ihm minder wehrt,

Und vor dem partheyiſchen Geize,
Der zu dem göldnen Krankenlager eilt,
Ein unnüzzes Leben zu retten,
Und ſäumt zu hören, was in Hütten ächzt.

Laß forſchenden Tiefſinn mich leiten,
Zur Kenntnis jeder Krankheit, die mir rufft,
Der tauſend Geſtalten des Elends,
So zahlenlos verſchieden, als der Menſch!

Dann gib mir den Balſam zu finden,
Der Schmerzen bändigt und das Leben heilt,
Und himmliſcher Segen begleite
Die Kunſt des Arztes und der Kräuter Kraft!

O! laß mich die Sterbliche lehren;
Die Ueppigkeit ſey tödtender als Peſt;
Geſundheit ſey Unſchuld des Lebens,
Des hohen Alters Glück ſey Mäſſigkeit.

Und mich, an den Betten des Todes,
Laß Schätze ſammeln, köſtlicher als Gold:
Die Tugenden, Elend zu fühlen,
Die kühne Weisheit, die den Tod nicht ſcheut!

Der Freund.

Mein Lied erhebe dein Lob, o Stifter
der seeligen Freundschaft
Und ihres namenlosen Glücks!
Sie ist dein theurstes Geschenke, die Zierde der sonnichten Tage,
Des Sturm-bewölkten Lebens Trost.

Du gibst sie der Weisheit nur, und der
Unschuld, die süsse Gefährtin;
Die Schuld kennt ihren Nahmen nicht,
Und Hoheit und Reichthum im lachenden
Cirkel von Sclaven und Schmeichlern
Lebt freundlos, einsam, wie der Tod.

Du bildest im Himmel die hohe Verwandtschaft der würdigen Seelen,
Bestimmt zur Wonne dieses Glücks;
Dort

Dort ſchmückeſt du ſie mit allen den Rei-
zen der himmliſchen Tugend,
Womit die Liebe lebt und ſtirbt,

Mit jener erobernden Heiterkeit, dem ewi-
gen Frühling
Der Seele, die der Unſchuld lebt,
Mit Treue, beſtändig im Feur, und ach!
mit der freundlichen Nachſicht,
Der ſelbſt die Weisheit oft bedarf.

Du zierſt ſie mit feiner Empfindung, dem
höchſten Adel der Seele,
Mit Großmuth, die ſich ſelbſt vergißt,
Und eilt, zu opfern Ihr eigenes Wohl;
mit Todes-Verachtung,
Wenn Unglück dem Geliebten droht.

Von dir geleitet, begegnen ſie ſich, die
himmliſche Seelen,
Wenn Welten zwiſchen ihnen ſind;
Durch brauſende Meere getrennt und durch
unwirthbare Wüſten
Bahnt ſich die Freundſchaft einen Pfad.

O! wenn ſich die Edle gefunden; wer ſpricht
die fromme Entzückung,
Womit der ew'ge Bund ſich ſchließt?
Ihr gleicht nur die Wonne der Glücklichen
jenſeits des Grabes,
Beym freudetrunknen Wiederſeh'n.

Sie wallen durchs Leben, ein jeder des
andern beſchützender Engel,
Sein Leiter auf dem Tugendpfad,

Der

Der Weg der freundlichen Reiſe flieht unter der Pilgrime Füſſen,
Dein Aug' o Gott! verleurt ſie nicht.

Mit welcher Entzückung verdank ich dir den beſten der Segen
Der von dem Himmel auf uns fleußt!
Du haſt mein Leben nicht freundelos nicht einſam gelaſſen
An Freuden, die die Liebe gibt.

O! ſey mir der erſte der Freunde, geliebt mit himmliſcher Innbrunſt,
Geehrt vor jeder Creatur!
Dann laß die Liebe des Bruders mich gründen auf Unſchuld des Lebens!
Ohn ſie iſt Freundſchaft Räuber-Bund.

Die unentheiligte Liebe wird uns das Leben erheitern,
Wenn Unſtern unſern Tag bedeckt.
Die himmliſche wird uns begleiten durch glänzende Blumen-Gefilde
Zur Freunde-vollen Ewigkeit.

Der

Der glückliche Greis.

Hier, auf der Höhe des Lebens,
Wo ich hinüber in das Todes-Thal,
In jene Gegenden ſehe
Voll ew'gen Friedens und voll ſtolzer
Ruh,

Hier knie ich, Gott meiner Tage!
Und bringe Dir, vielleicht zum lezten-
mahl,
Mit dieſen ſterblichen Lippen
Mein armes Opfer, mit Gebet und
Dank.

Du warſt mir Gnade und Güte
Von Jugend auf, mein ganzes Le-
benlang,

O: und mein Vater. Ich kenne
Dich nur durch Wohlthat und durch
Zärtlichkeit.

Du gabst mir Leben und Stärke
Und Güter, mehr, als meine Noth-
durft war,
Und viele edlen Jahre
Und Vaters-Freuden, meiner Kinder
Glück.

Du schenktest Klugheit des Lebens
Zu leuchten mir auf meinem langen
Weg
Und — Gott: wie soll ich Dirs danken?
Dies Herz voll Redlichkeit und Furcht
für Dir.

Zu glücklich: hört ich nicht Klagen
Der Menſchheit um Gebürg und Thal
gehört,
Nicht fremdes Elend erſehen
Und Schmerz geweint, wie ihn ein
Bruder weint,

Den Frevel mächtig und glücklich,
Den Stolz des Großen mit dem
drohenden Blick,
Den Fuß im Nacken der Unſchuld,
Viel Jammer, den der Menſch dem
Menſchen ſchuft,

Den Innerkampf thörichter Völker
Geendigt mit beyder Untergang,
Die Noth des quälenden Hungers,
Viel Plagen, eingewebt in die Natur.

Von allem, allem dem Unglück
Hat nur ein kleiner Theil mich ſanft berühret,
Und ſchadlos hab'n ſie vorüber,
Wie eine Wolke über meinem Haupt.

Gnade des himmliſchen Vaters,
So groß ein Sterblicher ihn wünſchen darf!
Ein beſſers Loos für den Menſchen
Iſt deſſen ſeines Erden-Lebens nicht.

O Gott! wie ſoll ich Dir danken?
Zu voll des Lobes iſt mein brechend Herz
Und dieſe dankbare Seele
Zerfließt in Nahmenloſe Himmels-Luſt.

So

So nah' den ewigen Freuden
Und aller meiner irdiſchen Wünſche
ſatt,
Bet' ich den höchſten der Wünſche,
Den guten Tod, den der Gerechte
ſtirbt.

Laß mich, o Herrſcher des Todes!
Hinüber ſchlummern in die Ewigkeit,
Im Herzen himmliſchen Frieden
Und Hoffnungen auf ein unſterblich
Glück.

Er kömmt — ich höre den Fußtritt,
Mit niegefühlten Freuden hör' ich ihn,
Den Schritt des beſten der Freunde,
Der mich von hier hinüber leiten
wird.

Noch einmal werf' ich mich nieder,
Für Dir, der Du Gebet des Frommen hörst:
Das Volk der Brüder zu segnen,
Und dieses ganze Erden-Vaterland:

Sey meinen Brüdern, den Menschen,
Wie Du mir warst, ein Gott voll Zärtlichkeit:
Nur laß sie leben der Tugend:
Denn Fluch ist langes Leben ohne sie.

Loblied.

O Du, den keine Zunge ſpricht,
Den kein Verſtand des Engels überdenkt!
Ein Strahl von Dir iſt tief in mich geſenkt,
O Gott! mein Herz verkennt Dich nicht!

Die ganze Schöpfung lächelt mir:
Sie aber hat, ſo hoch ihr Antlitz glänzt,
Kein Gleichnis, das an Deine Hoheit gränzt.
Hienieden iſt kein Bild von Dir.

Wie himmliſch glänzt der Sonne Licht,
Die Gottheit, der des Wilden Andacht raucht!
Sie wird verlöſchen, wenn Dein Athem haucht,
Für Deinem Dräu'n beſteht ſie nicht.

Hoch ſizt der König auf dem Thron,
Tief unter ihm kriecht eine halbe Welt
Dem Erden-Gott. Doch wenn er Dir mißfällt
Weg iſt der Scepter und die Cron.

Der Glanz der Welt iſt nur ihr Kleid.
Zieh' aus der Thörin ihr verbrämt Gewand!
Der Einfalt kleinſter Grad iſt ihr Verſtand,
Die Tugend, mindre Sträflichkeit.

Du aber, ewig gut und groß,
Dein Alter höhnt den Maasſtab von der Zeit,
Entflieht der Rechnung der Vergangenheit
Und ſeine Daur iſt gränzenlos.

Glüht, irgend an dem Rand der Welt
Ein Wonne-Siz der oberſten Gewalt;
Wer denkt den Himmel, deinen Aufenthalt,
Wer denkt des Sonnen-Schöpfers Zelt?

Wer deinen Geiſt, der, ohne Plan,
Den Wunderbau der Welten aufgethürmt,
Die Daur durch ewige Geſetze ſchirmt
Und ſie mit Himmeln angethan!

Den Unverſtand, der nicht zurück,
Nicht vorwärts ſchlüßt, der keine Folgen knüpft,
Dem nichts von dem, was denkbar iſt, entſchlüpft,
Deß Denken iſt ein einz'ger Blick.

O nicht, der in der Erde kreucht,
Der Wurm entgeht nicht deinem Gottes-Blick.
Und ich, der Mensch? verwünscht ſey all mein Glück,
Wenn Deinem Aug ein Mensch entfleucht!

Dann

Dann mag die Bosheit laut ſich freun'
Und die gequälte Tugend heulen geh'n,
Ihr thränend Aug' umſonſt gen Himmel
dreh'n!
Ihr wird kein Gott im Himmel ſeyn.

Schmach iſt es, Schmach, die Dich entehrt!
Du aber blickſt herab, im Auge Glut,
Und wägeſt, mit gerechtem Richter-Muht,
Von jeder Menſchen-That den Wehrt.

Für Dir liegt alles Unrecht blos,
Des KönigsSchuld vom Purpur nicht bedeckt
Der Helden Greul nicht in Triumph
verſteckt
Und jede Tücke Minenlos.

Dir deckt der Staub Verdienſte nicht,
Die Nacht verbirgt nicht Cäſars ſtille Klag'
Und ſeine Thrän' um den verlohrnen Tag,
Den edlen Kummer um die Pflicht.

Dein

Dein Lohn folgt dem Verdienſte nach:
Du theilſt ihn, wie ein Gott; dein Recht iſt Huld.
Kein ewig Feuer brennt der Menſchen-Schuld,
Und nur Tyrannen kleidet Rach'.

Hier, dieſer Erdkreis, iſt zu klein,
Zu arm für wahre Tugend und ihr Glück;
In ihre Heimat führſt Du ſie zurück:
Wie glorreich wird ihr Schickſal ſeyn!

Loblied

beym Donner-Wetter.

Sey mir gelobt in deiner Pracht,
Der Du auf deinem Flammen-Wagen
Vom wilden Sturm empor getragen
Herabfährſt durch die Wolken-Nacht:

Geſpannt an deinem Wagen ſieh'n
Die Cherub auf der Feuer-Straſſe
Sie ſprühen Glut aus ihrer Naſe,
Die Räder deines Wagens glüh'n.

Izt trennt die Nacht der Wolken ſich,
Ein Funke deiner Herrlichkeiten
Der Blitz zerreißt die Dunkelheiten
Und kreuzt den Himmel fürchterlich.

Itt läſeſt Du den Donner los,
Er brüllt herab den Erden-Söhnen,
Daß Berg und Thäler wiedertönen:
Der Herr iſt groß, der Herr iſt groß!

Von ihrer Stärke ſchwach beſchirmt,
Erliegen unter Flammen-Streichen
Bewährte ſturmgewohnte Eichen,
Palläſt' aus Felſen aufgethürmt.

Oft brennt Dein Blitz, wie ſtaunen wir?
Ein ſchuldlos Opfer ohne Fehle;
Sie aber fährt, die fromme Seele,
Im Wetter jauchzend auf zu Dir.

Auch heiſcht der Abgrund ſeinen Raub,
Der Frevler eilt an ſein Verbrechen,

Du wirſt die Tugend an ihm rächen,
Dein Bliz erreicht ihn, er iſt Staub!

Und nun verſtummt der Starken Spott,
Die Dich beym heitern Himmel höhnen,
Der Groſſen, die ſich Götter wähnen,
Und ſelbſt den Thoren biſt Du Gott.

Der Raſende, der Dich nicht glaubt,
Wird klug und fühlt Dich in dem Herzen,
Der Leichtſinn fleucht von Kelch und Scherzen
Und wirft die Roſen von dem Haupt.

Die Unſchuld aber, die Dich kennt,
Verkennt Dich nicht in Ungewittern,

Ihr

Ihr iſt das Vorrecht, nicht zu zittern,
Sie traut Dir, wenn der Erdkreis
brennt.

Izt eilſt Du fort auf rother Bahn,
Das Land umher, als Gott, zu ſegnen,
Befiehlſt den Wolken; daß ſie regnen,
Und himmliſch glänzt Dein Bogen
dran.

In Silber-Strömen fleußt die
Luft,
Gereinigt von dem Gift der Seuchen
Die Erde dampft aus Gras und Sträu-
chen,
Aufs neu belebet, Balſam-Duft.

Dein Donner weit die Fruchtbarkeit,
So weit die Erd' ihn hört, da leben
Die Fluren, und von ſeinem Beben
Steh'n Herbſt und Erndte hoch erfreut.

Du donnerſt unſer Wohlergeh'n!
O! wenn wir deinen Sinn verſtünden:
Wir würden tauſend Segen finden,
Da, wo wir Tod und Unglück ſeh'n.

O Du in Deiner droh'nden Pracht!
Laß mir für nichts, als Frevel grauen!
Gott! laß mich deiner Güte trauen;
Denn eitel Gnad' iſt deine Macht.

Mor-

Morgen.

Ich wache zu dem Leben auf,
Das du, mein Gott! gegeben.
O! ſegne meiner Tage Lauf!
Was nüzt mir ſonſt das Leben?

Ich ehre deine Majeſtät
An dieſem frühen Tage.
Mein beſtes Opfer iſt Gebet,
Und meine Andacht Klage.

Reich iſt des Lebens Augenblick
An Folgen ohne Ende.
Gib: daß ich ihn zu meinem Glück,
Zum Wohl der Welt verwende!

Du ſchuffeſt mir ein fühlend Herz
Für fremde Luſt und Leyden:
Stets ſey er mein, der Tugend Schmerz,
Und mein ſey'n ihre Freuden!

Du gebſt mir einen Engel zu,
Vernunft zu guten Thaten.
Laß mich zu allem, was ich thu,
Nie ſein Geleit entrathen!

Mach mir den niedern Stand geliebt!
Willt du mich höher ſezen:
So laß den Rang, den Unſchuld gibt,
Mich über Cronen ſchäzen!

Mit Gütern ſegne meinen Fleiß!
Doch, ſind ſie mein Verderben:
So laß mich nur mit bitterm Schweiß'
Ein ſparſam Brod erwerben!

O wenn die Freuden, die du gibſt,
Zur Thorheit mich verwöhnen:
So ſende mir, wenn du mich liebſt,
Gelegenheit zu Thränen!

Nichts iſt das Leben dieſer Welt,
Nicht wehrt der Freud und Klagen.
Nimm dieſen Hauch, wenn dirs gefällt,
Und gib mich beſſern Tagen!

Ach! wenn mein kindiſches Gebet
Mit deiner Abſicht ſtritte:
So gib mir alles unerfleh't,
Nur das nicht, was ich bitte!

Nacht.

Nacht.

Du Herr des Tages und der Nacht,
Gleich gütig, wenn dein Licht zur Arbeit weket
Und wenn uns Finſterniß zur Ruhe dekket,
Dir ſey dis Lied voll Danks gebracht!

In dieſer ſtillen Dunkelheit
Verlöſcht die Welt mit allen ihren Scenen
Die Andacht glüht und Lobgeſänge tönen
Dir Vater der Unſterblichkeit!

Wer aber zählt das Sternen-Heer,
Womit du dieſen Abend-Himmel ſchmükkeſt?

Das

Das Wohl, womit du jeden Tag beglükteſt,
O das erzählt kein Sterblicher.

Du haſt mein Leben heut bewahrt,
Die kleinſte Wohlthat, die du mir gegeben!
Du theileſt aus mit reicher Hand das Leben;
Selbſt Bosheit lebt und wird bejahrt.

Mein Herz dankt dir ein gröſſers Gut,
Die kräftige Bewahrung meiner Sitten.
O Gott! daß mein Gewiſſen nichts gelitten,
Das iſt mir theurer, als mein Blut.

Geleitet von der Furcht für dir,
Fand ich den Weg durch dieſes Weltgedränge;

Nicht

Nicht hingeriſſen von der Thoren Menge,
Und nicht beſchädiget von ihr.

Mich floh'n die Seuchen dieſer Zeit,
Die Raſerey, die Tugend zu bekriegen,
Der Unſinn, dir Religion zu lügen,
Dem Auge der Allwiſſenheit.

Mehr als für Reichthum, preis ich dich,
Für jede Wahrheit, die ich heut gewonnen
Und jeder Irrtum dem mein Geiſt entronnen
Iſt himmliſcher Gewinnſt für mich.

O! welch ein Reichthum deiner Kraft!
Der Athem eines Augenblicks, iſt Wunder.
Doch welch ein Einfluß hält die Seele munter
Zur Tugend und zur Wiſſenſchaft?

Dein Blick auf mich, wie Sonnenglanth,
Erwärmt und schüzt der Tugend zarte Saaten,
Entschlüsse wachsen auf und werden Thaten,
Empfindung reift zum Edelmuth.

Der Bosheit höchstes Glück, ist Wahn.
Die Tugend nur verbindest du mit Freuden
Und mit der Hoffnung froher Ewigkeiten,
Noch diseits fängt ihr Himmel an.

Mein Gott! Dir dank ich all mein Glück
Ich seh' mit freudetrunkenem Gemüthe
Hinaus auf deine täglich neue Güte
Und den verlebten Tag zurück.

Der

Der Schlaf erſcheint, das beſte Gut,
Womit du dieſen heitern Tag geſegnet.
Ich weiß es; daß kein Unfall mir begegnet,
Mir wacht ein Auge, das nicht ruht.

Am

Am Morgen.

Bestes, wohlthätigstes Wesen, das Du mit deiner Güte die Himmel füllest und mit deiner Gnade die Erde!

Ich beginne den Tag mit dem Geschäfte des Engels: ich preise Dich von meiner ganzen Seele.

Süß ist die Pflicht der Frommen Andacht. An Dich gedenken, ist Himmel, und mit Dir reden ist Seeligkeit.

Der mit Dir redet, verläßt die Erde, er ist ein Geselle der Unsterblichen, die den Himmel füllen mit Deinem Ruhm.

Aber wehe den Lippen, die ohne Inbrunst Dich loben, und dem Beter, der Dich schmähet mit seinem Leben!

Mehr liebest Du das Wiehern des Roſſes, und das Brüllen des Bewohners der Sandwüſten.

Lieblicher lobt Dich der heulende Sturmwind, und das Ungewitter des Erdbebens, wenn Städte voll Reichthums einſtürzen und das lachende Eyland ins Meer ſinkt.

Mein Gott! mein Herz preiſet Dich mit meinen Lippen:

Aber lehre mich leben; damit ich Dich preiſe mit Thaten!

Dein Ruhm bedarf nicht der Pſalmen. Du lebeſt in ewiger Ehre, wenn alles Loblied ſchwieg' auf Himmeln und Erden.

Hoch über der Schöpfung ſitzeſt Du, genugſam Dir ſelbſt, und göttlich zufrieden wenn Du Dich denkeſt in deiner Herrlichkeit.

Du ſieheſt hernieder auf die Kinder der Menſchen und merkeſt auf ihre Wege.

Wenn ſie dich fürchten: ſo preiſen ſie Dich, und wenn ſie Dich lieben; ſo iſt dein Nahme gelobet.

Deine Ohren hören auf den Wohlklang des Lebens mehr, als auf alle Geſänge der Harfen.

Herr ſey mir gnädig, bewahre mein Leben der Unſchuld, und all mein Thun der Gerechtigkeit!

Dann

Dann wird Dir gefallen die Andacht des Herzens, das Loblied des Mundes und das Rauſchen der Harfe.

Nacht.

Unſterblicher, alt ohne Jahre, in deſſen Augen kein Schlaf kömmt, und deſſen Weſen Leben iſt!

Wir aber bedürfen der Ruhe. Du ſendeſt herab den balſamiſchen Schlaf, die Stärkung des morgenden Lebens.

Wird er mir kommen, der morgende Tag?

Dieſe Unmacht der Kräften, dieſe Pauſe des Menſchen-Lebens iſt nahe verwandt mit dem Tode.

Mein Auge ſchließt ſich: die Welt iſt verſchwunden. Wird es ſich wieder öffnen

bis

dis Aug, die Sonne zu ſehen, oder Dich, O Richter der Welt!

Ich fühle ganz meine Sterblichkeit. Einen Punct näher, beginnt die Gränze des andern Lebens.

Ja Herr! es iſt ein anderes Leben. Mein beſſerer Theil, ein Theil von Dir, wird ewiglich leben.

Dieſe Seele fühlt ihre hohe Verwandtſchafft. Sie denkt in die Ewigkeit. Sie brennt von erhabnen Wünſchen, unerfüllt diſſeits des Grabes. Du wirſt ſie erfüllen.

Da, wo der Gerechte wimmert, da wird ſein Leben nicht aufhören.

Und wo der Gottlose jauchzt über seiner Unthat: da wird seine Seele nicht sterben.

Denn du o Gerechter! wirst den Frommen nicht strafen mit Vergänglichkeit, noch dem Frevler lohnen mit seiner Zernichtung.

Sie wird ihnen kommen, die lohnende Ewigkeit, und aller Misklang dieses Lebens wird sich auflösen in himmlischen Wohllaut.

Dis, o Gerechter! ist die Hoffnung des Weisen, der geheime Trost des Geplagten, die reizende Aussicht des Pilgrims der Welt.

Oft denkt er den Gedanken der Weisheit, den Tod und würzet mit ihm das unschmackhafte Leben.

Nie

Nie denket er ihn ohne den edlen Gedanken der künftigen Würde, ohne den frommen Stolz auf sein ewiges Glück.

Du o Herr! erfüllest seine Erwartung zu rechter Zeit. Ihm winket der Tod in Gestalt des Engels. Er folgt ihm hinauf zu unaussprechlichen Freuden.

Was hat dieser Erdkreis, das er mir geben könnte, gegen die Güter der Ewigkeit?

Gib mir die Weisheit, o mein Gott! ausser ihnen nichts wünschenswerth zu finden, und die Klugheit sie zu verdienen durch Unschuld!

Dann mag der Schlaf der lezte seyn in jeder Nacht! Ich will ihn segnen, den süssen entscheidenden Schlummer.

Denn ihm wird folgen ein heiters Erwachen in ein endloſes Leben und in den jauchzenden Tag.

Morgen.

Gott, Allmächtiger, mein Schöpfer, mein Erhalter! und, wie Du am liebſten genennt biſt, mein Vater!

Wie dank' ich Dir den neugebohrnen Tag, den glänzenden Zeugen von Deiner Güte?

Ich hebe mich aus dem Schlafe, eine Creatur die eben herfür kommt aus deinen erſchaffenden Händen.

Ich blicke rund um mich her, und die ganze Schöpfung ſpricht laut Deinen herrlichen Nahmen.

Dieſes liebliche Tages-Licht, dieſe Erde, worauf ich Dir kniee, dieſe Hände,

die ich aufhebe zu Dir; noch mehr dieſe Seele die Dich denket mit Anbetung.

Wo iſt der Thor, der Dich verläugnen könnte, Du Weſen aller Weſen! Du erſter ohne Tage, Du Quelle alles Lebens!

Wer hält mit mächtigen Armen die ganze Natur, damit ſie nicht vergehe?

Wer gebietet der Sonne, dem prächtigen Feuer-Meer, in der alten Entfernung zu glühen?

Wer ſtärkt die bejahrte Erde mit Kräften der Jugend, zu nähren ihre zahlreichen Bewohner?

Wer handhabt die Geſezze des Lebens und der Vergänglichkeit über die Myriaden des Menſchen-Geſchlechts?

Einſt

Einſt, als es unheilbar verdorben war, eine ſchändliche Nation von Ungöttern:

Da borſten die Dämme der Welt-Meere, und Meere ſtürzten vom Himmel herab und ſpühlten hinweg die ganze abſcheuliche Welt.

Gerettet ſind ſie, gerettet die wenigen Edle der Menſchheit. In der Arche von Dir gebaut, entſchwamm dem Weltſturm die neue Bevölkrung der Erde.

Izt noch ergänzeſt Du jede Lükke des Menſchen-Lebens, die Verheerungen der Peſtilenz und der wildern Peſt, des verwüſtenden Krieges.

Du, o Allmächtiger! biſt allein das Leben der Schöpfung und mit ſchüzzender Güte bewachſt Du den Puls der Natur, damit er nicht ſtille ſtehe.

Ach

Ach du biſt der Erhalter noch ſchätzbarer Güter, als Leben iſt.

Du hälteſt mit mächtiger Stärke die Tugend feſt und ihre Geſellin die Wahrheit; daß ſie nicht fliehen vom Erdboden.

Noch brennt das heilige Feuer der Menſchen-Vernunft, und der Klugheit, dis Leben zu nüzzen.

Noch glühen Herzen von Menſchen-Liebe, von Frevel-Haß und von Tugend, die keine Belohnung erwartet, als von Dir.

Noch lebt der unerkäufliche Richter aller Thaten, und ruft die Mächtigen vor ſich, die niemand richtet und die Frevler,

die

die ihre Werke verhüllen in Liſt und Nacht.

Du ſteuerſt mit mächtiger Weisheit den Folgen unſrer Thorheit, und wehreſt der giftigen Seuche des Beyſpiels; daß ſie der blühenden Unſchuld verſchone.

Du biſt nahe der leydenden Tugend und kehreſt ihr Unglück in unausſprechliche Freuden.

Herr Gott! vernimm meinen Lobgeſang mit Güte! Mein Herz wallet von dankbarer Freude und meine Lippen rühmen Dich; daß Du mein Schöpfer biſt und mein Erhalter.

Nacht.

Meine Andacht begegnet Dir wieder, o Allmächtiger! Da Du am Himmel herauf das zahlenloſe Heer der Sterne leiteſt mit deiner gewaltigen Rechten.

Glorreicher, herrlicher Gott! Dieſer Anblick wirft mich nieder für Dir, wie ein Wetter voll Feur, wie eine Erſcheinung der Gottheit.

Wo iſt dieſer Erdboden, dieſer geräumige Wohnplaz für Menſchen und Thiere?

Er iſt mir verſchwunden, wie ein Staubtheil verſchwindet, unter dem Fuſſe des Wanderers.

Groß

Groß ſind die Wunder Deiner Hand und Deiner herrlichen Werken iſt keine Zahl.

In den unermeßlichen Raum zogeſt Du Furchen und ſtreuteſt aus die Welten, wie Saam-Körner.

Du ſchuffeſt die Veſte der Erden und kleideteſt die Sonnen in Feuer.

Die Monden ſchleuderteſt Du mit Allmacht auf ihren Weg: Sie verfolgen mit Rieſen-Schritten ihre ewige Bahn.

In ihrer Mitte bereiteteſt Du den flammenden Sizz der Sonnen, und zeichneteſt jeder ihr Monden-Gebiete, daſelbſt zu herrſchen in majeſtätiſcher Ruhe.

Gleich

Gleich guten Königen verbreiten ſie, rund um ſich her, Leben und Licht über die glücklichen Staaten.

Ihr iſt das Wonne-Licht des Tages, das Lachen der Hügel und Thäler, der Erden milde Fruchtbarkeit.

Gelobet ſeyſt Du den Bürgern der Erden, o Schöpfer der Sonnen! Denn deine Wunder ſind voll von Güte.

Du befeſtigteſt im Norden das prächtige Siebengeſtirn, einen himmliſchen Leucht-Thurm dem Wandrer der Meere.

Beym Schimmer fremder Sonnen verfolgt er die undezeichnete Straſſe durch die

die Wüsten des Welt-Meeres und durch die wilden Thäler der schwimmenden Eisberge.

Daselbst bekriegt er den Wallfisch, den Risen des Oceans, und den Elephanten des Meeres, und jagt sie, wie die schüchternen Rehe des Waldes.

Sie rettet nicht der undurchdringliche Panzer, noch das schröckliche Brausen der Nase, noch die Flucht in den Abgrund.

Mehr durch die leuchtende Mitternacht, als durch den Tag, verbindest Du die Meer-getrennten Völker des Erdbodens.

Von ihr geleitet vollstreckt der Wanderer, rund um den Erdkreis, die wunderwürdige Reise.

Sein Weg umspannt die Erde wie ein Gürtel die Lenden.

Er fähret daher auf den Fittichen des Windes, über die brausenden Wogen und vertheilt auf dem Erdboden den Reichtum und den bessern Reichtum, die Weisheit.

Die Völker freuen sich und jauchzen entgegen den fremden Schätzen und preisen Dich, Du Quelle des Segens!

Dem prächtigen Irrstern, einer Welt in Flammen, bezeichnetest Du die wunderwürdige Bahn.

Die Völker staunen ihn an mit Schrecken; der Weise bewundert den glänzenden Haar-

Haarſchmuck, die königliche Schleppe von Licht, und betet Dich an in deiner herrlichen Macht.

Du waſſneſt das Aug des Weiſen. Ein neuer Himmel entdeckt ſich ihm. Da wimmelt es von Sonnen ohne Zahl, und aller Himmel iſt mit Welten beſäet.

Und wo iſt das Ende der Herrlichkeit? Du gabeſt dem Sonnen-Lichte Flügel des Blizzes: aber nach Jahrtauſenden grüſſet der erſte Licht-Strahl der fernſten Sonne die Erde.

Wer bin ich, Du Schöpfer der Welt-Schaaren, Du mächtiger Führer des Himmels-Heers! Wer bin ich; daß Du meiner gedenkeſt?

O! nicht mit minderer Aufſicht bewahrſt du das Leben des Menſchen, als Du den Lauf der Sterne bewahreſt und die Ordnung des ganzen Himmels.

Herr Gott! ich harre auf Deine Güte. Du wirſt mich bewahren, ich wache, oder ich ſchlafe. Du biſt mein mächtiger Schuz und mein ganzes Vertrauen!

Morgen.

Ich hebe meine Hände auf, zu Dir, in den Morgenſtrahl. Herr! zeige mir deine Wege; daß meine Seele ſich nicht verirre!

Früh ſtehet die Bosheit auf, der Tugend zu ſchaden. Am dämmernden Morgen beginnt ſie ihr hölliſches Tagewerk, und vollendet es in dem Dunkel der Mitternacht.

Gott! deinem Auge kann nichts entfliehen. Du ſieheſt den Frevel, und ſchweigeſt; und die Leyden der Unſchuld, und iſt kein Retter da.

In Deiner Rechten ſchlafen die Blize, und der Donner hat keine Stimme.

Du läſſeſt die Meere ruhen in ihren Betten, und verbieteſt den Wogen, zu rauſchen über den Welt-Damm.

Indeſſen jauchzen die Söhne des Unrechts und freuen ſich ihrer Unthat.

Aber ſchuzlos wimmert die Unſchuld, gleich der girrenden Taube in den Klauen des Habichts.

Mache Dich auf, Herr! und errette ſie! Denn bey Dir iſt Gnade und Recht.

Du wirſt kommen, den Reigen der Bosheit in Heulen zu kehren, und das Trauren der Unſchuld in Wonne.

Schon

Schon izo beginnt dein hoher Gerichtstag, tief in der Seele des Menſchen.

Das Herz des Frevlers kennet keinen Frieden. In ihm tobt ewiger Aufruhr.

Ihn ſtillet nicht der göldne Raub, nicht das zauchzende Feſt, noch das ſchmeichelnde Lied der Sänger und Sängerinnen.

Auf- von dem ſeidenen Polſter ſchröft ihn ein nächtliches Bild der unterdrükten Unſchuld.

Die Sanftmüthige wird ihm erſcheinen, dicht an ſeinem Lager, gleich einer Furie, mit wilden Gebährden der Rache und der Verwünſchung.

Am nächtlichen Gaſtmale, wenn der Kelch des Taumels herumgeht, wird ein Engel des Todes ſeine Hand ausſtrekken, und ſein Urtheil an die Wand ſchreiben mit Flammen-Schrift.

Du tilgeſt ihn aus dem Buche der Lebenden. Schon iſt er dahin. Du wirſt ihm richten gerechten Lohn.

Aber die Seele des Gerechten iſt voll Friedens, voll himmliſcher Ruhe.

Den Tag ſeiner Seele wird Gram verdunkeln, aber nimmer verlöſchen.

Du heiterſt ihn auf, mit geheimem Troſt, mit dem Gefühl der Würde der

Un-

Unſchuld, mit Ahndungen, mit der Gewiß-
heit eines beſſern unſterblichen Lebens.

Du waffnest die Helden-Seele mit Langmuth, mit triumphirender Gedult.

Er allein kennet die göttliche Freuden der Großmuth, die Wollust den Feind zu umarmen.

Du wägest ab des Mannes Stärke und das Gewicht seines Unglücks.

Die Stärke seiner Schultern wächst unter der beugenden Last. Und er freuet sich in seiner gewaltigen Kraft.

Du hast ihn mächtiger gemacht, als alle Gewalt des Erdbodens. Denn er

lacht der Gefahren und achtet des Todes nicht.

Ihn wird das Volk nicht zwingen zur Unthat, noch die drohende Mine des Großen zum Unrecht.

Du wirſt ihn ſchüzzen im Wetter des Unglücks, und wenn kein Retter da iſt, wirſt Du erſcheinen.

Sein Tod wird ſeyn, wie der Untergang der Sonne am göldnen Abend des Sommers.

Er wird heraufſteigen in den künftigen Tag, in aller Herrlichkeit des glanzreichen Himmels.

Ihn

Ihn erwartet kein Richter. Die Unſchuld hat nichts zu fürchten. Du biſt ihr ewiger Freund.

Wo iſt nun das Glück des Gottloſen und das Elend der leydenden Tugend?

Gott! du biſt ein Gott voll Gnade und Güte und deine Gerechtigkeit iſt unſtreitig gewiß.

Herr! leite mich auf die Wege der Tugend und Unſchuld.

Laß mich nicht ſchröken die ſteilen Gebürge, die unabſehbaren Sand-Wüſten und den wilden Wald, die Wohnung des blutbegierigen Raubthiers.

Noch laß mich hinabblikken auf die lachenden Wege der Thorheit durch die ſchimmernde Gefilde von Gift-Blumen.

Mein Auge wird nach Dir blikken. Wie Du mich leiteſt; ſo folge ich. Du wirſt mir zeigen den Pfad des unſterblichen Glücks.

Nacht.

Nacht.

Auch dieser Tag ist dahin, ein Theil des Lebens, von dem ich Dir Rechnung schuldig bin, Herr meiner Tage!

O Gütiger! Du hast meine Tage geschmückt mit deiner Gnade, und all mein Leben vergöldet mit deiner Güte.

Da ich zu athmen begann; da riefest Du mächtig in diese Seele: Sey Mensch!

Ich hörte die göttliche Stimme, den hohen Ruf, das Glück dieser Erde zu bauen.

Noch schallt durch die Seele dein Vater-Befehl: Sey glücklich!

Wie hab ich der ſüſe-tönenden Stimme gehorcht? Wie hab ich ihr heute gehorcht?

Wenn hat mich beſucht der erſte der Menſchen-Gedanken, die Gottesfurcht, und ſein Geſelle, Unſterblichkeit?

Wenn rauchte Dir, o ewiger Wohlthäter! mein Opfer des Danks? Wenn klang Dir mein Loblied?

Wie hab ich die Würde behauptet, die Du mir gabſt, die Würde der Menſchheit, hoch über dem Thier?

Hab' ich den Stürmen der Seele befohlen, und geherrſcht über das wallende Blut?

Hab' ich den Spruch des Richters gehört, der die Thaten des Menſchen würdigt in ſeiner Seele?

Wie hab ich die Menſchen geliebt? Oder war ich gleich dem Tirannen, dem Du das Volk der Menſchen geſchaffen für ihn?

War mir ein Feſt, das Antliz des Bruders zu heitern durch Wohlthun? Zu ſehen ſein lachendes Aug?

Wo iſt der Blinde, den ich geleitet, der Lahme deſſen Stüzze ich war, und der wankende Greis, dem ich den Stab reichte?

Winſelte nicht um mich her der gelbe Hunger, die ſchauernde Blöſſe und die dürftige Krankheit ohne Balſam und Oehle?

Wenn hab ich den müden Wanderer und den irrenden Fremdling geladen unter mein

mein Dach, um ihn zu schüzzen wider die Schrekken der Nacht?

O Du! dem keine That des Menschen entflieht, der du siehest die Thaten, eh sie gebohren sind, und die Gedanken der Seele, ehe sie leben!

Du prüfest mit feurigem Auge, Entschlüsse und Thaten, und merkest ihre entfernteste Folgen.

Du kennest die Kraft jeder Menschenseele, ihre Sehnen und Nerven, wie mächtig sie ist zur Tugend und Bosheit.

Du entwehrtest das glänzende Leben des Heiligen, von Menschen bewundert und hinaufgeschmeichelt gen Himmel.

Und oft, wo der Menſch den Menſchen verdammt, da ſprichſt Du ihn los, und ſegneſt die That des Gerechten.

Aber all dein Urtheil iſt Güte und deine Gedanken ſind Gnade.

Du wirſt auch mich richten mit Barmherzigkeit und meine Thaten mit göttlicher Schonung.

Du liebeſt Geſtändnis der Thorheit und ſegneſt die Reue mit milder Vergebung.

Du ermunterſt die ſchüchterne Seele zu edeln Entſchlüſſungen, den Weg der Weisheit zu wandeln und auszulöſchen die Schmach des vorigen Lebens.

Geſegnete einſame Stille der Nacht! Tag der Seele! Mutter des Denkens! Theures Geſchenke des beſſernden Himmels!

Hier will ich, beym feyerlichen Schweigen der ganzen Natur, die beſſern Tage bilden, die ich noch leben ſoll.

Und in dem Angeſichte des glänzenden Himmels die Wege zeichnen, die ich forthin zu wandeln habe.

Du haſt ihn gehört, o Allgegenwärtiger! Du haſt ihn gehört, den ſeligen Vorſatz.

Dein

Dein iſt die Kraft, die Gedanken zu beleben, und ſie zu erheben zur würdigen That.

Wohl dem Menſchen, der deines Beyſtands gewiß iſt!

Ihn werden die ſeidenen Arme des Schlafes umfaſſen, und Engel werden ſein Lager beſchützen.

Ihn wird der Morgen finden, zur Tugend wach, und jeder Abend der Unſchuld treu.

Morgen.

Früh steigt zu Gott mein betender Gesang
Eh noch die Dämm'rung flieht.
Entweyhe nicht, du meiner Fesseln Klang,
Das fromme Morgenlied!

Gelobet sey die gränzenlose Macht,
Die uns mit Schatten deckt,
Und schöpferisch aus dem Grabe jeder Nacht
Die jungen Tage weckt.

Da lag es tod, das halbe Erdenrund,
Und vom Gewölb der Luft
Hieng

Hieng ſtrahlenlos herab der graue Mond
Wie Lampen in der Gruft.

Er aber, der der Sphären ew'ge Bahn
Mit feur'gem Blick bewacht,
Gott rührt den Erdenkreis allmächtig an
Und dreht ihn aus der Nacht.

Indem er ſtill um ſeine Spindel rollt,
Wird alles überſonnt.
Der Berge Gipfel ſind Ophiriſch Gold
Sapphir der Horizont.

Ein Meer von Regenbogen brennt im Thal,
Gen Himmel ſchikt die Flur

Den Balſamrauch aus Blumen ohne Zahl
Ein Opfer der Natur.

Das Wonnelied tonreicher Wälder ſteigt
Schon lang dem Himmel zu,
Beſchämt den Menſchen, der noch ruhmlos ſchweigt
Im Grabmahl ſeiner Ruh.

In ſeinen Fels-Palaſt ſteigt izt hinab
Der Leu mit ernſtem Gang,
Er brüllt dem Herrn, der ihm den Nachtraub gab,
Den ungeheuren Dank.

Auf veitſcht Nerone ſchon der Traum der Nacht,
Angſt, die ſie nie verläßt.

O Gott! ſie preiſen ſchröklich deine Macht,
Wie Wetterſchlag und Peſt.

Izt aber blökt der Berg, izt brüllt das Thal,
Dir Herr! der alles ſpeißt.
Izt reizt des Hirten Lied den Wiederhall
Das deine Güte preißt.

Das rege Dorf hat ſchon ſein Volk voll Fleiß
Aufs göldne Feld geſtreut.
Dein Erdreich, Gott! bezahlt den frommen Schweiß
Mit milder Fruchtbarkeit.

Seht, wie der Winzer an Weinreicher Wand
Von Fels zu Felsen tanzt!
Gesegnet sey des guten Mannes Hand,
Der unsre Freude pflanzt!

Des Alkovs Nacht hält noch der Wollust Sohn
In Sibarit'scher Rast.
Er schläft und seine Statue glänzt schon
Und herrscht auf dem Palast.

Welch ein Verlust die Scenen nicht zu seh'n
Der neubelebten Welt!
O welch ein Anblik ist dem Menschen schön,
Dem selbst der Tag mißfällt?

Ja!

Ja! ſchön, o Gott! iſt dieſe Welt gemacht
Wenn ſie dein Licht umfließt.
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht
an Pracht
Daß ſie kein Himmel iſt.

Jedoch, ſie glänzt auch für die Tugend
nur,
Der Unſchuld iſt ſie ſchön.
Umſonſt ſchmükt ſich mit Himmeln die
Natur,
Den Augen die nicht ſeh'n.

Beleydigend wirkt auf des Laſters Blik
Der Glanz vom Morgen-Roth.
Vor ſeinen Augen flieht der Tag zurük
Und die Natur iſt todt.

Ach! jede Blume wird versengt und stirbt,
Die seine Sohle tritt.
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt
Schwarz unter seinem Schritt.

Allmächtiger laß mich der Wahrheit treu,
Mein Herz der Unschuld weyhn,
O dann, dann wird mir die Natur stets neu
Und ewig reizend seyn!

Theodicee.

Zufriedenheit, erhab'nes Gut,
Das keine Feinde rauben können!
Dich kann des Unglücks ganze Brut
Nicht vom Gefühl der Unſchuld trennen.

Die Theilung iſt voll Göttlichkeit.
Dem weiſen Manne jeden Morgen
Ein Misglück und Zufriedenheit,
Dem Thoren aber Glück und Sorgen.

Warum mißfällt dir dieſe Welt?
Iſt ſie zu ſehr entſtellt von Leyde?

Ihr

Ihr Schwarz, das Kennern nur gefällt,
Schattirt ihr wildes Licht der Freude.

Was nüzt mir des Verſtandes Licht,
Ein Spiel der unzwingbaren Triebe.
Warum band er mit Ketten nicht
Den Menſchen an der Tugend Liebe?

Geh, ſuche dort die beßre Welt
Im tiefen Schutt der Helden-Thaten,
Auf todtenreichem Siegesfeld
Und in den Gräbern blühnder Staaten.

Such ſie im lügenden Geſicht,
In Minen, die dir Heyl verſprechen!

Die

Die Zunge, die von Frieden ſpricht,
Wird durch den Nätten dich erſtechen.

Drüllt Donner lieblich in dein Ohr?
Brennt Bliz ein Luſtfeur deinem Blikke?
Inzwiſchen ſteigt im Rauch empor
Die ganze Stadt mit ihrem Glükke.

Izt bebt die Erde: ſtehe feſt
Auf der Natur entzündten Minen!
Reizt dich der Obeliſten Reſt,
Paläſt' und Tempel in Ruinen?

Biſt du dem lezten Feind entfloh'n?
Er kömmt der König aller Schrekken.

Du

Du ſtirbſt, dich klagt kein Jammerton,
Die Erde wird dich ruhmlos decken.

O! daß den Menſchen nichts gefällt,
Als, wo ſie ihre Denkung finden!
Was wäre das für eine Welt,
Wenn Thoren ihren Riß verſtünden?

Du traust Ideen von Vitruv
Paläſte fehlerlos zu bauen;
Dem der mit höchſter Weisheit ſchuf,
Verſagſt du thöricht dein Vertrauen.

Was fehlt dem undurchſehbarn Plan?
Entwarf' er ihn nicht recht, der Meiſter?

Steht

Steht dir das hohe Recht nicht an,
Die Freyheit der erſchaffnen Geiſter?

O nimm ſie, nimm ſie, dieſe Welt
In ihrem wunderbaren Kleide,
Mit allem, was ſie in ſich hält,
Peſt und Triumph und Mord und Freude!

Nimm allen Aufzug dieſer Zeit,
So knotenvoll an Luſt und Thränen!
Verknüpf ſie mit der Ewigkeit,
Mit der Entwicklung lezten Scenen!

Laß Unverſtand und Laſter nur
Für Peſt und Krieg und Donner zittern!

Sie

Sie ſind die Fieber der Natur,
Geſundheit folgt auf ihr Erſchüttern.

Laß dich dein Unglück, laß den Feind
Dich Tugenden des Helden lehren!
Sey ſchuldlos, ſey dein eigner Freund;
Dann wird dein Glück unendlich währen.

Vermiſchte

Gedichte.

Erlang
bey Johann Jacob Palm.
1783.

An Seine Excellenz

den Herrn Geheimen Rath

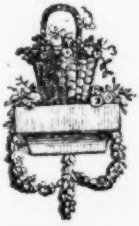
und Regierungs-Präſidenten

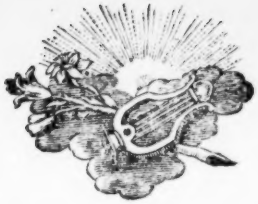
Freyherrn von Gemmingen

in Stutgard.

Der Muſe, die Dich ewig liebt und ſchäzt,
Noch einmal wirſt Du ihr die hohe Freude
gönnen,
Izt, da ſie ſich vielleicht mit ihren Freun-
den lezt,
Den theuren Namen vor der Welt zu nennen!
Dein war, was je von ihrer Zitter klang,
Des Jünglings Lied von Lieb und Wein,
Des Mannes Ernſtgeſang:
Dir ſoll der lezte Laut der Saiten heilig ſeyn!
Die arme Muſe gab Dir, was ſie geben kan,

Das Schärflein, das in dieſen geiz'gen Tagen
Oft Groſſe dem Verdienſt verſagen,
Ein dankbar Wort dem edlen Mann.
Beym Himmel! hätte ſie es können geben,
Was ſie nicht träumen darf, in ihrem Lied zu leben,
Mit welcher Freude hätt ſie Dir Unſterblichkeit gegeben!





An den Selbſtverräther.

Wie? mich hat er gemeynt? Herr Epigrammatiſt!

Antwort.

Ich kenne dich zwar nicht, mein Freund!
Doch, wenn du glaubſt, daß du getroffen biſt;
Je nun! ſo hab ich freylich dich gemeynt.

Geront.

Daß man Geront für einen Geizhals hält,
Das weis ich, meiner Treu! nicht einzusehn:
Der Mann thut Dinge, nur um einen Albus oder zween,
Ich würde sie nicht thun um alle Güter dieser Welt.

Monturen und Kutten.

Mein Herr Collega! ſprach ein Feld-
Marſchall
Zu einem Capuciner-General;
Erlauben ſie mir doch einmahl
Aus ihrem Heer nur eine kleine Wahl
Von etlich tauſend Recruten!
Die Wahl, ſpricht der, ſteht ihnen frey,
Vielleicht gewinnt Beelzebub dabey,
Allein dem armen Staat iſt's völlig einerley,
Monturen oder Kutten.

Der Autor und die Kritik.

Der Vater mancher Prose, manchen Gedichts,
Bav, überläßt getrost den künft'gen Tagen
Das Amt des unpartheyischen Gerichts,
Schreibt fort im Schweisse seines Angesichts,
Und die Kritik fährt unbarmherzig fort zu schlagen
Aufs hintere Castell des armen Wichts.
Er würdiget sie keiner Klagen,
Nur hört sein Freund Aristi ihn fragen:
Was wird die Nachwelt einst von mir und meinen Feinden sagen?
Wenns gut geht, spricht Aristi, von beyden nichts.

Pygmalion.

Geſchichten, die zurük ins Alterthum entfliehen,
Sind wie die alten ausgegrabenen Statüen,
Den Beſten fehlt, zu aller Kenner Verdruß,
Der einen ein Kopf, der andern ein Arm, der dritten der Fuß.
Wollt ihr ſie unverſtümmelt haben;
So weiß ich keinen andern Rath,
Als was ſchon mancher Dilettante that,
Nach den verlohrnen Gliedern zu graben,
Und, findet ihr ſie nicht in ihren Grüften,
Ganz neue Glieder an die Rümpfe zu ſchiften.
Zum Beyſpiel: Die Geſchichte von Pygmalion
Weißt jedermann aus ſeinem Naſo ſchon,
Doch, wie ſie ausgieng, wißt ihr nicht.
Der Frauenzimmerknecht verſchwieg euch zu der Mäd'gen Ehre
Gerade das erbaulichſte von ſeiner Mähre.
Wollt ihr ſie uncaſtrirt, ſo leſet dies Gedicht.

Ich ſchwöre euch durch fleiſſiges graben,
Das mangelnde Glied gefunden zu haben,
Sonſt gäb ich euch, um alle Welt, das
ganze nicht.

Pygmalion, in Cypern König war ein
Miſogyn,
Nicht eine Schönheit ſeiner Inſel rührte ihn.
Denn dies iſt zwiſchen uns und Königen
der weite Unterſcheid,
Sie lieben ſeit undenklich langer Zeit,
Vom männlichen Geſchlechte niemand, als
nur ſich alleine,
Vom Weiblichen entweder ſiebenhundert,
oder keine.
In einem Cabinet des Königs ſtand
In Lebensgröße, ohne Gewand,
Der Göttin und des Künſtlers Ehre,
Ein elfenbeinern Bild der himmliſchen
Cythere.
Da ich das Ideal von Götter-Schönheit
nicht beſchreiben kan,
Verweis' ich euch auf euern Winkelmann;
Von

Von jedem Götter-Reiz wird er euch Nachricht geben.
Genug dem Bildnis fehlte nichts, als Leben.
In dieſes Bild verliebte ſich
Der König: dünkt's euch wunderlich,
So leſ't das ſehr erbauliche Exempel
Von dem verſteckten Jüngling im Gnidiſchen Tempel!
Was je der Liebe Zärtlichkeit,
Die Luſt in ihrer Trunkenheit,
Was je die zügelloſe Phantaſie erſann,
Das ward mit dem Bilde verſucht und gethan.
Doch bald vermiſſt mit unausſprechlichem Verdruſſ,
Pygmalion das Glück antwortender Triebe,
Das Wechſelſpiel mit Druck und Kuſſ,
Und fühlt den ganzen Undank ſeiner beinernen Liebe.
An einem groſſen Feſt, das Fürſt und Unterthan
Der Landes Gottheit, Cypris, gegeben,
Hängt er an ſeinem Bild, und fleht die Göttin an;

Das

Das hochgeliebte Bildnis zu beleben:
Die Göttin hört; und o! mit welcher Wonne fühlt
Pygmalion das kommende Leben
In das erwachende Bild!
Wie erst der Busen pocht und schwillt,
Die Lippen seinem Kuss entgegen beben,
Die fesselfreyen Arme sich erheben,
Die brennende Umarmungen zurük zu geben!
Und dann zu sehen;
Wie aus dem Bilde nach und nach der Tod entflieht,
Der ganze Körper sich mit Glanz des Lebens überzieht,
Das todte Auge glüht,
Die blasse Wange blüht,
Die steiffen Haare um den Naken wehen.
Wer mag das Glück des Liebenden verstehen?
Bei jeder Wandlung einer Schönheit fühlt Pygmalion
Sein Glük erhöht, und seine Lust verfeinert,
Und

Und doch, o Himmel! damals ſchon,
Als ſich die Lippen zum Kuſſ entbeinert,
War all ſein Glük auf ewig entfloh'n!
Weg war der Küſſe Zeitvertreib!
Denn izt begann das ganze Weib,
Und um die lange Stummheit ihrer Natur zu rächen,
Gebrauchte ſie die Lippen—nur zum ſprechen.
Zwar anfangs übte ſie mit einiger Beſcheidenheit,
Die erſt verliehene Redſeeligkeit,
Und ihr genügt, im Jargon kalter Höflichkeit,
Dem König hier ein Compliment, dort eine Fadaiſe zu ſagen.
Bald aber fieng ſie an, den drückenden Magen,
Vapeurs und tödtendes Kopfweh zu klagen,
Und in den vielen hyſteriſchen Tagen
Den König und Hof erbärmlich zu plagen.
Der König verſucht mit vielen Gegen-Fadaiſen,
Mit dem romantiſchen Widerhall
Von O! und Ach! mit Cercle und Bal,

Mit

Mit rauſchenden Feſten im göldenen Saal,
(Denn izt ſchon fehlt es ſeiner Majeſtät
So, wie es ſcheint, an jener anodynen
Realität,
Der nie kein Spleen und kein hyſteriſches
Weh widerſteht:)
Die Grämlichkeit und das mürriſche Weſen
Zu unterdrüken, oder doch zu überſchrey'n;
Umſonſt, umſonſt ſind alle Schmeicheley'n!
Das Uebel wächſt zu unerträglicher Pein!
Bald zankt ſie Arimaſpe, ihre treuſte Zofe,
Schön wie der Tag, und zur Bedienung
einer Göttin geſchickt,
Nur weil ſie meynt, der König habe ſie
einſt angeblickt,
Mit großem Skandal von Hofe;
Erzält ſelbſt aus dem Thalamus von ſol-
chen Dingen,
Die ſeiner Majeſtät ſehr wenig Ehre
bringen;
Grondirt die Miniſter im Staat,
Entzweyt den König und Rath,
Verläumdet bey ihm die nächſte Verwandte,
Be-

Beſchimpft aufs grauſamſte fremde Geſandte,
Und o! was kan impertinenter ſeyn?
Verbietet ſeiner Majeſtät den beſten Troſt
in ſeiner Pein,
Den Malvaſier und ſelbſt den Landgebohr-
nen Wein.
Izt ſagt: was hättet ihr mit einer ſolchen
Kreatur gethan,
Die erſt, auf euer Gebeth, aus einer Be-
ſtie Zahn
Zur Ehre einer Königin gekommen?
Der Fall iſt nicht ſo leicht, als mancher
denken kan;
Denn die gewöhnlichen Hausmittel geh'n
bey einer Königin nicht an.
Nun dann! ſo hört, wie ſeine Majeſtät
höchſt-weislich ſich dabey benommen!
Noch einmal fällt Pygmalion auf ſeine Knie
Im Tempel der Göttin, und bittet ſie,
Den Reizen unbeſchadt, womit die Schwä-
zerin prangt,
Und ohne Eine Weiblichkeit ſonſt zu verlezen,
Nur, was das Organon der Sprache belangt,

Sie

Sie wieder in den alten Stand des Bildes zu verſezen.
Im ſchalkhaft lachenden Ton
Hoch von der Kuppel her erſchallt,
Daß das Gewölb des Tempels lachend widerhallt,
Der Göttin Antwort: armer Freund Pygmalion!
Warum verbliebſt du nicht bey deiner ruhigen Liebe von Bein?
Du wollteſt ein Weib, der Einfall war dein,
Du haſt ſie unverſtümelt; izt finde dich drein!
Denn einen Zahn, einen Blok von Erz oder Stein,
Und was ihr wollt, in Weiber zu kehren,
Dies alles ſteht uns zu Gebotb:
Doch, iſt die Wandlung geſchehn; ſie ſchweigen zu lehren,
Das kan kein Gott.

Die Vettern und Baſen.

Durch Nevers ward der groſſe Heinrich
einſt dahin gebracht,
Daß er den Vieuville zu einem Saint Eſprit gemacht.
Am Schöpfungstage, da man mit dem Collier
Ihn zu bekleiden im Begriffe war,
Sprach Vieuville, nach dem gewohnten Formular
Den Candidatenſeufzer: non ſum dignus Domine!
Da rief der groſſe Heinrich: Ventre-bleu!
Das weiſſ ich wohl! du kämſt auch nicht zu dieſer Ehre;
Wenn nicht das Vorwort meines Vetters Nevers wäre!

* * *

Sehr oft zerbrechen wir uns unſern weiſen Kopf;
Warum ein Tropf

Zu Ehr' und Würden ſteigt?
Weil uns ein Heinrich ſchweigt.
Oft aber riechen wirs doch mit eignen Naſen;
Das Wunder geſchieht durch Vettern und Baſen.

Der

Der Reichthum unſrer Sprache.

Als Gülliver *) ins Land der edlen Houyn-
hnhms kam,
Und, auf Befehl des Schimmels ſeines Herrn,
es unternahm,
Des Zuſtands unſrer Welt und Yahohos zu
erwähnen:
Da ſchüttelten ſie zweifelnd ihre ſchöne
Mähnen,
Oft wiehert' ihm der Schimmel und der
Lichtbraun zu:
Das Ding, das nicht iſt, ſagſt uns du!
Denn zu der Lüge, einer ſo alltäglichen Sache,
Fand ſich zu theuerſt nicht ein Wort in ihrer
Sprache.
Die armen Hengſte! und ihr armes Lexicon!
Wir haben, unſrer Weisheit Dank, wohl mehr
als ein Synonimon,
Womit wir einem Houynhnhms dienen
könnten,
Wir haben Lügen, Unwahrheit,
Und Ehrenwort und Eyd und Complimenten.

*) Ich hoffe, daß meine Leſer ſamt und ſonders die Ehre haben, mit Decant Swift und Capitain Lemuel Gülliver bekannt zu ſeyn.

Auf die Kloſter-Aufhebungen.

Nur wie ein andrer guter Wirth hält
Joſeph Haus,
Wer will ihm denn ſein Recht verneinen?
Er troknet ſeine Sümpfe aus,
Wie Braski die ſeinen *).

*) Wer weiß nicht das groſe Unternehmen des itzigen Pabſtes, die Pontiniſche Sümpfe urbar zu machen.

Der Geſicht-Deuter.

Einſt lehrt uns unſer Herr:
An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!
Itzt aber iſt die Kunſt bequemer und auch
zuverläſſiger,
An ihren Naſen ſollt ihr ſie erkennen!

An den Menſchenhaſſer.

Die Welt iſt eine Mörder-Grube,
Und jeder Menſch iſt dir ein Bube:
Was hält dich denn in dieſer Welt zurük?
Geh fort! und wähle dir den erſten Strik!

Wahrhafte Geſchichte

von einer ambulirenden Truppe, die ſich nach Vorſtellung der Minna von Barnhelm verlaufen hat.

Im ew'gen Traum der nie geweſ'nen gold'nen Zeit
Uebt der Poet die comiſche Gerechtigkeit,
Und ſpendet aus, wie's ihm gefällt,
Das Glük und Unglük dieſer Welt;
Gibt jeder Tugend ihren Lohn,
Und jedem Laſter Straf und Hohn,
Sezt Schäfer auf den Thron,
Und jagt Tyrannen davon.
Doch Mutter Natur, ſich ewig ſelbſt getreu,
Stürzt unbarmherzig um das Werk der Phantaſey,
Und dreht das groſe Rad der Welt,
Wie's ihr und den Göttern gefällt.
So abentheur- und wundervoll
Macht's einer unſrer Brüder im Apoll,
Gibt einem abgedankten Major,

Der

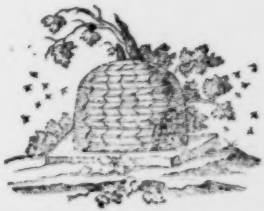
Der in dem Krieg nur ein paar Arme verlohr,
Ein Mäd'gen ſchön und treu und hold,
Und einen Freund, ſo klar, wie Gold,
Und einen Knecht, zwar etwas Trunkenbold,
Doch ſeinem Herrn, wie ein Pudel, getreu,
Des Königs Gnad und Geld wie Heu.
Wo unterm Mond hat Leſſing das geſehen;
Daß je ein arm- oder beinloſer Soldat,
Und ſonſt ein Krippel für den Staat
Ein anderes Glück gewonnen hat,
Als einen Tritt — und weiten Raum zum Bettelngehen?
Doch, wie ſich an dem abentheuerlichen Gemächt
Die hochbeleidigte Natur gerächt,
Das ſollt ihr izt in einer auferbaulichen Geſchichte ſehen!
Nach allem dem, was geſtern Abends geſchehen,
War nunmehr weiter gar nichts abzuſehen;
Als erſt das Aufgeboth von der Kanzel,
Der Minna mit Tellheim und Werners mit Franzel,

Und dann nach chriſtlöblicher Norma
Die Copula in optima Forma.
Ja! wohl bekomms! denn in der heut'gen Nacht,
Eh Keller oder Wirth erwacht,
Verſchwand die treue Minna, Tellheims Herzensluſt,
Mit Tellheim meynt ihr? Nein! mit dem handfeſten Juſt,
Und dieſer biedre Diener ſtahl
Dem ehrlichen Major ſein ganzes paares Kapital,
Bey fünfzehn Bazen oder zwanzig,
Vermuthlich geht ſein Weg zum doppelten Lachs nach Danzig.
Graf Bruchſal in ſeinen ältlichen Tagen
Iſt mit der Jungfer Wachtmeiſterin fort,
Kein Menſch weiſt zu ſagen;
An welchen Ort?
Und Werner, hinter dem Frauenzimmerchen drein,
Hört gar nicht auf, bey ſeiner armen Seele zu fluchen,

Der

Der muntern Franzel doch getreu zu seyn,
Sie aus den Händen des verdammten
Grafen zu befrey'n,
Den Buckel seiner Excellenz derb abzu-
bläu'n,
Und sollt er sie beym Prinzen Heraclius
suchen.
Doch, was das Unglük des Majors voll-
ständig macht,
Ist, daß der Schurke von Wirth in Er-
fahrung gebracht,
Mit jeder bessern Aussicht Tellheims sey's
gute Nacht,
Das königliche Schreiben sey nur nach-
gemacht,
Und Riccaut ab sie selber fabricir
Um diese dumme deutsche Officier
Ein bisserl zu vexier.
Der harte König von Hispanien
Will weiter keinen Spass verstehn,
Und fodert seinen Conto auf den lezten
Heller.

Und nun hier, meine Herrn! hier iſt der
Teller,
Und wenn es eurer Herrlichkeit gefällt,
Den Helden dieſer Farce vom Schuldthurm
zu befreyn,
So legen Sie hier nach Belieben ein!
Ha! welch ein Bild der wahren Welt!



Der entſchiedene Zwiſt.

Corinne, welche, wie ihr wiſſt,
rzkennerin der guten Menſchenformen iſt,
am jüngſt zu einem ſehr gelehrten Zwiſt,
b nicht der Orang Utang *) unſer Vetter
iſt?
y! ſagte ſie; Ihr Herrn! was ſtreiten Sie?
Lie ſeh'n doch; daß es keine Waden hat,
das Vieh!

*) Der große Orang Utang, oder der Affe Pongo kömmt dem Menſchen nach dem äuſſerlichen Anſehen und der Proportion der Glieder ſehr nahe; nur ſoll er wenig oder gar nichts von Waden haben.

Der Gelehrten-Kenner.

A.

Kennſt du den groſſen Wunder-Mann,
Der alle Autoren von Vater Adam an,
(Denn Adam hat auch zwey wichtige Bücher geſchrieben:)
Bis auf den lezten Dinten-Mann,
Mit ihren Nahmen nennen kan,
Der weiſſt, was jeder ſchrieb, und was er ſchuldig geblieben,
Das Jahr, den Tag, wenn er das Licht der Welt erblikt,
Die Grazie, die er mit ſeiner Hand beglükt,
Die Alma Mater, die ihn groſſ geäzt,
Und ihm zulezt die Kappe aufgeſezt,
Was jeder ſich für einen Ruhm erwarb,
An welchem Fieber er, an welcher Ehrie er ſtarb;
Kennſt du den Mann?

B.

Da weiſſ ich nichts davon:
Ein Mann iſts nicht; es iſt nur Jöchers Lexicon!

Ein

Ein Programma.

Zu wiſſen ſey: daß morgen Bav zu den gewohnten Stunden
Auf Mäv im großen Hörſaal ein Eloge hält!
Auch wißt ihr Herren: der Topf hat ſeinen Dekel gefunden:
Wie Bav ein Redner iſt, iſt Mäv ein Held.

Trauren vergeblich.

Du raufſt dir deine Haare aus, das iſt zum Lachen!
Glaubſt du dein Kahlkopf wird dich glüklich machen?

Die zween Pilgrime.

Zween Schelmen lebten an dem Rhein,
Den wenig Schelmen gleichten,
Auf einmal fiel's den Wichten ein,
Dem Domine zu beichten.
Viel Streiche brachten sie da vor,
Recht lustig für ein Pfaffen-Ohr,
Ein bisgen Raub, ein wenig Mord —
Nur das isis? nahm der Pfaff das Wort,
Ihr Herren! laßt euch nicht grauen!
Ihr sollt mit Erbsen in den Schuh'n
Nach Oettingen die Wallfart thun
Zu unsrer lieben Frauen!
Die Erbsen in die Schuh gethan,
Ade gesagt, und gleich begann,
Nach ächter Pilger Weise
Mit Uebung aller Schelmerey'n,
Denn auf dem Weg geht alles drein,
Die gnadenreiche Reise.
Sie waren noch gar weit vom Inn,
Da sezte sich der eine hin,
Und konnte nimmer weiter,

Klagt

Klagt jämmerlich den wunden Fuſſ,
Den weiten Weg, die harte Buſſ,
Der Pfaff war ein Bernhäuter.
Der andre ſieht ihn lachend an,
Und hört nicht auf, den Erbſen-Mann
Erbärmlich zu verſpotten.
Du Eſel! rief der ſchlaue Wicht,
Warum haſt du die Erbſen nicht,
Wie ich, zuvor geſotten?

Euch Pilgern nach Marienzell
Nach Oettingen, nach Compoſtell
Soll dieſer Pfiff gefallen!
Und hoffe ich, wills Gott der Herr!
Von nun an, werde keiner mehr,
Auf rohen Erbſen wallen.

Auf den verstorbenen Polygraph N.

Wahr ists, er schrieb sich gar gewaltig aus,
Viel Schriften kamen aus dem fruchtbar'n Kopf heraus,
Und kamen wieder hinein und wieder hinaus,
In Folianten bald, bald nur in Skizzen,
Izt hat der Tod die Feder ihm geraubt;
Er aber, glüklicher, als mancher glaubt,
Wird nun mit einem Nimbus um sein Haupt
Beym heiligen Munnu *) in seinem Himmel sizzen.

*) Der heilige Munnu hat bekanntlich viele Zeit damit zugebracht, daß er die Läuse, die von ihm herunter fielen, wieder dahin gesezt, wo sie herabgefallen waren.

In-

Inſcription
auf ein gewiſſes Kloſter.

Der Ritter N. hat dieſes Haus dem Herrn geweyht,
Um einſt nach ſeiner Lebenszeit
Dem Körper und der Seele Ruhe zu verſchaffen:
Was er geſucht erſt auf die Ewigkeit,
Das finden hier bereits zu ihrer Lebenszeit
Drey duzend kugelrunde Pfaffen.

Der Heuchler und der Rechtſchaffene.

Der thut kein Wort von aller Tugend die er preiſ't;
Der ſagt kein Wort von aller Tugend die er uns beweiſ't.

Das Lotto und der Ablaſſ.

Dem lieben deutſchen Vaterland,
Wenn es ſich nicht ganz wohl befand,
Hat oft das fromme Ueberalpen-Land,
Die beſte Mittel zugeſandt,
Die wir mit Dank erkennen müſſen.
Denn wir erhielten ja aus dieſer theuren Hand,
Einſt jene herrliche Recepte wider das Gewiſſen,
Und izt das köſtliche Arkanum wider den Verſtand.

Der Verläumder und der Schmeichler.

Der gibt euch Rattenpulver roh und unverſiekt,
Der gibts euch im Confect.

Die

Die Dispensation.

Einſt gab nach ſeiner allmächtigen Gnade,
Der heilige Vater auf ſeinem Thron
Zween Liebenden die Diſpenſation
In einem unmoſaiſchen Grade.
Der Pfaff nimmt erſtlich die Gebühr davon,
Dann gibt er ſeine Benedictien.
Der Biſchof, der vom Breve nichts vernommen,
läſſt bald den Prieſter vor ſich kommen,
Und ſchimpft und wüthet wie die Peſt,
Bald über ihn, bald über den Inceſt.
Kein Zorn iſt wie der Zorn der Frommen.
Kaltblütig hört ihn der Paſtor,
Kömt endlich mit dem Brev' hervor.
Der Biſchof kratzt ſich hinterm Ohr,
Gut, ſpricht er, daß der Gott der Erde das
gebilligt;
Denn der im Himmel hätte niemals drein
gewilligt.

Zwey Baurer
vor der Huldigung.

Hör Gürge! das begreiff ich; wenn die Fürſten ſterben,
Daß alles Gut und Geld
Und Schloſſ und Wald und Feld
Als Erbgut auf die Fürſten-Kinder fällt.
Doch daß ſie auch uns Bauren erben,
Das, Gott verzeyh mirs! will mir nicht zu Kopf.

Gürge.

Du biſt ein Tropf!
Nach unſers reichen Schulzen Tod,
Der armen Seele gnade Gott!
Wer erbte dann die Sennerey,
Die Schäfferey,
Was auf dem Hof gegraſ't, die Heerden all,
Die auf dem Feld und die im Stall?
Fiel das nicht alles, mit dem Hof, des Schulzen Michel zu?

Der Lakey und Herr.

Daß der ſonſt ſtolze Triſmegiſt
Ein Knecht von ſeinem Diener iſt,
Das dürft ihr mir nur ſicher glauben!
Mit meinen Ohren hab ichs angehört,
Er fand ſich gar nicht ungeehrt,
Wenn ſein Lakey an ihn begehrt,
Er ſollt ihm unterthänig erlauben.

Bilanz
zwiſchen Europa und Amerika.

Sie gaben uns ihr Geld und ihre Peſt
und ihre Affen,
Wir gaben ihnen Glas und unſre Peſt und
unſre Pfaffen.
Wir ſind ſo ziemlich quitt!

An den Mahler

über ein vortreffliches Bildnis einer häſslichen Alten.

Du haſt Talente und Geſchik,
Durch Bildniſſe von Helden und Göttinnen
Unſterblichkeit mit ihnen zu gewinnen.
Ha! warum ahmſt du Myrons *) Meiſterſtük!

*) Bucula Myronis.

Das Schmus-Geld *).

Die Kinder Iſraels in Amſterdam
Verehrten ihm tauſend Ducaten;
Weil er den Glauben an ſie verrathen.
Woher der Orthodoxe ſeine Nachricht nahm,
Das mag ein anderer errathen!
O! ihre Fragmente ſind Wechſel,
Ihr Glauben ligt vor Anker im Texel,
Und wärs ein Verrath; ſo wiſſen wir;
Die Herren geben in dergleichen Dingen
Ein Honorarium von höchſtens dreyſſig Silberlingen.

*) Eine bekannte Verläumdung über den groſſen, nun leyder! verſtorbenen Leſſing, wegen der Fragmente.

Das Millennium *).

Ihr lieben Chriſten freuet euch!
Das göldne tauſendjähr'ge Reich
Iſt nach dem Wunſch der Frommen,
Schon bei uns angekommen.
Zu Ellwang iſt, wie jeder weiſſt,

Hin-

*) Von dieſen dreyen allerliebſten Geſchicht'gen mögen wohl die zwey erſte überall bekannt ſeyn. Die Teufeleyen ſind in einer ernſthaften Theologiſchen Ventilation gewürdiget worden. Das Bündnis der Rechtſchaffenheit iſt aus Schlözern bekannt. Ob das dritte Geſchicht'gen von der Ehren-Matrone, welche vorgegeben hat, daß ſie von nichts anderm lebe, als von dem röchentlichen Genuſſe des Hochwürdigen, welche durch ihre dabey geſpielte Künſte, ein halbes Jahr lang, ſehr viele Wundergläubige zum Beſten gehabt, und endlich des Genuſſes gröberer Nahrung überführt, ins Zuchthauß geſtekt worden, die nehmliche Celebrität erhalten, weiß ich nicht.

Hinausgebaxt der böſe Geiſt.
Von Heilbronn dehnt ſich weit und breit
Das Bündnis der Rechtſchaffenheit.
Zu Rothweil lebt man Jahre lang
Ganz ohne Speiſ' und ohne Trank
Und blos nach Engels-Weiſe
Von überirrd'ſcher Speiſe.

Die treue Wittwe.

Herr Cleon legt ſich tödlich nieder,
Nicht ohne Neid beſchwört er bey dem letzten Kuſſ
Sein reizend Weib, das er verlaſſen muſſ:
Thu was du willſt; heurathe nur nicht wieder!
Sie ſagts ihm zu mit Mund und Hand,
Weiſ't die Heurathen alle von der Hand,
Wie könnte ſie des lieben ſeel'gen Manns vergeſſen?
Noch hält ſie ihren theuren Eyd
Und wird, o Wohlthat unſrer Zeit!
Nur ſo ein Mittelding, man heiſſ'ts Maitreſſen.

Antwort auf ein Cartel.

Du foderſt mich heraus, uns unſre Hälſe zu brechen?
Du Eiſenfreſſer! geh und brich dir deinen Hals allein!
Ich fodre dich heraus, mit mir in Friede zu zechen,
Erſcheinſt du nicht; ſo trink' ich gleichfalls allein.

Der Köhler-Glaube.

Du glaubſt, was deine Kirche glaubt?
Der Bauer und der Edelmann,
Der Amtmann und ſein ganz Gericht,
Und aller Pfaff vom Küſter an
Glaubt feſtiglich; du ſey'ſt ein Böſewicht.
Jzt geh' und glaube, was die Kirche glaubt!

An einen jungen Scribler.

Im Flügelkleide ſchäkerſt du ſchon mit den Muſen herum,
Und nicht ohne ſchröckliches Scandalum
Prämaturirſt du den Concubitum,
Denn ihrer eine ſoll von dir in Wochen liegen.
Ha Knabe! welch ein reicher Vater wirſt du ſeyn!
Beſtelle dir zwölf Drukerey'n,
Wie Eulenſpiegel ſeine zwölf Wiegen!

Die Finanzer *).

icht an Erfindung; an Grauſamkeit ſind
ſie **) Perillen,
ch immerhin wehrt, aus dem Ochſen zu
brüllen.

*) Wie ſie der groſſe Luther heiſt.

**) Perill hieſs, bekanntlich, der ſchröckliche Künſtler, der dem Phalaris den Marter-Ochſen erfand; aus welchem er zur Probe zuerſt brüllen muſte.

Schofel Zeug.

Ein Fremder kömmt in eine Kirche, weiß nicht, wo?
Der Paſtor predigt daſelbſt — ſo, ſo!
Das Amen kömmt, die Predigt iſt zu End';
Und unſer Fremder macht dem Domino
Ein höflichs Compliment;
Daß er ſich ſeiner Pflicht ſo gut entledigt.
Des Paſtors Antwort war ſogleich:
Herr! nächſten Sonntag kommen ſie mir in die Predigt,
Denn heut wars nur gewöhnlich's ſchofels Zeug.

Soleymann und Dara.

Der arme Dara trat vor Sultan Soleymann,
Und wühtend redet er ihn an:
Ungläubiger! Tyrann!
Du raubteſt mir mein Gold und meine Kinder und mein Mahl
Und lieſſeſt mir nichts übrig, als dis Leben voller Quaal,
Izt Bluthund nimm auch dis und würge mich!
Der Sultan lacht ihn grimmig an,
Iſt das mein Amt, vom Elend zu erlöſen?
Geh' Sklav, und leb' und fühle dich!

An den Elogen-Macher.

So ohne Menſchen-Farbe war dein Held?
So unausſtehlich weiſſ, wie du ihn dargeſtellt?
Dein Lob iſt Schimpf, und du haſt nicht bedacht,
Daß ihn dein Ruhm zum Kakerlaken *) macht.

*) Die holländiſche Benennung eines ſonderbaren kleinen Völk'gens, das Lionel Wafer auf der Landenge von Darien angetroffen hat. Dieſe Spiel-art von Menſchen iſt von höchſtſchwächlicher Leibes-Conſtitution, von milchweiſſer Farbe, die mit ganz keiner Röthe untermiſcht iſt. Ihre Haut iſt mit kreideweiſſem Pflaum überwachſen, und ihr Haupt-Haar, ihre Augenlieder, und Augenbraunen ſind von eben dieſer Farbe. Der Anblik eines ſolchen Menſchen kan nicht anders, als höchſt widerlich ſeyn.

Die

Die Aufgabe.

Nach einem zeitverſchwendenden Plan,
Allein, nach einer Prinzeſſlichen Etiquette,
Durchſpielt die precieuſe Finette
Die Staats- und Helden-Action von einem Roman;
Bis ſich die Farçe, wie ihr alle wiſſt,
Im roſenfarbnen Negligé',
Auf einem ſtahlgefederten Canapé',
Nach Standesgebühr im hunderten Capitel erſt ſchlüſſt.
Die raſche Cephiſe ſpielt ihren Roman
Ganz einfach, nach einem zeitgewinnenden Plan;
Sie fängt ihn ſtets beym lezten Capitel an,
Wer hat von beyden am klügſten gethan?

An einen Freund

der am Hof ein Märtyrer der Wahrheit ward.

Zu Preis und Ehren eurer Dulcinée,
Der Wahrheit, habt ihr mit der Windmühl gerannt?
Und nun Herr Ritter! ligt ihr, wie ich sehe,
Von ihren Flügeln hinausgeschleudert im Sand?
Um tausend Gotteswillen, gestrenger Herr!
Der treue Sancho bittet euch gar sehr:
Hört auf mit den Windmühlen zu rennen!
Und eure Wahrheit — unterstehet euch niemals mehr,
Dies Bauren-Mensch auch nur mit dem Nahmen zu nennen!

Raymund von Puy *).

Die Mähre der Welt von ihrer Wiege an,
Was ganze Völker, was einzelne Menſchen gethan,
Iſt ſo buntſcheckigt beſchaffen;
Oft fallen wir in den beſchimpfenden Wahn,
Wir leſen, mit Gunſt! die Geſchichte der Affen.
Doch was die Menſchen gedacht und gethan,
Auf jeder, nur nicht der richtigen Bahn,
Sich

*) Dieſe abſcheulich fromme Thorheit eines Kreuzfahrers hab' ich aus einem Ritterbuche genommen. Was bei dem Einlaß geſchehen, und geſchehen können, ſollen oder mögen, das war freylich des Poeten Sache, hinzuzudenken. Nach ſeiner Gerechtigkeit hilft keine Reliquie, wenn ſie auch von beſſerm Schrot und Korn wär, ins Paradies.

Sich in den Himmel zu ſchleichen,
O! die Geſchichte hat nicht ihres gleichen!
Ihr dürft nicht mühſam in der ärgerlichen
Chronik ſpäh'n,
Noch euren Hals zu weit zurüke dreh'n,
Das Menſchen-Geſchlecht auf dieſer ſchna-
kiſchen Seite zu ſeh'n;
Wie ſie, ſich und die Teufel zu betriegen,
In wilde Wüſten geflohen ſind;
Und deſto leichter einſt in den Himmel zu
fliegen,
Den plumpen Leib durch Faſten verdünnt;
Sich origeniſirt, um Gräber geſpukt;
Ihr Leben lang den eigenen Nabel begukt;
Auf einer Säule, die vierzig Ellen ge-
meſſen,
Bey dreyſſig Jahren, ganz unbeweglich ge-
ſeſſen;
Mit Mädgen getanzt in puris Naturalibus,
Und keine berührt auch nur mit einem Kuß;
Um einen Fuß am Hof des Himmels zu haben,
Sich einen himmliſchen Cammerherrn, La-
kayen oder Edelknaben,

Den

Den heil'gen Kilmaklot, Xaver und St. Anton,
Gewählt zu einem Patron;
Die Vögel gelehrt,
Die Fiſche bekehrt;
Barfuſſ durch alle Pfützen gepatſcht,
Sich nakend in Dornen gewälzt, mit Dornen karbatſcht;
Die Alpen erſtiegen auf blutenden Füſſen,
Um jenſeits einen Pantoffel zu küſſen,
Um knieend eine Treppe auf und abzugeh'n,
Und um ein Haus zu ſehn,
Das ohne Flügel, hoch über Berge und Wogen,
Viel hundert Meilen geflogen;
Und endlich allen Teufeln zu Truz
Geſtorben in einer Capuz.

Genug! vielleicht auch ſchon zu viel
Zum Eingang der Geſchichte, die ich izt erzehlen will!
Der Ritter Raymund Puy und tauſend ähnliche Mähren,

Die werden nicht ein Haar an euch bekehren.
Ich habe ſie in Reime gebracht,
Blos darum, daß ihr lacht.
Denn Gott verzeih' mir meine ſchwehre Sünde;
Wenn ich es ganz unmöglich finde;
Daß je ein Beyſpiel einen Menſchen klüger macht.

Vor länger, als ſechs hundert Jahren
Da viele tauſend chriſtliche Barbaren
Aus Frankreich, Teutſchland, Engelland,
Das ſogenannte heil'ge Land
Verheert und nothgezüchtigt und verbrannt;
Wie ihnen war beditten,
Kraft eines Briefs, vom Himmel geſandt,
Vom Pabſt und Peter Eremiten:
Da dachte von dem tapfern Gottfried an,
Bis auf den heilgen Ludwig keiner dran,
Wie ſeine lezte Creuzfahrt gehen kan?
Denn, mit dem Kreuz und einem Himmelspaſſ verſehen,

Sieht

Sieht jeder ſchon das Thor des Himmels offen ſtehen.
Nur Raymund Puy, ein Hoſpitalier,
Traut ſeiner Sache nicht zu ſehr,
Und meynt, ſie könnt' ihm dennoch fehlen.
Da ſinnt er: ob nicht neben her
Ein ſichrer Weg zu finden wär,
Sich in das Paradies zu ſtehlen?
Nebſt hundert Türkenſchädeln, die er weggepuzt,
Hatt' er dem Knechte eines Mufti auch ein Ohr geſtuzt,
Das nahm er, balſamirt's ägyptiſch ein,
Verwahrts, wie einen Schaz, in einen Schrein,
Und gibt Befehl, es einſt nach ſeinem Leben
Zu ihm in ſeinen Sarg zu geben.
Die Abſicht war verteufelt krumm,
Für einen Ritter damals gar nicht dumm,
Für alle ſeine chriſtliche Verbrechen,
Ihr wißt es ſchon warum?
Den Caſtellan des Himmels um den Einlaſſ zu beſtechen.

So ſtattlich bereitet auf ſeine lezte Fahrt,
Starb Raymund nach der Creuzer Art;
Ob an der Indigeſtion, am Türkenſäbel,
oder der Peſt?
Das iſt ein Umſtand, wo uns die Geſchichte verläſſt.
Izt kömmt er an des Himmels-Thor
Mit der Reliquie vom Ohr,
Und zeiget ſie dem heil'gen Peter vor,
Und ohne die Legende zu vergeſſen,
An welchem Kopf es einſt geſeſſen,
Glaubt er und hofft nun ſicherlich,
Des Himmels Flügel öffnen ſich.
Allein St. Peter, der die Cholera im Himmel nicht verlohr,
Blikt grimmig auf den Ritter und die Mumie von Ohr:
Du haſt die allerplumpſte Liſt,
Die je in eines Ritters Hirn gekommen iſt,
Mit heil'ger Thorheit und mit Grauſamkeit verbunden!

Haſt

Haſt du nichts ahmenswehrt an mir gefunden,
Als die Sottiſe mit dem Ohr?
Der Himmel hat für dich kein Thor!

Mauerbach *).

Von allen Schätzen, die der Kayſer aus der Pfaffen-Nacht
Herausgefödert, und ans Tages-Licht gebracht,
Wünſcht ſich der Dichter keinen Heller.
O Joſeph! brauche ſie zu deiner Völker Heil!
Und gönne mir nur einen Theil
Am Maurbacher Flaſchen-Keller!

*) Nach öffentlichen Nachrichten ſoll in dem aufgehobenen Carthäuſer-Cloſter Mauerbach nur ein kleiner Vorrath von dreyßig tauſend Aimern Weins gefunden worden ſeyn.

Die

Das verbeſſerte Credo.

Ein Biſchof viſitirte ſeinen Sprengel,
Fand wenig gutes, tauſend Mängel;
Und in dem Durchgang ſeiner Cleriſey
Da watſcheit auch ein diker Domine herbey,
Der war ſo dumm, wie ihrer drey:
Und als die Audienz ein Ende hat,
Coſpetto! ſchrie der zornige Prälat,
In meinem Leben hab' ich kein ſolch Stük geſehen,
Ihr ſeydt ein Idiot, ein Lay,
Unwürdig des Altars der Kirch und Sacriſtey,
Zu dumm, nur euer Credo zu verſtehen! —
Wie? ſprach der Domine, mein Credo ſollt ich nicht verſtehen?
Ich hab es überdies noch corrigirt,
Den Pontius Pilatus hab' ich dr'aus herausbuttirt,
Und ſtatt des Kezers, der ſich nicht ins Credo ſchikt,
Den Sankt Antonius von Padua hineingeflikt.

Die

Die Seelen-Liebe.

Herr Storax, ſonſt ein ſehr materieller Mann,
Und Epikurs Syſtem von Herzen zugethan,
Verläſſt auf einmal ſeinen Plan,
Und rühmt ſich izt, daß er die geiſt'ge Tugend übt,
Und das Geſchlecht nur ganz platoniſch liebt:
Wo Henkers hat er wohl das Ding geleſen,
Daß Plato einſt combabiſirt geweſen?

An

An Auroren
eh' ſie Maitreſſe ward.

Aurore! dein entzükend Angeſicht,
Wer ſieht es, und wer liebt dich nicht?
Dir winkt der Sultan? ach Aurore flieh!
Von ihm wirſt du mit allen deinen Reizen nie
Ein anders, als ein Sultans-Compliment erzwingen:
Ha! welch ein Kopf! ſo bald ich will, ſo muſſ er ſpringen!

Der Philoſoph Amuſeos.

Mit Unrecht tadelt ihr den tranſcendenten Mann,
Der eure Virtuoſen nicht verehren,
Nicht Gluk, nicht Graun, wie ihr, bewundern kan.
So ganz gewöhnt, an die Muſik der Sphären,
Hat er kein Ohr, hierunten das Geklimper anzuhören.

Die

Die Hausmutter nach der Mode.

Magd.

Ich bitt' um etwas Geld;
Den armen Küchelgen gebricht's an Futter.

Frau.

Ihr seydt das dummſte Menſch in aller Welt!
So geht, und laßt ſie ſaugen an der Mutter!

Die Neugier.

Die Neugier, die den Menſchen und den Affen nie verläſſt,
Fieng einem Landmann an, den Kopf zu drehen,
Einmal in ſeinem Leben ſo ein Ding zu ſehen,
Den Hof an einem Galla-Feſt.
Wallt hin mit ſeinen curioſen Brüdern allzumahl,
Vorangeſchoben von der groſſen Zahl,
Zwar athemlos, doch unverlezt,
Gelangt er endlich bis zum Freuden-Saal.
Ein guter Rippſtoſſ von der Wache ſagt ihm jezt,
Er ſey der Seeligkeit des Hofes nahe.
Ha! rief er aus, wenns hier ſchon ſolche Stöſſe ſezt;
Was wird da drinnen erſt geſchehen?
Adieu! mein Freund! den Hof hab ich geſehen!

Die

Die Miſſheurath.

Der Philoſoph Lyſander freyt
Um die gelehrte Climene.
Allein die philoſophiſche Schöne
Erklärt ſich ungeſcheut,
Zu ſein und aller Muſen Herzenleyd,
Für einen baumſtarken Idioten.
O wie viel Naſen werden da gerümpft,
Und über Miſſheurath geſchimpft
In feinen Scherzen und in Zoten.
Izt demonſtrirt der Philoſoph, der ſie verlohr,
Ihr ihren häſſlichen Trugſchluſſ vor;
Sie aber raunt ihm in das Ohr:
Wozu ich meinen Mann gebrauche, Freund Lyſander!
Dazu hat er, beim Ariſtoteles verſichr' ich ſie,
Weit mehr Philoſophie,
Als alle ſieben Weiſe mit einander.

Der arme Raps.

Der arme Raps ſtahl nur ſechs kahle
Piſtolen;
Sie henkten ihn doch.
Hätt' er, wie Maz, ſechs Tonnen geſtohlen;
Er lebte noch!

An den Hof-Neuling.

Ein Satyr ſah zum erſtenmal
Das Feuer, das Prometheus ſtahl,
Der Anblik machte ihn Freude-toll,
Wie glanzreich, rief er aus, wie Wonnevoll!
Und hüpft drauf zu, es zu umarmen
Prometheus hat mit ihm Erbarmen;
Du armer Bok! rief er, bewahre deinen Bart!
Was dir ſo lieblich glänzt, iſt gifft'ger Art,
Umarmſt du es, ſo tödtet's dich!
Umſonſt, der Bok umarmt's, und bratet ſich.

Die izigen Moden.

So ganz ſuperieure Moden kamen nie
Et pour le gout et le Fini
Vom allumfaſſenden Genie
Der ſchöpferiſchen Franzoſen!
Ihr lieben Deutſchen! kauffet, kauffet ſie!
Zur Weisheit Allmanach und Encyklopädie,
Und Merde d'Oye zu Hoſen!

Die

Die Wilderey im Bakofen.

In einem Dörflein, nah am Wald,
Des alten Reinhards Aufenthalt,
Da hat ein armes Bäuerlein
Sein Häuslein und ein Höflein klein,
Und drinnen einen Bakofen.

Das Hüfthorn und die Klapper schallt
Bald nach sankt Martin durch den Wald,
Das wilde Heer der Jägerey
Brauſſt nahe an dem Dorf vorbey
Und an des Bäuerleins Bakofen.

Da ſtielt ſich Reinhard durch die Wehr,
Schleicht zu dem Hof des Bäurleins her,
Wird in der drohenden Gefahr
Der flinken Bäurin nicht gewahr,
Und ſchlüpft ſchnell in den Bakofen.

Sein Schwanz war kaum zur Helfte drinn,
So eilt die flinke Liſe hin,
Und weil er ihr manch Huhn entwandt;
Wird er mit Recht ihr Arreſtant
Im wohlgeſchloſſ'nen Bakofen.

Der Baur kömmt von der Jagd nach Haus;
Lacht Liſe ſchon zum Fenſter n'aus,
Schlägt ihre Schenkel und erzählt,
Vom Dieb, den ſie gefangen hält
Im Narrenhaus des Bakofen.

Als ſie ſich nun genug zerlacht,
Wird Reinhard der Proceſſ gemacht,
Sein Fell das ſoll ihm ſeyn zerzauſt
Beym Hünerhaus, das er bemauſt,
Zunächſt an unſerm Bakofen!

Ein groſſer Sak iſt bey der Hand,
Der wird fürs Ofenloch geſpannt,
Und Liſe ſtupft mit Gabeln drein,
Huſch wiſcht der Dieb zum Sak hinein
Aus dem unſichern Bakofen.

Drauf holt das Bäurlein ſeine Hak',
Und walkt ihn todt in ſeinem Sak,
Zieht übers Ohr das Fell herab,
Und macht ihm ein unehrliches Grab
Am Hünerſtall und Bakofen.

Mit dem gegerbten Reinhard wird
Des Bäurleins Kappe ausgeziert,
Den Schwanz thut Liſe um den Hals,
Wenn ſie im Winter allenfalls
Lang ſteh'n muſſ vor dem Bakofen.

Dies alles ſieht die Nachbarin,
Die iſt der Liſe gar nicht grün,
Sie zeigt dem Jäger alles an,
Was man dem Reinike gethan
Im Sak und in dem Bakofen.

Der Jäger iſt ganz gut belehrt;
Daß alles ſeinem Herrn gehört,
Was Wildbrett iſt und heiſſen kan
Im ganzen Forſt, auch auſſer Bann,
Zu Tiſchlad und zu Bakofen.

Und daß der Baur mit ſeinem Fuſſ
Vor jedem Wildbrett ſcharren muſſ,
Blieb ihm im Feld und überall
Kein Halm fürs Vieh, kein Huhn im Stall,
Kein Körnlein für den Bakofen.

Der nimmt das Bäurlein bey dem Schopf,
Sezt ihm zwey Hörnlein auf den Kopf,
Und hängt ein kleines Täflein dran,
Worauf man deutlich lesen kan:"
Der Wildrer in dem Bakofen!

Und was das Jägerrecht betraf,
Bezalt der Baur zehn Thaler Straf,
Der Schwanz wird Lisen confiscirt,
Und Bodengleich wird weg rasirt
Des armen Bäurleins Bakofen.

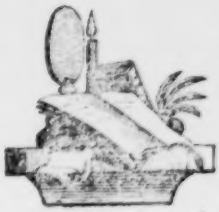
Er aber, an Gedult gewöhnt,
Flucht leis' bey sich: beym Sapperment:
Ich hätte meinen Kopf gewett;
Ob unser Herr das Jagdrecht hätt
Zutheurst in meinem Bakofen.

Der alte Freyer.

Geront, in ſeinen grauen Tagen,
Wagt es, ſich einer raſchen Wittwe anzutragen,
Gibt ſich für einen Vierziger,
Nicht minder und nicht mehr:
Da ſind wir ziemlich gleich Madam! ſo wie ich ſehe;
Der Jahre Ungleichheit verderbt die beſte Ehe!
Sie aber ſieht ihn höhniſch an und lacht:
Mein Herr! Gerade dieſer Unterſchied der Jahre macht
Mich ſchüchtern, unſre Ehe zu wagen;
Denn wie ich ſeh', ſind ſie noch dreyſſig Jahre jünger, als ſie ſagen.

An
einen würdigen Candidaten.

Das Amt, das dich gesucht, erhielt ein Duns:
Wahr ists, der Fall ist schröflich neu bey uns.
Jedoch, mein Freund! was klagest du?
Duns hat ja nur das Amt: du hast Verstand dazu.



An die Schmeichler.

Aus feſſelreichen Morgenlanden,
Dem eigentlichen Siz der Kriecherey,
Erzähl' ich euch, ihr Sycophanten!
Ein Beyſpiel wohl bezalter Schmeicheley.
Ihr lacht? habt recht, ſo wahr ich leb!
Leicht eure Ragouts auf, zehntauſend Groſſen!
Nur ſelten werdet ihr auf einen Koſtverächter floſſen,
Wie Aureng Zeb!

Als dieſer Aureng Zeb (wer er geweſen,
Könnt ihr im Bernier und ſonſten leſen;)
Nach königlichem Folge-Recht von Indoſtan,
Vom Thron geſtürzt den alten Vater Schah-Jehann,
Den Brüdern die Hälſe zerbrochen,
Und, wem er gnädig war, nur ſeine Augen ausgeſtochen;
Viel Omrahs und Königs-Verwandten
Zertreten laſſen durch die Elephanten;

Und

Und nun von jeder drohenden Gefahr,
So gut es ein Despot iſt, ſicher war:
Da kniet ein Mullah *) an den Thron,
Und macht im tiefſten Sclaven-Ton
Die Thronbeſteigungs-Complimente,
Wovon ich euch ſehr viel Copeyen zeigen könnte;
Zuerſt gibt er den Göttern und der Sonne ein Geſchwiſter;
Dann macht er ein groſſes Regiſter,
Von Tugenden, die er der neuen Gottheit leyht,
Von Weisheit und Entſchloſſenheit,
Inſonderheit von Mäſſigung und Gütigkeit;
Was einſt die Ekbars, Jehann Gyr und Schah-Jehann
In ihrem ganzen Leben löbliches gethan,
Das ſchrieb er alles ſeinem Helden an;
Und allen, die vor ihm auf Timurs Throne ſaſſen,
Und Timurn ſelbſt, war nicht ein Schein der Tugend mehr gelaſſen.

Doch

*) Mullah heiſſt ein Doctor.

Doch mitten in der Rede ſtand der Schach
Ergrimmt von ſeinem diamantnen Throne
auf, und ſprach:
Du willt mich loben Mullah? und kennſt
meine erſte Tugend nicht?
Die einzige, die ich vielleicht beſitze, haſt
du ausgelaſſen,
Die Tugend, einen Lügner, wie du biſt,
zu haſſen;
Geh! fleuch nach Agra *)! und komm ewig
nicht
Mehr vor mein Angeſicht!

*) Eine Veſtung.

Der Krieg mit den zween Doctorn.

Er nahm den Streit mit jedem Weisen an,
Besiegt den Philosophen und den Dichtersmann,
Stritt mit dem Staatsmann um den besten Plan,
Mit allen Fürsten um den Vorzug, und gewann,
Mit allen Helden um den Lorbeer, und gewann:
Doch, als der grosse Sieg-gewohnte Mann
Den Doctors-Streit mit Bald- und Bartolus begann;
Da war's um ihn gethan!

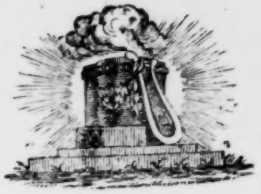
Ueber die fixe Luft, als Medicin.

Jetzt wiſſen wir, woran wir ſind;
Das beſte Recept iſt Wind.

Die

Die Simoney.

Wer kan der Läſterung der argen Welt
entlauffen?
Trax kaufft vom Patron eine fette Pfarrey,
Und alles ſchreyt: Simoney, Simoney!
Ein tolles Layen-Geſchrey!
Denn ſeiner Ehrwürden gieng nie der Gedanke bey,
Die Gaben zum Amt zu haben oder zu
kauffen.



Das Löwen-Feſt.

Der Löwe gab ein groſſes Feſtin,
heut Kinder! wollen wir uns freu'n!
herr König! fiel der Fuchs ihm ein:
Für dieſe Gnade ſollen Sie unendlich leben!
Doch, wollten Eure Majeſtät heut nicht ſo gnädig ſeyn,
Sich, über's Feſt, in ihre Höhle zu begeben?

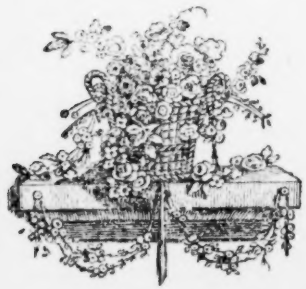
Der Maitre de langue *).

Ein Lehrer war auf einer weltberühmten Univerſität,
Der war in ſeinem Amt ein wakrer Mann;
Nur hatte er kein Glük mit der Latinität,
Und war ſehr oft entzweyt mit Vater Priſcian;
Kurz! er war ein Franzoſe, wie ihr ſeht.
Dem kam der Einfall, einem hochgeehrtſten Auditorium
Umſonſt zu leſen ein Collegium.
Ein magrer Einfall, der durch zehen Luſtra,
Nicht einem einzigen, der uns zu galliſiren unternahm,
Von weitem nur zu Sinne kam!
Drum macht' er auch den wüſten Schnizer ins Programm:
Er wolle leſen Fruſtra!
Lacht, wenn ihr wollt, ihr Herren Moraliſten

Für

*) Wer ſich vor etlich und zwanzig Jahren in G. aufgehalten hat, mag ſich noch des ehrlichen Rougemont erinnern.

Für Heyden und für Chriſten!
Denn euer Fall iſt gar nicht gleich
Mit dem erzehlten Falle,
Und gratis lehrt ja keiner unter euch,
Doch Fruſtra lehrt ihr alle.



Das Heldentum.

Ein Held der alten Zeit nahm von dem Esel nur den Baken,
Und ſchlug damit der Feinde tauſend auf den Naken.
Ein Held zu unſrer Zeit hätt' wohl den Esel ganz genommen,
Und da wär keiner, der die Wand bepiſſt, davon gekommen.

Das

Das hohe Beyſpiel.

Es war zu dieſen unſern Tagen, nicht weit von hier,
Ein, wie ſie ſehen werden, Staatsgelehrter Edelmann.
Ihm waren mehr als hundert Bauern unterthan,
Und die regiert er, wie ein Groß-Sultan
Mit ſeinem Amtmann, einem Stück von Weſir.
Was dieſer Selbſtherrſcher und ſein Miniſter,
In Staatskunſt und Groſſmuth ein wahres Geſchwiſter,
Zu des uralten Hauſes Luſtre,
Zu ihrem und des Reiches Wohl gethan;
Wie ſtark ſie waren, in der Kunſt, Geſetze zu dichten,
Und ſie wie Mäuſefallen zu richten;
Und, was ſie durch Geſetze gelehrt,
Sogleich durch ihr Exempel zerſtört
Mit ſchlauer Abſicht, in des Junkers immer leere Taſchen

Hier einen Frevel, dort ein selbstgemachtes Unrecht zu erhaschen;
Davon sind viele Folianten Protocollen da
So dik als unsers guten Krusens Chronika:
Allein die Muse wählt sich izt nur einen Fall davon;
Denn einen Löwen kennet man aus einer einz'gen Klaue schon.
An ihre Horde liessen sie einst die Ukas' ergehen,
Bey Strafe von zween Thalern soll sich keiner unterstehen,
Tabak zu schmauchen;
Und plözlich hört die ganze Horde auf zu rauchen.
Allein durch den Gehorsam fiel der ganze Zwek
Der wohlgemeynten Legislation auf einmal weg,
Die zügellose Canaille recht tüchtig zu strafen.
Sie griffen also ihren Plan
Von einer andern Seite an,

Dem

Dem ausgekündeten Geſezze Ehre zu verſchaffen;
Und von der ew'gen Wahrheit überzeugt:
Die Menſchen ſind doch nichts als Affen;
Erhob ſich das Regenten-Paar,
Mit zween vollen Büchſen, halb von Crull und halb drey Königen
Und zween groſſen Meerſchaum-Pfeiffen verſehn,
In die gemeine Schenke, wo das ganze Dorf verſammelt war.
Nachdem der Junker die Verſammlung gnädig angenikt,
Und ſeinen Hut ein wenig tiefer in den Kopf gedrükt,
Als wenn es eine Krone wär:
Befahl der Amtmann eine Kanne Bier und einen Schnaps und Lichter her.
Geſagt, gethan! und beyde greifen
In ihre Büchſen, ſtopfen lachend ihre Pfeiffen.

Die ganze Schenke ſchweigt mit aufge-
ſperrtem Maul und harrt,
Was aus der landesväterlichen Anſtalt
werden ſollte?
Ob nicht der Junker, durch ſein gnädiges
Exempel in ihrer Gegenwart
Das unerträgliche Tabak-Verboth ver-
nichten wollte?
Indeſſ die armen Tropfen, der Gefahren
unbewuſſt,
Wie wahre Auſiern von der Sache rai-
ſoniren, blaſen
Die Herrn den Dampf der Könige nach
Herzensluſt
In ihrer Unterthanen liebe und getreue
Naſen.
Die Luſt, dem hohen Beyſpiel nachzugeh'n,
wächſt ſichtbarlich,
Und erſt entſchlüſſt der kühn're Schulze ſich,
Die Blaſe eines Schweins, von edlem
Flametner voll,
Und einen Bruch von einer Cöllner Pfeif-
fe, länger als drey Zoll,

Aus

Aus ſeiner Taſch' hervor zu zieh'n,
Stopft ſeine Pfeiff' und legt ſie in Bereitſchaft auf die Tafel hin.
Izt lacht der Afferey und des gelungnen Streichs der Herr und der Miniſter,
Der Schulze hält's für einen gnäd'gen Wink,
ſteft ſchmollend ſeine Pfeiffe an,
Ihm folgt, wie ſich's gebührt, der Burgermeiſter, dann der Küſter,
Und endlich raucht und dampft der ganze Han.
Die Juſtit-Lichter löſchen aus und ſtinken,
Und Herr und Vaterland hängt im Camin, wie Schinken.
Doch, Lucri bonus Odor ex Re qualibet!
Sagt einſt, in gleichem Fall, die Naſe einer Majeſtät,
Und jede Naſe, die am rechten Orte ſteht.
Der Amtmann ruft mit einem Amtsgeſicht:
Das iſt zu toll!
Und fodert Tinte und Papier zum Protocoll,
Und jedem Maul entfällt die halbgerauchte Pfeiffe.

Schnell iſt Papier und Tinte da, und ſchnell der Bogen voll,
Dann ſteht er auf, und lieſ't das fürchterliche Protocoll:
Actum in Curia
In Domini et mea propria Präſentia.
Rebellen, die ich hier auf friſcher That ergreiffe!
Ihr wiſſt es; daß ich euch das Rauchverbot mit allem Ernſt verkündigt,
Und wider dies Geſez habt ihr mit aufgehabner Hand geſündigt,
Daher ſoll jeder um zween Thaler Straf gerüget ſeyn,
Und weil es vor der Naſe eures Herrn geſchah, zween Thaler oben drein.
Das war ein Schlag! der ganzen Schenke blieb der Kifer ſtehen,
Als hätt' ſie einen Geiſt gehört, und Meiſter Urian leibhaft geſehen:
Und endlich nimmt der Schulze doch das Herz in ſeine Hand,

Und

Und bittet ihre Gnaden um Verſchonung
für das Vaterland.
Umſonſt beruft er ſich in tiefſter Unterthä-
nigkeit
Auf das gebietende Exempel, das ihr Gna-
den ſelbſt gegeben,
Sonſt hätten ſie es nicht gewagt ums Leben.
Der Herr bekräftiget mit lauter Stimme den
Beſcheid.
Wie kann er anders? denn Geſez und Fre-
vel liat vor euren Augen da,
Und fiat Mundus, pereat Juſtitia!
Im übrigen iſt kein Regent an irgend ein
Geſez gebunden;
Doch weil ihr, dumm genug, mein Bey-
ſpiel als ein Recht für euch gefunden,
Und daß ihr ſeht, wie ich, ſelbſt wider mich
gerecht und billig bin;
Hier iſt auch meine Straf: und wirft zween
Thaler dem Beamten hin.
Heyl dir Gerechteſter der Herrſcher! ſchrie'n
die Affen,

Und

Und freudig zahlen, nun auch ſie, die wohlverdiente Strafen.
Und nun weiſſt ſich das edle Paar für Lachluſt kaum zu faſſen.
Mit beyden Tazen ſtreicht der Amtmann ſeine Thaler ein,
Und bringt ſie, unter wiederholtem Huzzaſchreyn,
Das ſelt'ne Meuble in des Junkers ewig leere Caſſen.

Dies iſt die ächte Kunſt der Herrn der Legislation.
Ihr könnet, wie, und über was ihr wollt, Geſezze geben;
Zernichtet ihren Wehrt durch euer eignes Leben,
Und ziehet, ſo viel euch lüſtet, Straf davor.

Die

Die Aufhebung des geiſtlichen Cölibats.

ie? ſprach der Pater Kilmaclotius,
er vernahm; daß er hienächſt ein Weib-
gen nehmen muß,
ch Eine? Meine Herrn, das iſt zu viel,
bey meinem Leben!
e wiſſen doch, wie ich ſchon, über die
Gebühr, vermählet bin,
Rechten mit der Kirch', zur Linken mit
der Hauſerin,
habe keine Hand mehr zu vergeben.

Auf den Tod des groſſen Raps.

Auch er, der groſſe Raps, beſchloſſ auf ſeinem Bett', in Ruhe ſeinen Lebenslauf;
Packt ein, ihr armen Henker! oder knüpft euch ſelbſten auf!

Auf einen unbelahrten und unwiſſenden Rath.

Daß man auf Mangel der Urbanität
An Kunz, dem Rath des Fürſten, ſchmäht,
Das laſſ ich gelten.
Doch, daß man ihn auch darum ſchmäht;
Daß er die Landsgeſezze nicht verſteht,
Das iſt zu ſchelten!
Denn das Brocardicum gilt wahrlich doch gewiß:
Jus ignorare licet Ruſticis.

Harpax.

Der reiche Harpax weiſſt; es ſteht geſchrieben:
Du ſollſt den Nächſten, wie Dich ſelber lieben!
Und wie ein Ehrenmann erfüllt er das Gebot,
Er gönnt ſich ſelbſt nicht einen Biſſen Brod;
Nun hat ſein Nächſter nichts an ihn zu prätendiren.

An die prüde Braut eines Gelehrten.

Sey ruhig, Kind! und faſſe Muth!
Für Unbeſcheidenheit des Freundes bin ich gut.
Vom Kopf zum Füſſen haſt du Sicherheit
Für Sturm und Drang der Zärtlichkeit.
Nur, wenn er auf dem Sofa neben dir
ſein Pfeif'gen raucht,
Und ſie iſt heftig ausgeſchmaucht;
Nimm deinen netten kleinen Finger wohl
in Acht;
Daß er ihn nicht zum Pfeiffenſtopfer
macht.

An den groſſen Neker.
1781.

Du haſt den theuren Krieg drey Jahre lang geführt.
O! nicht vor deines Königs Schiff und Legionen,
Der Britte zitterte allein vor deinen Millionen,
Dem Staat erſpahrt und nicht heraus vampirt.
Ein ganzer Seezug ſchlummert noch in deinem Schaz,
Und hundert Elugnys harren ſchon auf deinen Plaz,
Und deine Rechnung iſt geſtellt
Im Angeſicht der ganzen Welt.
Was hält dich noch? willſt du auf Dank des leichten Volkes harren?
Auf ein beſchimpfend Vaudeville?
Ein Lettre de Cachet und die Baſtille?
Und daß ſie einſt, wie Colbert, dich aus deinem Grabe ſcharren?

Du

Du gehſt! und nur noch einmahl bitt' ich
dich umher zu ſehen;
Wie Mylord bis zum berſten lacht,
Der gute alte Doctor ein Geſicht zum
weinen macht,
Und der Congreſſ? nun! der kan auſein-
ander gehen!

Die Lection.

Ein Kritiker, o! wie ſo mancher iſt,
Kam zu dem emſig leſenden Ariſt.
Sie leſen? Wie? den Oberon?
Und judicirt im ſüffiſantſten Ton
Impertinent davon.
Gelaſſen gibt Ariſt ihm dieſe Lection:

In ſtillem Ernſt ſtand Nicomach
Vor Zeuxis Meiſterſtük, Helenen,
Denkt der unſterblichen Vollkommenheit
der Schönen,
Dem Geiſt des Künſtlers, nach;
Kömmt auch ein Idiot herbey,
Begafft und tadelt vielerley,
Das ganze und die Glieder.
Doch Nikomach ſah ihn mitleidig an;
Nimm meine Augen armer blinder
Mann!
Dann, ſagt er, ſieh die Göttin wieder!

Xerxes.

Nicht ohne Spott merkt die Geſchichte an,
Wie Xerxes, der übermüthige Chan,
Das Meer, wie einen Knaben, gezüchtigt.
O hätt' er nichts, als dis gethan!

Ich lobte mir der Länder Glük,
Hätt' jeder ihrer Chans den königlichen Tik
Sonſt nichts, als das Waſſer, zu peitſchen.

Coſtniz
Auf einer Reiſe 1781.

Aus himmelblauer See erhebt Conſtantia
Ihr graues Haupt, und rund um ſie herum
Lacht ihr vergebens ein Elyſium.
O wären nur noch ſo viel Menſchen da,
Als Freuden-Mädgen einſt für das Concilium *) !

*) Die ärgerliche Chronik gibt die Summe dieſer Geſchöpfe, die dem Concilium angewohnt, ſehr hoch an. Das, nach allem Betracht, ganz vortreflich gelegene Coſtniz iſt zum Erſtaunen entvölkert, und harrt auf ſeine Wiederbelebung durch Joſeph. Ich glaube wohl, daß ich meine Vergleichung ein biſ'gen übertrieben habe, aber nicht viel.

Eine Impertinenz, oder zwo.

Wenn dir ein hoher Schuldmann einen
Tag zum Zahlen nennt;
So kannſt du ihm, doch auf dein Abentheur, zu fodern wagen.
Allein hält er nicht Wort, von Treu und
Glauben ihm was vorzuſagen,
Das iſt impertinent.

Zu ſeinem Herrn, dem Ali Chan,
Kam einer ſeiner treuſten Unterthanen,
Ein reicher, ſeinem Wort getreuer Handelsmann,
Um ihn an eine theur verheiſſne Schuld
zu mahnen.
Bey deinem Bart, ſprach er, bey deinem
Leben,
Haſt du, o Ali! mir auf heut dein Wort
gegeben,
Ich hoffe; daß du's halten wirſt!
Mein Wort? ſprach Ali: ſiehſt du mich
für einen Kaufman an?

O nein! rief der gehöhnte Handelsmann,
Nein Ali! sicherlich bist du kein Kaufmann, aber auch kein Fürst!

Die

Die Bezahlung.

Der Wizling, welcher immer nekt, iſt
wie der Eiſenfreſſer,
Der immer fodert, und hat ſein Schikſal
auch,
Oft ſticht ihm, ohne Finten, ein Natura-
liſt das Meſſer
In ſeinen Bauch.

Einfältig, aber gar nicht dumm, war
Bauer Hanns,
Ihn hielt der Junker und das Dorf für
eine Gans;
Der Junker, ein ſehr drolliger ſpaſshaffter
Mann,
Dem's eine Luſt iſt, wenn er eine Schnur-
re machen kan,
Redt' einſt den Hanns beym Haſenjagen
an:
Ich wette, Hanns! du weiſt nicht, wie
viel Götter ſind.
Geſtrenger Herr! ſprach Hanns, das weiſſt
ein Kind,

Ey! wollte Gott! es wär
Der Junkern in der Welt nur einer weniger,
Als Götter in dem Himmel ſind!

Der Trompeter.

Zum Juden kam ein Curtiſan in ſeine Friperie,
Da hieng von Cacadophin, Merde d'Oie und Boue de Paris,
Hier eines Stuzers Hülſe, dort die abgeworf'ne Schale vom Marquis,
Und harrten, ob ein neuer Fat damit ſich überzieh?
Der Hofmann kam, ein Kleid zu borgen, auf die nächſte Feten.
Hier iſt ein Rarität-Rok! ſprach der Jude, wie gemacht für ſie,
Und deutet auf ein Kleid, daß zwar die kleine Schmach der Friperie
Nicht leugnen kann, doch reich iſt und bordirt auf allen Näthen:
Belieben Sie es hinzunehmen,
Sprach er mit einem jüdiſchen Geſicht,
Kein Kaiſer und kein König darf ſich dabey ſchämen,
Selbſt ein Trompeter nicht.

Der

Der Hofmann borgts, dünkt ſich in ſeiner reichen Livérey;
Daß er ein Kaiſer oder König ſey,
Und iſt nur — etwas mehr als ein Trompeter.

Der

Der treue Sultan *).

Des treuen Sultans Tod iſt eine traurige Geſchichte;
Hier iſt ſie. Auch ein treuer Hund verdient zu leben im Gedichte.

Ein Bauer auf dem wilden Schwarzwald
Hat hundert Schaf' in ſeinem Stalle;
In einer Sturm-Nacht kömmt der Wolf, und grauſam
Erwürgt er faſt die Heerde alle.
Der treue Sultan hört, im fernen Vorhof,
Des waffenloſen, ihm vertrauten, Volkes Noth,
Eilt nach dem Stall, greift heldenmüthig
Den Mörder an, und würgt ihn todt.

Die

*) Es iſt eine wahre Geſchichte. Das Dörfgen, worinn ſie geſchehen, heißt Imberg, und ligt in Würtemberg zwo Stunden von Calw entfernt.

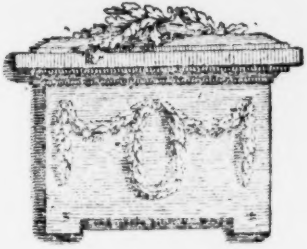
Die Schlacht war hart: von seinem und
des Wolfes Blute roth,
Eilt er am grauen Tag zu seinem Herrn,
Und schwänzelt und erzehlt in seiner
Sprache
Des Stalles Unglük, die am Wolf genomm'-
ne Rache.
Der Baur versteht aus der Gebehrde seinen
Unglücksfall,
Und folgt ihm, der ihn leitet, in den
Stall.
Ha! welch ein Anblik, seine schöne Heerd'
erwürgt!
Und, da den Wolf die Dunkelheit des
Stalls verbirgt,
Wer ist der Thäter, als der blutbeflekte Sul-
tan?
Uneingedenk des alten Dieners und der lang
geprüften Treu,
Herr seines Hundes, und ergrimmt zum
Strafen,
Mit einem Streich, o Jammer! strekt
er ihn,

Den

Den treuen Sultan todt zu den erwürgten
Schafen.
Doch bald erhellt der Tag die ganze
Wahlſtadt,
Beſtraft den grauſamen, und zeiget ihm,
Vermiſcht mit den unſchuld'gen Leichen, den
erwürgten Iſegrimm.
Der ganze Bauerhof verwünſcht des Mayers Zorn,
Betraurt des Helden grauſames Geſchik,
Ruft Sultan Sultan! und der arme Sultan kommt nicht mehr zurük.
Schon lange heult kein Wolf mehr durch den
mildern Schwarzwald,
Doch die Geſchichte lebt nach hundert Jahren noch bey ſeinen Bauren,
Noch ſteht der Stall, ſie zeigen ihn den
Kindern und belehren ſie,
Gerecht zu ſeyn, auch für ihr Vieh.
Die guten Kinder hören es mit trauren,
Und ſeufzend rufen ſie: Der arme
Sultan!

Knecht

Knecht des Despoten! wer wird dir
dein Leben bürgen?
Umsonst beschüzest du sein Leben, seinen
Staat,
In deiner Tugend sieht er Hochver-
rath,
Noch blutend von der edlen That,
Und ungehört, wird er dich würgen.



Einem jungen Reiſenden ins Stammbuch.

Mein Freund! das Leben hier ſey eine Reiſe,
Sagt Bunian
Der fromme Mann.
Glük zu! wenn deine Reiſe dir gefällt!
Denn alles, was mit dir, die Welt,
O! dieſe wüſte Diligence! beſtiegen,
Das ſucht nur ſeine arme Mitgefährten zu betrügen.
Der Conducteur, der Handwerkspurſch, der Offizier,
Der Jud, die Donna, ſelbſt der Mann im Scapulier,
Der Schwager, ob er ſchon ein luſtig Lied'gen bläſt,
Der Gaſtwirth, wo er halten läſſt. —
Du biſt nun einmal auf der miſerabeln Reiſe;
Fahr zu mit Ihnen! und ſey weiſe!

Der Tod und der Todtengräber.

Von einem Todtengräber und dem Tod
Weiss ich euch wunderwürdige Sachen.
Seydt ohne Furcht! S' hat keine Noth,
Ist nur eine Schnurre zum Lachen.

Ein Todtengräber war einmahl,
Wenn oder wo? thut nichts zur Sach'.
Er hatte
In seinem ganzen Reichthum, nichts als seine Spatte,
An Kindern eine patriarchische Zahl.
Da ihm sein Weib den siebenzeh'nten Knaben droht,
Da war er in der gröſten Noth,
Wie er die jungen all' ernähren sollte,
Und wen er nur Gevatter bitten wollte.
Denn schon das ganze Dorf, vom Schulzen an
Bis auf den Schülzen; war sein Gevattermann.

Juſt damals war der Tod im Ort,
Und holt ein altes Bäurlein fort;
Des Bäurleins Grab wird unſerm Mann verdungen.
Mit Unmuth macht er ihm das Grab,
Mit Unmuth ſcharrt er ihn hinab,
Ein Werk, wozu er ſonſt gepfiffen und geſungen.
Und ſiehe da! beym lezten Spatten-Stich
Erſcheint der Tod ihm ſichtbarlich,
Lehnt ſich auf ſeine Senſ' und red't ihn an:
Warum ſo traurig? Vetter und Gevattermann!
Der Todtengräber bükt ſich tief: Herr Tod!
Ihr ſeyd, nächſt Gott, der einz'ge Freund der Armen,
Euch dank ich jeden Biſſen Brod,
Und wollt ihr euch izt mein erbarmen,
Zu meinem ſiebenzeh'nten Kind Gevatter ſeyn,
Schlagt ein!

Und zu dem Pathengeld schafft eure Sense Rath;
Seydt nur so gut, und ohn' Bedauren,
Mäht mir die Schlingel alle weg, die Bauren,
Zum wenigsten den Schulzen und den Magistrat!
Topp! spricht der gute Sensenmann,
Und schlägt ihm ein mit seiner Knochen-Faust,
Daß es durch alle Glieder saust,
Ich, ich bin eu'r Gevattermann!
Doch alle eure Bauren weg zu mähen,
Der Vorschlag, muß ich euch gestehen,
Kömmt mir zu ungelegner Zeit;
Mit dieser Sense, die ihr seht,
Hab ich erst hundert tausend Türken weggemäht,
Sie ist zu schartig, so viel Bauren caput zu machen,
Die zähes Leben haben, wie die Drachen.
Doch weiß ich, was ich, als Gevatter, schuldig bin.

Ihr

Ihr habt izt, bey der edlen Kunſt der Medicin,
Als Altgeſell ſchon zwanzig Jahre ausgeharrt,
So manches hundert nach den Regeln unſrer Kunſt hinabgeſcharrt;
Daß nicht ein einziger zurükgekommen iſt,
Als nur ein Schelm, der, wie ihr wiſſt,
Den Bauren zum Exempel und zu ſeiner Buſſ
Bey einem falſchgeſezten Markſtein feurig laufen muſſ.
Und nun von wegen dieſer eurer wohlgeprüften Qualität,
Erklär ich euch hiemit im Nahmen unſrer Facultät,
Von der ich eigentlich Decan und Canzler bin,
Zu einem Meiſter oder Doctor in der Medicin:
Und ſchlagt ihr meinen Weg der Praxis ein;
So ſollt ihr allem Gold der Welt gebieten,
Und Boerhav, Tiſſot, und van Swieten,

Drey meiner ärgſten Feinde, ſollen gegen
euch nur Stümper ſeyn.
Wenn ihr vor eures Patienten Bette ſteht,
So will ich euch in der Geſtalt erſcheinen,
wie ihr mich izt ſeht;
Allein, wo ihr mich ſeht, bemerket wohl
den Ort!
Denn, ſeht ihr mich beym Kopf des Kran-
ken ſtehen;
So muß er ohne Gnade mit mir fort,
Wenn ihn zehntauſend Doctor halten woll-
ten,
Und wenn ihn nur die Hüner-Augen
ſchmerzen ſollten.
In dieſem Falle nun zükt eure Achſeln,
brecht den Stab,
Und mit der Würde des Propheten, der ihr
ſeyd, marſchirt links ab!
Dies wird euch mehr, als Einen Nuzen
ſchaffen;
Denn erſtlich werden eure Gegendoctor da-
ſteh'n wie die Laffen,
Und nur die Kunſt der Prophezey

Iſt eigentlich der Kern und Stern der Doctorey;
Und endlich trifft ein Doctor oft auf Erden,
Die für das Leben weniger bezahlen, als fürs ſterben.
Dagegen ſeht ihr mich zu eures Kranken Füſſen ſtehen,
So wird die Krankheit leicht vorüber gehen,
Und ſollt es die Gicht, und die Peſt, und der Stein,
Zuſamt dem Mal de Napel zu gleicher Zeit ſeyn,
Und wären ſeine Lungen-Flügel alle beyde
Nicht gröſſer, als zwey Körnlein der Haide.
Und dann verſchreibt dem Kranken meinethalben,
Was euch zuerſt einfällt, Mixturen, Pulver, Salben,
Und Stougtons Elixier und Hermanns Wunderſalz,
Von Menſchen, Hund und Dachs, das Schmalz,
Und Operment und Balſam Sulphur,

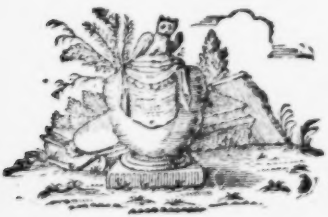
Und ſelbſt die beförderude Pulver
Von meinem beſten Freunde Aithaud: —
Und dies geſagt, verſchwand der Tod.
Nach dieſen Aphoriſmen nun fängt der Gevattermann
Mit unbeſchreiblichem Glük die goldne Praxis an,
Mit einem ſolchen Zulauf allerſeits,
Als Michele, der Wunder-Doctor in der Schweiz.
Und in zehn Jahren waren ſchon zwo Tonnen,
Ein mächtig's Pathen-Geld, gewonnen.
Und was die Ehre anbelangt:
So war er Leibarzt von hundert Prälaten,
Von vielen Herrn und Grafen, groſſ' und kleinen Potentaten,
Von allem, was ewig zu leben verlangt:
Doch, mitten in dem Genuſſe der mächtigen Ehren und Güter,
Legt unſer Doctor ſelbſt ſich krank danieder,
Zwar nur an einer Incommodität von einer Fiſtula:

Und

Und plözlich ſtund der Senſenmann zu ſeinen Häupten da.
Allein der Umgang mit der groſſen Welt, und ihre Lehren lieſſen
Den Doctor nicht, wie einen Todtengräber, dumm;
So, wie ein Kreuſel, dreht er ſich in ſeinem Bett' herum,
Und der betrog'ne Herr Gevatter ſteht zu ſeinen Füſſen.
Nur halb behagt ihm der Spaſſ; zum lachen zerrt er ſein Geſicht,
Hebt einen droh'nden Finger auf, und ſpricht:
Gevattermann, Gevattermann!
Kein Spaſſ iſt zweymal gut; nur diesmal geht er an;
Doch, wenn ich nächſtens wiederkommen werde,
So hilft kein Pfiff und auch kein Balſam auf der Erde!
Von nun an ſieht der arme Tropf

Bey Tag und Nacht den Herrn Gevatter
an dem Kopf.
Ein Raub der unheilbarſten Schwermuth,
Schlürft er ſein armes Leben nur,
Wie eine von ihm ſelbſt verſchriebene
Mixtur
Von Scheidewaſſer, Teufelsdrek und
Wermuth.
Mit tauſend Freuden kehrt' er wieder um
zu ſeiner Spatte,
Bey der es nie an Muth, des Lebens
Panacee, gebricht,
Gäb all ſein Gold, das er gewonnen
hatte;
Wär nur die Wiederkunft des Herrn Ge-
vatters nicht.
Noch doctort er an einem Plan,
Ob er ihn nicht noch einmal täuſchen
kan?
Allein zum zweytenmal rückt nun der fürch-
terliche Decan
Bey einem unbedeutenden Schnupfen an,
Eſſelt

Stellt ſich mit drob'nder Senſ' an ſeinen
Kopf,
Und faſſt den Hern Collegen ſo gewaltig
bey dem Schopf;
Daß er ſich nimmer kreuſeln kan,
Und weg war der Gevattermann.



Der Mondmann.

Die groſſe Flecken, die wir in dem Monde ſeh'n,
Die Aſtronomen mögen es geſtehen oder nicht geſteh'n!
Sind, wie wir von Aſtolph *), dem edlen Ritter leſen,
Der ſelbſt an Ort und Stelle geweſen,
Nichts anders, als die Apothek und Magazin,
Wo alle Weisheit, Treu und Glük auf Erden,
Die hier verlohren geh'n, und in den Mond entflie hn,
In kleinen und in groſſen Flaſchen aufbewahret werden.
Izt denket euch das unermeſſlich groſſe Magazin,
Den ungeheuren Zuwachs ſeit der Menſchheit Anbeginn,

Und

*) Siehe Arioſts Orlando Furioſo!

Und ſeit dem erſten Paradies-Tranſport dorthin!
Den Mondenbürgern wird der Wohnplaz zu enge,
Und ängſtlich ſorgen ſie; daß ſie die Apotheke verdränge.
Jüngſt ſandten ſie zu uns, um ihrer Sache gewiſſ zu ſeyn,
Von jenem Magazin den Generalwardein.
Der nahm auf unſrer ganzen Kugel Augenſchein,
Bereiſ'te ſie rund herum und Zikzak,
Und ſah', was nur ein Mondenmann
Und keiner von uns Erdenbürgern ſehen kann,
Nur eine einzige Maſſe von Trug und Schnikſchnak.
Gut! ſprach er, und fuhr wieder nach dem Monde hin,
Die Ambaſſade hätten wir können erſparen!

Wir haben weiter nichts zu befahren;
Denn, was drunten zu verlieren war, iſt alles ſchon in unſerm Magazin.

Was ſie wollen.

Sie haben was rechts erlernt!
Izt ſind ſie weit entfernt,
Den Schaz von ihren Gaben
Unnüzlich zu vergraben.
Sie wollen euch regieren,
Sie wollen euch curiren,
Sie wollen euch belehren,
Sie wollen euch bekehren,
Sie wollen euch mit ihrem Blute dienen.
Wer will, der glaub' es ihnen!
Nichts wollen ſie auf aller Welt,
Als, arme Narren! euer Geld.

Die Eigenliebe.

Aus ſeinem Freunde wird ein Freund erkannt.

Der Thor Argant
Liebt Niemand und hat keinen Freund, als ſich:
Dadurch beweiſ't er ſichtbarlich:
Ein Thor iſt Argant.

An einen langweiligen Erzähler.

Schon lange flieht mich Schlaf und Ruh,
Du kömmſt, und ſprichſt, und meine Augen niken zu.
O Freund! du wirſt mir deine Hülfe nicht entziehen,
Komm heute Nacht um zehen Uhr zu mir,
Und bring dein herrlichs Optat mit dir!
Wenn dies nicht hilft, ſo wird der Schlaf mich ewig fliehen.

Meran.

Meran, der Reimer, prahlt euch ſehr;
Daß er, wie Ritter Flaccus oder Homer,
Den Olympiſchen Roſſinante beſtiegen,
Hoch in den Wolken über euch weg zu fliegen:
Betrachtet doch ſeine Märe genauer!
Glaubt mirs': iſt nichts, als Sancho's Grauer.

Pedrill.

Die Weisheit steht bey aller Welt im Rufe,
Ein Thor zu seyn, nach Zeit und nach Gelegenheit:
Allein Pedrill treibt seine Weisheit auf die höchste Stufe;
Er ists an jedem Ort, zu jeder Zeit.

Die Toleranz.

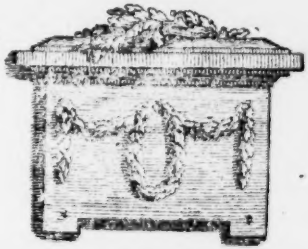
Sie haſſten ſich bisher aus Herzens-Grund
Um nichts und wieder nichts, um Dinge, die keiner von Ihnen verſtund;
Izt aber wollen ſie ſich, wie ſie ſagen, toleriren.
Dagegen weiſſ ich euch ein Sprüchlein anzuführen:
Nur Weiſe können Thoren toleriren.
Izt ſagt mir doch zuvor:
Wer, von euch Herrn? iſt denn der Weiſe, wer der Thor?

Das Teſtament.

Der Wuchrer Harpax, nahe ſeinem Ende,
Beſtellt im Namen Gottes ſein Haus,
Schlüſſt wohlbedächtlich in dem Teſtamente
Die arme ehrliche Verwandte alle aus,
Und ſezt den Mäkler Raps zum Erben ein.
Wie? einen Mann, allein durch Schelmereyen bekannt,
Dem Harpax blos von Adam her verwandt?
O! meine Herren! die Sipſchaft kan nicht näher ſeyn.
Denn Zwillinge, ununterſcheidbar, wie ſie zween,
Hat wohl die Erde nicht geſeh'n.

An den Kammerdiener Belleſchamb.

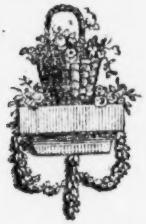
Ich höre; daß Herr Phips es übernahm,
Von dem ſchon manch' Apotheoſe kam,
Ein groſſes Buch zu ſchreiben, wer dein Herr geweſen.
Von dir, o Belleſchamb!
Wünſch ich das Leben deines Herrn zu leſen;
Tu præbuiſti Matulam.



An

An ein gewiſſes Conſeil, als die Büſte ſeines guten Fürſten in dem Raths-Saale aufgeſtellt ward.

Nimmt euch in Acht, Ihr Herrn! dies Bild wird ſehen,
Das ſpielen mit der Waag' und ſchäkern mit Aſträen.
Zum mind'ſten dekt es zu, eh euer Rath begonnen,
Wie ein gewiſſes Völkgen in Italien
Die Bilder ſeiner Madonnen!



An die Monachomachen.

Leicht war und ruhmlos der Duell;
Auf ihrer Seite war keine Seel',
Als hier und da ein Jean Chatel;
Die armen Wayſen von Ignazen.
Verſuchts einmahl mit Franzens Seraphinen!
Wie werden euch die frommen Meſſalinen
Die Augen aus dem Kopfe krazen!

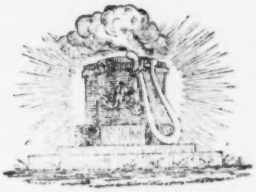
Das

Das Protocoll.

Der Amtmann unterſucht die muntere Liſe
Was ſie im Wäld'gen, nächſt an der Wieſe,
Jüngſthin mit Schulzens Peter gethan?
Und, da ſie nichts geſtehen kan;
Gib Gott die Ehre! ſchnauzt er ſie an,
Bekenne dein ſündliches Leben!
Da macht die Liſe ein närriſch Geſicht
Und einen tiefen Knix dazu und ſpricht:
Gern wollt' ich Gott die Ehre geben,
Nur ihm, Herr Amtmann! die Strafe nicht!

Das Glük.

Das Glük iſt blind, ſagt Amarit,
Weil es ihn flieht;
O Amarit!
Weil es dich flieht,
Iſts ein Beweis; daß es mit beyden Augen ſieht.



Fidibus und Tabak.
Düten.

Mit einem ganzen Meſſcatalogus von
Büchern bepakt,
Daß Rad und Speiche heult und knakt,
Kam jüngſt von Leipzig ein Wagen an
Vor einer Stadt, die man ſich nach Belieben denken kan.
Da ſchwärmt aus dem Thorhaus das wühtende Pak
Von der Regie auf Fuhrmann Andres zu,
Beſteigt den Wagen in einem Nu,
Und wittert verborgnen Tabak;
Mit ihren höchſtprofanen Tazzen wird
Die Weisheit ganz erbärmlich durcheinander gerührt.
Und doch, nach allem dem mächtigen Schabernak,
Zeigt ſich kein Conterband und kein Tabak.

So

So sind's doch Fidibus, schrie einer, und
Dütten dazu!
Und meine Nase hat nicht ganz die Spur
verlohren.
Fahr zu, Andres! im Namen aller —
Doctoren.

Antwort
eines Freymaurers.

Ein Witzling ſprach: Nun! meine Herren, Meiſter und Geſellen!
Was ſollen ihre Schurzfell, Hammer und Kellen?
Sie treiben die Profeſſion ſchon gute Zeit,
Und, wie wir ſehen, iſt die Arbeit noch nicht weit;
Kein Tempel ſteigt empor, kein Schloſſ und keine Gallerie.
Wenn's kein Geheimnis iſt, Ihr Herrn! was mauren Sie?
Sollt's wohl ein Schloſſ ſeyn in den Wind?

Antwort.

Mein Herr! im engſten Vertrauen!
Wir mauren in der Still', und bauen
An einem groſſen Bedlam für die
Candidaten, wie ſie ſind.

Der

Der profane Rath.

Der fromme Paſtor Concordanz,
Verbeut den Bauren den Tanz,
Zeigt ihnen ſeinen ſchwarzen Popanz,
Mit offnem Rachen und Hörnern und Schwanz;
O weh! der wird ſie mitten im Tanze verſchlingen.
Da jammert des Schulzen Tochter und Sohn;
Denn Morgen iſt die Kirmes ſchon,
Wie thun wir izt den Dingen?
Der Schulze ſpricht: gebt ihm nur die Gebühr davon,
Ein Biſſgen mehr, als eures Pfeiffers Lohn;
Hey da! ſo könnt ihr tanzen und ſpringen.

Stilpons Klage.

Ich hab' ein liebenswürdiges Weib'gen begehrt,
Zu reichlich iſt mir mein Wunſch gewährt;
Mein Nachbar links und rechts find't ſie auch liebenswehrt,
O lieber Himmel! ſo hab ichs nicht begehrt.

An Voltärs Schatten.

Daß wir ſo oft mit dir gelacht,
Dafür wird dir mit Recht der lautſte
Dank gebracht.
Für die Pücellen und Ingenüaden;
Und alle krumme Sprünge, die dein Sa-
tyr gemacht,
Mag dir vielleicht der Himmel gnaden:
Doch daß du die Devoten um den from-
men Spas gebracht,
An Scheiterhauffen und an Dragonaden;
O! Arouet! da hoffe keine Rettung aus
der Höllen-Nacht.

Die Mouille Bouche.

Was das für eine Frucht war in dem Paradiſe,
Woraus das Unglük ſich erklären lieſſe,
Das unſrer wakern Ur- ur- ur-
Grosmutter, ſeel'gen Angedenkens, wiederfuhr;
Darüber ſind die Doktors-Köpfe noch gar ſehr entzweyt.
Die meiſten halten ſie für eine Calvilrouge:
Ich halte ſie, jedoch mit eines Laien ſchuldiger Beſcheidenheit,
Für eine Birne und zwar eine Mouillebouche.

Auf Bodmers Grab
nach Theocrits Hipponax.

Hier iſt das Grab, da unſer Bodmer ruht,
Als Dichter und als Menſch einſt groß und gut.
Biſt du ein Böſewicht, o Wanderer!
Steh' ſtill, und tritt nicht näher her.
Doch, biſt du bieder, ſo wie er:
So ſezz dich kühn auf ſeinen Stein,
Ruh aus darauf, und, wenn du willſt, ſchlaf ein!

An den Pater M. zu R.

Daß Friedrich seine Klöster schüzt,
Izt, da sie Joseph anders nüzt,
Ja, Freund! das ist in Wahrheit eine
seltsame Erscheinung,
Und die Gelehrten sind darüber sehr ver-
verschiedner Meynung:
Wir wollen unsre Köpfe nicht darob zer-
brechen,
Warum sich zween so grosse Fürsten wider-
sprechen.
Und du und ich, mein lieber Pater!
Sind in der Physiocratie,
Und in der Staats-Philosophie,
So klare Idioten, wie ein Frater.
Und durch den Widerspruch ist für die
Sache deiner Pfaffen, deiner Nonnen,
Doch nichts verspielt und nichts gewonnen.
Ich wiederhole dir hier meine eigene Con-
fession;
Was du davon verdauen kanst, verdau
davon!

* * *

Im Anfang, da die Menſchen Welt begann,
Gott weiſſt, vor wie viel hundert Jahren?
Da ſprach der Herr zu allem Weib und Mann,
Wie dir die Bibel, wenn du eine haſt, beweiſen kan,
Vermehret euch! und alles eilte, ſich zu paaren.
Die ganze Welt war nichts, als Liebes-Wonne,
Und kein ſolch Unding war, wie Pfaff und Nonne.
Ein Dämon, denn was konnt' es anders ſeyn,
Die Stimme Gottes ſo zu überſchreyn?
Ein Dämon ſtieg herauf aus jenem finſtern Reich,
Und rief: caſtriret euch!
Dies iſt der nächſte Weg zum Himmelreich:
Die gröſten Thoren nun caſtrirten ſich gleich Raſibus,

Die

Die kleinern faſſten den unblutigen Entſchluſſ,
Zu fliehen dieſe wilde prolifique Welt,
Und, ohne jene Operation, in Engelreinen Brüderſchaften
Sich zu erhalten' ihre Jungferſchaften,
Den Schaz, der ohne Operation ſich kaum erhält.
Seit dieſer Zeit nun ſah die liebe Sonne
Ein ſolches Wunderding, wie Pfaff und Nonne.

Izt wiederholt der groſſe Joſeph, einem Gotte gleich,
Das erſte Welt-Geſez: vermehret euch!
Ein ſüſſers Band verdringt die Brüderſchaften,
Es jauchzen die erlöſ'ten Jungferſchaften,
Und bald wird wieder Pfaff und Nonne
Ein Unding unter Mond und Sonne.
Du lachſt, mein Freund! der kühnern Prophezeyung? Harre nur!
Schon fodert die erwachende Natur

Von deinem Pontifex der freyen Liebe Glük
Und die verwegene Gelübde laut zurük.
Du meynſt, er wird ſie nimmer wiedergeben?
Und dem Geſchrey von Tauſenden deſpotiſch widerſtreben?
Sieh, wie den Banden, die Deſpoten immer enger knüpfen,
Die Völker zu entſchlüpfen drohen und entſchlüpfen,
Wie des friedfert'gen Quakers Enkel, ihre Waffen in der Hand,
Die Freyheit fodern vom Stiefmütterlichen Land!
Das Recht der Menſchheit kan im Grimm erwachen,
Des Zwanges ſpotten, und der Feſſeln lachen,
Das öde Land wird aus den Kerkern, da ſie modern,
Den Akersmann, den Künſtler und den Weiſen fodern,

Der

Der Eltern Liebe wird einſt wieder lodern,
Sie werden mit Geſchrey die arme Kinder wieder fodern,
Schlachtopfer, die ſie ihrem Stolz und ihrer Macht,
Und einem Taugenichts von einem Sohn gebracht.
Du alter Unempfindlicher! dem izt
Sein Votum nichts mehr ſchadet, nichts mehr nüzt;
Haſt du auch jemals überdacht,
Daß du dem Staate, der dich nährt und ſchüzt,
Zum mind'ſten zehn robuſte Bürger umgebracht?
Jedoch! was kümmern dich der Laien Straf' und Lehren?
Dein Werk iſt, für die Welt zu beten, und ſie zu bekehren,
Und läſſeſt ihr das ſündliche Geſchäfft, ſich ſelbſt zu mehren.
Du nikſt zum Schlaf und überhörſt mich ganz,

Spielst sorgenlos an deinem Rosenkranz,
Und lässest die beschweifte schmuzige Corallen,
Zu Preis und Ehren der gebenedeyten Jungferschaft,
Und zur Erbauung deiner Marian'schen Brüderschaft,
Mit monotonischem Gemurmel durch die Finger fallen.
O glüklicher! du weisst sonst nichts, als daß die Vorsicht wacht!
Fest überzeugt; daß sie das seltsame Geschlecht der Erde,
Ganz unbeschadet deiner Castität, erhalten werde,
Bist du zufrieden, wie sie es mit dir und deinen Brüdern macht,
Schläfst ruhig drüber ein: leb wohl! gut Nacht!

Die Beate.

Die leydende Beate betet, was ſie weiſſt und kan,
Um Seelenruhe, die ſie flieht;
Der Himmel, der ihr Seelen-Leyden kennt und ſieht,
Bleibt eiſern, und verſagt ihr einen Mann.

Unleydliche Geſellſchafter.

Der Thor Gargil ſchwätzt an einander fort,
Lucil, der Weiſe, redt kein Wort.
O meine Herrn! ſie werden mich vertreiben!
Denn ſoll ich länger in Geſellſchaft bleiben:
Hör' auf zu reden, o Gargil!
Hör' auf zu ſchweigen, o Lucil!

Auf den Tod eines Weſirs.

Und Pluto ſprach zu ihm: Ha! biſt du hier?
Schon lange harr' ich dein: du ſollſt mit mir regieren!
Ich kenne dein Talent, ſey mein Weſir!
Da oben, ſprach der Schatten, konnt' ich wohl das Ruder führen;
Allein, was nüz' ich dir?
Denn hier iſt, wie ich ſehe, nichts zu plündern, nichts zu ſtrangulirn.

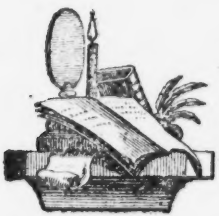
Das Opus Posthumum.

Herr Scribler ſtarb, der uns in ſeinem Leben,
So manches Opus, klein und groſſ, herausgegeben.
Zween Monate, als er die Preſſe und die Welt geſeegnet hat,
Editte ſeine Frau erſt einen Filium
In einem niedlichen Format.
Von allen ſeinen Werken dankt der Staat
Ihm keins, als nur dies Opus poſthumum.

Der

Der Doctor.

Herr Doctor Wurm bringt Tag und Nacht
bey ſeinen Büchern hin,
Und kennt ſonſt kein Geſchäfft' und keinen
Zeitvertreib,
Da ſprach die zornige Frau Doctorin:
Laſſ mich dein Buch ſeyn, oder nimm dein
Buch zum Weib!



Das heutige Mädgen.

Die prächtige Lucilie
Iſt eine wahre Lilie,
Sie iſt geſchmükt, wie ſie,
Und näht' und ſpinnt auch nie.

An den Freſſer
nach Lucian.

Raſch biſt du mit dem Mund, und mit den Füſſen faul:
Iſſ mit dem Fuſſ, lauf mit dem Maul!

An ſeinen Freund B.
am Neuenjahre 1781.

Wenn du, mein Freund! wie ich, verſichert biſt;
Daß jene künfft'ge Welt kein ſolcher toller Wohnplaz iſt,
Worinn ſie, neben tauſend ſieben-Sachen,
Den groſſen Herrn, ja ſelbſt Gott Vater machen,
Einander beweinen, bepiſſen, belachen,
Bald grimmig ſind, wie Löwen und Drachen,
Bald mit dem allerſorgſamſten Fleiſſ
Ihren gläſernen Kopf oder Steiſſ
Gegen alle Gefahren
Des kleinſten Druks oder Stoſſes bewahren;
Et cätera et cätera!
Denn Freund! die Naturalia
Sind meiſtens alle turpia.
Nun weil dem allem alſo iſt:
So wünſch' ich dir zu dieſer Friſt,

Dir, mir, und jedem Biedermann,
Viel Glüks zum neuen Schritt, den wir gethan,
Aus dieſem Bedlam zu entrinnen,
Und froh, daß uns bis izt ſonſt nichts geſchehen iſt,
Als, daß ſie uns ein paarmal angepiſſt,
Ein beſſers Land, ob Gott will, zu gewinnen.
Denn oben, ſagt man, im Elyſium
Da geh'n ſie mit einander um
Wie Weiſe und wie Brüder,
Geh'n Hand in Hand durch Feld und Wald,
Ganz Freude iſt ihr Aufenthalt,
Und all ihr Thun ſind Lieder.
Indeſſen Freund! da wir noch hier ſind in dem Ant-Elyſium;
Komm, ſeze dich mit mir in einen Winkel, fern

Von denen, die die Götter machen und die groſſe Herrn,
Und hüte dich mit allem Fleiſſ,
Den Mann mit dem gläſernen Kopf oder Steiſſ
Nur mit der Finger-Spize anzurühren!
Allein mit allen, die unſchädlich radotiren,
O! radotire mit, ſey aller Freund,
Und lache mit dem Mann, der lacht, und weine, wenn er weint!
Im übrigen weiſſ ich dir weiter nichts zu wünſchen, nichts zu rathen:
Iſſ ruhig deinen Pudding, deinen Ochſenbraten,
Und trink von Hochheim dein Hilaritatis-Poculum,
Und dreht ſich dieſe Welt auch noch ſo wunderlich herum;

Laſſ

Laſſ ſie ſich dreh'n und nimm an nichts
kein Skandalum!
Unangepiſſt kömmt keiner hier hinweg und
ins Elyſium.

Der kranke Thor.

Dir iſt bey deinem Fieber bang'? O
zweifle nicht daran;
Daß für dies Weh dein Arzt ein Mittel
finde!
Allein, da ſizt es nicht, du armer
Mann!
Für Fieber eines Geiſts hat Peru keine
Rinde.

An den Sauerkopf.

Auch du nimm hin dies Büchelgen voll Schnurren!
Kanſt herzlich drüber ſchimpfen oder murren:
Doch, wenn nur eine deiner Mienen drüber lacht,
So ſind die Schnurren gut gemacht.

Innhalt.

	Seite
An den Selbſtverräther	5
Geront	6
Monturen und Kutten	7
Der Autor und die Kritik	8
Pygmalion	9
Die Vettern und Baſen	17
Der Reichthum unſrer Sprache	19
Auf die Kloſter-Aufhebungen	20
Der Geſichtdeuter	21
An den Menſchenhaſſer	21
Wahrhafte Geſchichte einer ambulirenden Truppe, die ſich nach Vorſtellung der Minna von Barnhelm verlaufen hat	22

Der

Der entſchiedene Zwiſt 27
Der Gelehrten-Kenner 28
Ein Pregramma 29
Trauren vergeblich 29
Die zween Pilgrime 30
Auf den verſtorbenen Polygraph N. 32
Inſcription auf ein gewiſſes Kloſter 33
Der Heuchler und der Rechtſchaffene 33
Das Lotto und der Ablaſſ 34
Der Verläumder und der Schmeichler 34
Die Diſpenſation 35
Zwey Bauren vor der Huldigung 36
Der Lakay und Herr 37
Bilanz zwiſchen Europa und Amerika 37
An den Maler über ein vortrefliches Bildnis einer häſſlichen Alten 38
Das Schmus-Geld 39
Das Millennium 40
Die treue Wittwe 42

Antwort auf ein Cartel 42
Der Köhler-Glaube 43
An einen jungen Scribler 44
Die Finanzer 44
Schofel-Zeug 46
Solymann und Dara 46
An den Elogen-Macher 48
Die Aufgabe 49
An einen Freund, der am Hof ein Märtyrer der Wahrheit ward. 50
Raymund von Puy 51
Mauerbach 58
Das verbeſſerte Credo 59
Die Seelenliebe 60
An Auroren, eh ſie Maitreſſe ward. 61
Der Philoſeph Amuſicos 63
Die Hausmutter nach der Mode 63
Die Neugier 64

Die Miſſheurath 65
Der arme Naps 66
An den Hof-Neuling 67
Die izigen Moden 68
Die Wilderey im Bakofen 69
Der alte Freyer 73
An einen würdigen Candidaten 74
An die Schmeichler 75
Der Krieg mit den zween Doctern 78
Ueber die fixe Luft, als Medicin 79
Die Simoney 80
Das Löwen-Feſt 81
Der Maitre de Langue 82
Das Heidentum 83
Das hohe Beyſpiel 85
Die Aufhebung des geiſtlichen Cöli-
bats 93
Auf den Tod des groſſen Naps 94
Auf einen unbelebten und unwiſſenden
Rath 95

An die prüde Braut eines Gelehrten 97
An den groſſen Nekker. 1781. 98
Die Lection 100
Terxes 101
Coſtnitz. Auf einer Reiſe 1781. 102
Eine Impertinenz oder zwo 103
Die Bezahlung 105
Der Trompeter 107
Der treue Sultan 109
Einem jungen Reiſenden ins Stammbuch 113
Der Tod und der Todtengräber 114
Der Mondmann 124
Was ſie wollen 127
Die Eigenliebe 128
An einen langweiligen Erzähler 129
Neran 130
Pedrill 131
Die Toleranz 132

Das

Das Teſtament 133
An den Kammerdiener Belleſchamb 134
An ein gewiſſes Conſeil, als die Büſte ſeines guten Fürſten in dem Raths-Saale aufgeſtellt ward. 135
An die Monachomachen 136
Das Protocoll 137
Das Glük 138
Fidibus und Tabak-Düten 139
Antwort eines Freymaurers 141
Der profane Rath 142
Stilpons Klage 143
An Voltärs Schatten 144
Die Mouille-Bouche 145
Auf Bodmers Grab 146
An den Pater N. zu N. 147
Die Beate 153
Unleydliche Geſellſchaffter 154
Auf den Tod eines Weſirs 155

Das

Das Opus Poſthumum. 156
Der Doctor 157
Das heutige Mädchen 158
An den Freſſer nach dem Lucian 159
An ſeinen Freund B. am Neuenjahre 1781. 160
Der kranke Thor 164
An den Sauertopf 165

Zu dem Gedicht an Herrn Nekker S. 98. gehört noch folgende Anmerkung.

Ich weiß zur Entſchuldigung dieſer ganz miſſlungenen Wahrſagung nichts anzubringen. Es iſt ein allgemeines Unglük der Propheten dieſes achtzehnden Jahrhunderts, wenn ſie auch Superintendenten ſind.

Tamira

Ein Drama.

Nebſt einer

Abhandlung über das Melodrama

von

D. Huber, Ludw. Ferd. =

Regierungsrath.

Tübingen 1791

im Verlage der Cottaiſchen Buchhandlung.

München

Dieſes Melodrama war vor zehen Jahren fertig, nehmlich die Arbeit des Dichters. Ich laſ es, wie meine meiſte Arbeiten in dieſem und andern Fächern, meinem ehrwürdigen Freunde vor, dem Regierungs-Präſidenten von Gemmingen. Das Drama ſchien' ihm zu gefallen. Er machte mir ſo gar die Hoffnung, die Muſik dazu zu verfertigen. Denn er war auch Meiſter in dieſer Kunſt. Er componirte wirklich eine tragiſche Ouvertüre in dieſer Abſicht. Ich harrte ein paar Jahre mit geduldiger Hofnung auf die Erfüllung des ganzen Verſpruchs. Aber ſeine gehäufte wichtigere Geſchäfte und Kränklichkeiten, die ihm ſeine der Muſik gewiedmete Erhohlungs-Stunden trübten, minderten ſichtbarlich ſeine Liebe zu dieſer Kunſt und beſonders zur Compoſition. Mißmuthig ſah' ich ihn, bey ſeinen körperlichen Uebeln, die ſich gemeiniglich auch der Seele bemächtigten, dieſe ſchmerzenſtillende Arzney verſchmähen. Da hatte ich die freundliche Bosheit, ihm mit dem Druck des Drama und einer Zueignung zu dro-

hen, die ihn der unerfüllten Zusage beschuldigte. Dies ist das Zueignungs-Gedichte, das ich hier den Lesern gebe, ein Zeugnis unsrer Freundschaft und unsers freundschaftlichen Zanks. Es hatte die Wirkung; daß er unsern Hof-Musikus ZumSteeg bewog, die musikalische Composition zu übernehmen. Er that es, das Stück wurde zweymal auf hiesigem Theater aufgeführt. Und wenn es Beyfall erhalten hat; so gehörte er der Musik, und nicht der Poesie.

Da ich dieses schreibe, ist Gemmingen nicht mehr. Die Leser dieser Zueignung mögen mir die Selbsttäuschung verzeyhen; daß ich mit ihm rede, als wenn er lebte.

„ O daß ich meine Freunde vergessen könnte, bis
„ meine Fußstapfen aufhören, gesehen zu werden!
„ Bis ich unter sie komme mit Freuden und mei-
„ ne bejahrten Glieder ins enge Haus hinlege!

An den

Herzoglich Würtenbergiſchen

Regierungs = Präſidenten

Freyherrn von Gemmingen.

Heyl dem, den Thränen ſelbſt des Mimen rühren!
Wie wird der hören, wenn das wahre Elend klagt!
Du haſt dem Schmerz Hidalkans, Mora's und Tamiren,
in dieſem Spiel, wahrhafte Wehmuth nicht verſagt.

Die Schweſtern, Dichtkunſt und die Kunſt der Töne,
vereinten früh den mächt'gen Zauber übers Herz;
gewaltig war die Kraft, beym Gaſtmahl, auf der Scene,
ſelbſt auf des Schäfers Fluren, über Luſt und Schmerz.

Sieh, wie ſie noch dem beſſern Ohr befehlen,
die Göttinnen der Symfonie und des Gedichts!
Denn ach! den wilden Harmonie-beraubten Seelen,
ſagt ewig keine Leyr und keine Laute nichts.

Sie sind verdammt zu hören, schön zu finden,
ein tödend Sturmgeheul, der Eule Nachtgesang,
zu seyn ein Fels-Stük, oder Wollust zu empfinden
beym Brüllen ihres Stalls, beym wüsten Goldesklang.

Du edler Liebling beyder holden Schwestern!
Du Meister in den Künsten jeder Harmonie!
Auf! und gebiete Sturm und Ruhe den Orchestern,
und gib der Liebe, aus dem Jammer Melodie!

Laß mein Hidalkan wählt mit tausend Thränen
daß Mora's Blut zum schaudern vom Altar absteußt,
daß Heldenmuth der Liebe und ihr banges sehnen,
Damirens Schmerz und Unglück jedes Herz zerreißt!

Ha! eyfert nicht dein Lied in den Academien
mit Sartis edlem Lied und mit den Liedern Gluks?
und deine Sprache in Sonat' und Symfonien
weicht sie Clementis und der Sprache Kotcheluks?

Wem harret deine hohe trag'sche Ouvertüre?
Auf welche Scene einer königlichen Noth?
Gib den Prolog der unglückseligen Damire,
und dann begleite sie bis in den Helden-Tod!

Noch ſchlafen zehntauſend himmliſche Accente
von unſerm Benda nicht gewekt, in deinem Stein. *
Wer iſt der Mann, der ſo, wie du, ſie wekken könnte,
des Hörers Wonn' und ſeine Todesangſt zu ſeyn?

Iſts Stolz des Dichters, dein Geleite zu erbitten?
Daß Loge und Parterr die edle Freundſchaft ſeh'n;
wie wir auch auf der Scene ſelbſt, in gleichen Schritten
einher auf dem erhabenen Kothurnus geh'n?

So ſey es Stolz! Ich ſuche einen Tongeſpielen,
der gehe mit mir, Hand in Hand, den trag'ſchen Gang.
Verſagſt du es und will kein Benda mit mir fühlen:
ſo rauſche hin und traur, verwittwet, mein Geſang!

Sey Zeitvertreib dem Leſer, ſelbſt dem Weiſern!
Der Glückliche! vielleicht hat er noch nie geweint,
nie lag ſein Himmel ſchwehr auf ihm und eiſern,
nur Blumen ſieht er auf dem Grab, ihm ſtarb kein Freund.

---

* Ein vortrefliches Forteviano von dem groſſen Künſtler Stein in Augsburg.

Schwarz war dies Jahr, es iſt uns hingeloſſen
ſo feyrlich, wie die ſchwehre Wetter-Wolke flieht.
Ha! ſah'n wir Beyde nicht ſchon unſre Gräber offen?
Und ſieh, wie eines ſchon der grüne Raſen überzieht!

Die Leyr des Dichters tönt des Dichters Leben
O! Gemmingen! du wirſt mir dieſe Nänien verzeyhn!
Auf diesmal kan ich dir ſonſt nichts, als Klagen geben.
Ich aber habs geſchworen: all mein Lied iſt dein!

Die Geſchichte.

Das Königreich Golkonda wurde von einer lang anhaltenden grauſamen Peſt verheert. König Hidalkan, ein vortreflicher Fürſt, der ſein Volk wie ein Vater liebte, war voll Verzweiflung über dieſes Elend. Die Bramanen, die Prieſter des Landes, waren der Meynung: daß die Götter nur dadurch beſänftiget werden könnten; daß ei-

ne Jungfrau aus dem Königlichen Geſchlechte geopfert würde. Aber im Königlichen Hauſe fand ſich damals keine Jungfrau, als Tamira, die Tochter und das einzige Kind Hidalkans: ſchön und tugendhaft und von Vater und Volk unausſprechlich geliebt. In Hidalkans Seele ſtritt die väterliche Liebe mit der Liebe des Volkes; ein langer fürchterlicher Streit! Endlich ſiegte dieſe, und Hidalkan faßte den Königlichen Entſchluß, das Leben eines ganzen Volkes mit dem Tode einer einzelnen Perſon, aber ſeines einzigen Kindes, zu erkauffen. Wer ſoll Tamiren die ſchröckliche Nachricht bringen? Hidalkan that es ſelbſt, und Tamira willigte mit Helden-Freude in ihre Opferung. Ha! welche Grosmuth und Verläugnung! Sie war bereits an Mora, den liebenswürdigſten Prinzen des Hofes verſprochen, und Hidalkan hatte ſich ihn zum Nachfolger beſtimmt.

Aber Mora ertrug den Gedanken nicht, ſei-

ne Tamira zu verlieren. Alle Kronen der Welt hätt' er um ihre Liebe und um ihr Leben gegeben. Er bestach einen Bramanen zu seinem Vortheil, kam in der Nacht vor dem bestimmten Opfertage mit ihm in Tamirens Zimmer, und mit der Beredsamkeit der Liebe und Verzweiflung bewog er sie, sich mit ihm trauen zu lassen. Sie gab ihre Einwilligung mit Zittern, ward seine Frau, und nunmehr untüchtig zum Opfer, das die Götter foderten. Izt ist der Opfertag angebrochen (und hier beginnt die Handlung des Drama) Hidalkan, der nichts von diesem Trug der Liebe weißt, ist allein in einem Königlichen Zimmer, das an die Pagode stößt, worinn die Opferung geschehen soll, und erwartet die Stunde der schröklichen Cerimonie in Todesangst. Die grausame Wahl, die ihm gelassen ist, sein Volk vergehen zu sehen, oder seine Tochter zu opfern, zerfleischt sein Herz. Kein Ausweg Tamiren zu retten! Ein Omra kömmt herein und übergiebt ihm eine schriftliche Nachricht von der aufs höch-

ſte geſtiegenen Wuth der Peſt im Königreich. Und izt wird ſein Entſchluß feſt, ſeine Tochter zu opfern. Aber kaum iſt der Entſchluß gefaßt; ſo treten Tamira und Mora mit einander herein, werfen ſich dem Vater zu Füſſen, und Mora bittet mit aller Zärtlichkeit eines Sohnes und Liebhabers um Tamirens Leben. Hidalkan wird erweicht, aber nicht gewonnen.

Izt beginnt die wilde Opfer-Muſik in der nahen Pagode und ein Braman, mit dem Opfer-Meſſer in der Fauſt, zeigt ſich von ferne. Mora, dem nun die Hoffnung gänzlich entfällt; Hidalkan durch Bitten zu gewinnen, entdekt izt das Geheimniß der vorigen Nacht: Tamire iſt mein Weib! Hidalkan ſteht einige Augenblike erſtaunt und in tiefſter Unentſchloſſenheit da. Endlich erwacht der Zorn des Königs, er verurtheilt Mora, als einen Feigen, um ſein Volk unbekümmerten, Betrüger der Götter, zum Opfer-Tod. Mit Würde nimmt Mora ſein Todes-Urtheil an, nimmt

Abſchied von Tamiren und geht ab in die Pagode, wo ihn der Tod erwartet. Tamirens erſtes Gefühl bey dieſer ſchröklichen Cataſtrophe, iſt Reue über den geſpielten Betrug, über den Verluſt des Helden-Ruhms, und über die verſäumte Rettung des Volkes. Dieſes Gefühl drükt ſie bey und nach dem Abſchiede Mora's mit Wildheit aus. Aber dieſe Situation kann neben der erwachenden Zärtlichkeit für Mora nicht beſtehen; ſie kann nicht ertragen werden. Tamire fällt ohnmächtig zu Boden. Hidalkan ruft um Hülfe, ihr Frauenzimmer eilt herbey und bald erhohlt ſie ſich wieder. Aber izt erſchallt die Opfer-Muſik noch einmahl von der Pagode her, ein Zeichen daß der Geliebte wirklich geſchlachtet wird; dann ſiegt die Liebe über alle andere Empfindung. Sie jammert allein um ihren armen ſterbenden Mora, wirft ſich mit allem ihrem Frauenzimmer vor Hidalkan nieder und bittet um die Erlaubnis, ſich mit den theuren Reſten des Geliebten auf dem Holzſtoß verbrennen zu dörfen. Hidalkan erlaubts, nimmt

Abſchied von ihr; dann kniet er vor'n auf der Scene nieder und bittet die Götter um die gnädige Aufnahme dieſer Opfer und um das Leben ſeines Volkes.

— facto pius & sceleratus eodem.

Handelnde Perſonen.

Hidalkan, König in Golkonda.

Tamira, deſſen einzige Tochter.

Mora, ihr Geliebter und Hidalkans beſtimmter Nachfolger.

Stumme Perſonen.

Ein Omra.

Bramanen.

Frauenzimmer der Tamira.

(Der Schauplatz iſt in einem Königl. Zimmer, dann in der Pagode, die an dieſes Zimmer ſtößt.)

Der Opfertag bricht an.

Der Schauplaz iſt nur wenig erhellt, wie durch das Licht einer Dämmrung.

(Hidalkan ruht auf einem Sopha, richtet ſich auf und blikt gen Himmel)

So ſteigt er denn herauf der ſchrekliche Tag? — Der Tag des Jammers und der Hofnung? — Armer Hidalkan! Tauſend Sonnen werden dieſen finſtern Weg vor dir nicht heitern — Noch daurt der Kummer der entfliehenden Nacht — O! ſie lag fürchterlich auf mir! — So wird ſie der Elende, der Miſſethäter durchwachen — im tiefen wilden Gefängnis — wenn er ſeinen lezten Morgen fürchtet — und den zermalmenden Fuß des Elephanten!

Und dies iſt Hidalkan der Beglükte? Der Sonne Bruder und der Sterne? — dem ſein unzählbares Volk das Tages-Licht, den Athem dankt? — verwandt mit allen Göttern Himmels und der Erde, ſelbſt ein Gott? —

(Er ſteht haſtig auf und redet mit Bitterkeit)

O! wie grauſam verhöhnen ſie uns, die zehenfache Sclaven, die Königs-Schmeichler! —

(Mit Wehmuht)

Wer? wer iſt ſo unausſprechlich elend? ſo voll des groſſen, königlichen Jammers als wie Hidalkan? — Mein armes, Götter! o mein armes Volk, ein Raub der Hölle! — Der Gott des Todes iſt herauf geſtiegen aus dem Abgrund — er eilt nach Bagnagar, begleitet von zahlloſem Elend, in wilder Majeſtät, in allem Pomp der Hölle hier zu herrſchen — Sein Blik iſt Tod — ſein Hauch Verderben, wie der Sum der Wüſte — mit jedem ſeiner Tritte zermalmet er tauſend Leben. — Iſt alles Tod um mich? — iſt

jeder Laut des Lebens um mich her verſtummt? — Wie ſchröklich ſchweigen, rund um mich, die vormahls lachenden Gefilde, voll Lebens und voll Munterkeit, voll glüklicher zufriedner Völker, die jedem kommenden Morgen entgegenjauchzten! — Izt ein Land voll Tod! — Und Ich? — der König einer Einöde! —

(Mit Heftigkeit)

Und ſonſt iſt keine Rettung meines Volkes übrig, als wieder Tod? — Tod meiner Tochter, meines einz'gen Kindes? — der Umſturz dieſer lezten Stüze meines Hauſes, meines Nahmens, meines Lebens? — Entſezlichs Opfer, das die Götter fodern! —

(Mit umwölkter Heiterkeit)

Allein, mein Volk wird leben — der Todes-Gott hinabgejagt in ſeine Hölle — und aus der Aſche der Erwürgten werden Millionen auferſtehen — und dieſe unabſehbare Gefilde meines Reichs von Leben wieder wimmeln — und Thal und Hügel',

Haus und Tempel wird von allgemeinem Jubel, vom Dank der Götter und von dem Lob' Hidalkans und Tamiren wiedertönen. —

(Mit Verzweiflung)

Ha! wie schröklich lacht mir diese Aussicht! — Grauenvolle Freude, mit Blut erkaufft! — Ach! meine unglükselige Tamira! — O mein armes Volk! — die Martern eines Vaters, die Quaalen eines Königs, ich kann sie nicht, ich kann sie nicht ertragen — Grausame Götter! welche Wahl habt ihr dem unglükseelgen Hidalkan gelassen! — Tod oder Tod! — Zernichtung meines Volks, das Opfer meiner Tochter — die Wahl, an welcher Wund' ich sterben, an welcher Ader mich verbluten soll? —

(Mit trauriger Entschlossenheit)

Es ist geschehn! — auch diese Wahl ist nicht mehr mein — die Götter haben die Gelübde des Todes angehört — in fürchterlicher Stille harrt der Blutaltar — das Opfer ist geschmükt und in der

Hand des Prieſters ſtammt das Opfer-Meſſer —
Ein Wink von mir und alles iſt geſchehn! —

(Mit Wildheit)

Geſcheh'n? Wer trägt den ſchröklichen Gedanken:
Tamira todt? — geopfert, ermordet von dem
eignen Vater? — Nein! — er iſt nicht in mir der
wilde Muht, die einz'ge Stüze meines Throns
ſelbſt umzuſtürzen — den Reſt des Volks, den
mir die Peſt gelaſſen, der lezten Hofnung zu berau-
ben, und ihren Liebling, dir, o armer Mora!
den Dolch mit ihr ins Herz zu drükken — bey
allen Höllen-Martern, die ich dulde, ich kann
es nicht, ich kann es nicht! — Und wenn ichs
könnte, die grauen-volle Thaten alle — mein
Blut verläugnen — mein Volk verwanſen —
und Mora an dem Blutaltar verzweifeln ſe-
hen — Wo nähm' ich Muht, ſo eine Tugend
anzutaſten? — Ihr Götter! wer iſt würdiger zu
leben, als wer den Muht hat, für ein Volk zu
ſterben? —

(Er geht nach der hintern Scene)

Der Schauplaz wird mehr erhellt.

Der Tag iſt da; noch ſchweigt in der Pagode die Opfer-Anſtalt — Noch ſchweigt die Nachricht, die ich jeden Morgen aus dem Reich erwarte — Sind meine Omra todt mit den Bramanen? — Ihr Götter! oder liegt in dieſer Stille Troſt für mich? — Wie höchſt willkommen iſt dem Jammer auch der kleinſte Strahl der Hoffnung! — Es war Verzweiflung über meines Volkes Unglük, da ich es wagte, ihr den Schluß der Götter zu entdeken — Ach! Tamira! Es iſt geſcheh'n um unſer armes Volk — die Götter ſind uns unverſöhnlich — ſie fodern ein unzählbars Löſegeld — ſie fodern, und die Red' erſtarb auf meinen Lippen — ſie fodern nichts geringers, als das Leben einer königlichen Jungfrau — Blaſſ, wie die Angſt ſtürzt ſie zu meinen Füſſen — mit edelm Stolz ſucht ſie die Zähre zu verbergen, die in ihrem Auge zittert — ſchämt ſich der mindern Tugend, des Grams der Liebe um

ihren Vater und ihren Mora — und in ihrem Buſen ſiegt der Helden-Muht — dann ſteht ſie auf und ruft mit aller Würde eines Engels: ich will ſie retten! —

(Betbend gen Himmel)

O ihr Unſterblichen, die ihr im Himmel wohnet, ſolch eine Tugend zu beſchützen, zu belohnen! — O! wenn ihr Götter ſeydt, erbarmet Euch! — Errettet, rettet ſie — gebt ſie den Thränen eines Vaters, eines Königs! — Und o! der einz'gen Hoffnung dieſes umgeſtürzten Reichs! —

(Ein Omra tritt herein, in der Hand die ſchriftliche Nachricht von der immer noch ſteigenden Peſt in dem Königreich, er verbeugt ſich aſiatiſch und nähert ſich dem Könige, der ſich auf den Sopha geſetzt)

Was bringſt du, Omra! Leben oder Tod? — O Freund! iſt Troſt in deiner Nachricht, nur ein Funke Hofnung: und ich will dir, wie ein König lohnen —

(Der Omra antwortet nur mit der allertraurigſten Gebehrde und legt die Schrift auf den Sopha)

O! dieſe laute Sprache des Elends! Ich kenne

ſie — Unglüklicher! Du haſt Tamirens Todes-Urtheil ausgeſprochen — Eil! und verlaſſ mich! —

(Nachdem der Omra weg iſt)

Ganz will ich meinen Jammer wiſſen —

(Izt nimmt er die Nachricht, die der Omra auf den Soyha gelegt hatte, in die Hand, überſieht ſie ſchnell, zittert, läßt ſie aus der Hand fallen, und wirft ſich wüthend auf den Soyha)

Tödtende Nachricht! — wie ſagſt du? — Zehentauſend und wieder Zehentauſend meines Volks? — die Niederlage eines einz'gen Tages? — Die Menge Zahlenlos, die auf dem qualen-vollen Lager dem Tod entgegen röchelt? —

(Hidalkan ſpringt raſend auf)

Sie iſts — ich höre ſie die dumpfe, wilde Stimme — den lezten allgemeinen Seufzer — eines Volks, das ſtirbt — den Todgeſang — wenn Königreiche Leichen werden — und das Gekrächze des Adlers und Geyers — und das Nachtgeheul des Jakalls — die ihre Beute wittern — das Aas eines Reichs —

(Laut ſchreyend)

Tamira, Tamira! — keine Rettung! — im Himmel nicht, auf Erden nicht! Dein Blut, dein Tod — du willſt, die Götter wollen es — es muß, es muß geſchehen — bey allen Göttern Himmels und der Erde! — es muß geſchehen! —

(Izt kommen Mora und Tamira, Hand in Hand von der hintern Scene herein, ſie verweilen ſich in der Entfernung, und ihre Pantomime ſpricht Unentſchloſſenheit, Verwirrung und äußerſte Traurigkeit. Hidalkan hat ſie bemerkt und ſpricht mit äußerſter Wehmuht:)

Oh! meine Kinder! — Meine? Weh mir! ſie ſind nicht mein; des Todes Kinder! — Himmel! welche Trennung! — Welch ein Abſchied! — Blut rinnt darnach! —

(Nachdenkend)

Wie aber, wenn izt Mora ihren Heldenmuht erſchüttert hätte? — wenn ſie wankte? — Wenn ſie um ihr Leben flehten, wie dann? —

(Mit Feſtigkeit)

Raff' allen deinen Muht zuſammen Hidalkan! — und ſey König! —

(Mora und Tamira werfen ſich vor ihm nieder aufs Angeſicht. Hidaltan ſinkt auf den Sopha zurük. Mora richtet ſich auf und ſpricht, im Ausdruk der äuſſerſten Zärtlichkeit und Wehmuht:)

Mein Vater! theurſter Vater meiner himmliſchen Tamira! — In dieſem lezten, lezten Augenblik, der zwiſchen uns und dem Verderben ligt — Nacht um uns her und Tod — und über uns der eiſerne Himmel — von keiner Hofnung, von keiner Gottheit tröſtend angeblikt — zu deinen Füſſen ſtehen Wir um unſer Leben — bey dieſem Zärtlichſten der Nahmen, Vater, Vater! — bey deinem heiligen Scepter, den du nie mit Blut beſteckt — bei dieſen unauflösbarn Banden unſrer Liebe, die du ſelbſt geknüpft — bey dieſem tauben, ſtummen Himmel, den kein Geſchrey der Unſchuld rührt, — ſey unſer Retter, unſer Schuzgott! wir beſchwören dich! — und laß uns leben, nichts als leben! — O dieſe Theurſte, deine Tochter, die zu deinen Füſſen zittert, du gabſt ſie mir — du fügteſt unſre Hände in

einander — auf ewig, ewig! — verſprachſt uns deine Schäze, deine Crone — ha! mehr als alles dies; den Himmel einer tugendhaften Liebe — o, wer verdient, wie du, zu herrſchen? — herrſch ewig, oder geb dein Reich' und deine Schäze dem lezten deiner Sklaven! und laß uns leben, nichts als leben! — O Himmel! du zitterſt, du weinſt? — Sendt mir geſegnet, Thau des Himmels! Engelsthränen! himmliſche Barmherzigkeit! — Und ihr, ihr Himmels-Mächte, ſteigt herab, und füllet ſeine edle Seele mit Erbarmen! —

(Hidalkan in äuſerſter Wehmuht)

Erbarmen, Mora? — was bitteſt du? — O weh dem Menſchen! weh dem König, der nicht weinen kann! — O! war ich jemals taub dem Unglük; ſo ſey kein Menſch auf Erden, kein Gott im Himmel mein Erbarmer! — Erbarmen über meine Kinder? — ich fühl', ich fühl es bis zur Todes-Angſt — Ha Mora! kennſt du Mitleyd? — kennſt du Erbarmen eines Königs? — ſo blik hinaus mit mir auf jene ſchwarze grauenvol-

le Ebnen um uns her! — bedekt mit Schädeln und Gerippen! — hörſt du das Angſtgeſchrey der Väter, das Heulen der Mütter, das Wimmern ihrer Kinder? — O! es ſind meine Kinder, und auch deine, Mora! — ſie ſchreyn um Rettung, um Erbarmen — ich muß, ich muß ſie retten —

(Eine wilde Opfer-Muſik, mit Pfeiffen, Pauken und Klapperblechen, wird hinter der Scene gehört. Ein Bramane, das Opfer-Meſſer in der Fauſt, zeigt ſich von ferne.)

(Mora mit Verzweiflung)

O Himmel! o ihr Himmels-Mächte! — ich hör' ich höre den Tumult des Todes — des Todes meiner himmliſchen Tamira — ha! der Braman, das Mordgewöhr in Händen! — was fürcht ich noch? — was kann ich mehr verlieren? — So wiſſe dann o! Hidalkan! — die Götter haben nun kein Recht mehr an Tamira — bezahlt iſt dein und ihr Gelübde — Ihr Heldenmuht war Gift und Tod für mich — verzweifelnd ſtürz ich mich zu ihren Füſſen — und in der Fauſt den Dolch — ha! wenn du ſterben willſt; was ſoll

das Tageslicht dem armen Mora? — Was iſt Golkonda, was der Weltenherrſchafft ohne dich? — Die Liebe ſiegt, und ein Braman fügt unſre Hände in einander — Sie iſt mein Weib — iſt deine Tochter — Vater, Vater! —

(Nach einer Pauſe, Hidalkan in höchſtem Erſtaunen)

Ha! wie iſt mir! — wo bin ich? — bin ich auf Andeman? — Götter! und du biſt Mora? dies, dein Weib? — ich, euer Vater? —

(Mit königlichem Ernſt)

Kein Vater! — Ich bin dein König und dein Richter — ein Richter zwiſchen dir und meinem todtgeweyhten Volk! — und den beleidigten, betrog'nen Göttern — Izt ſtrahlt mir noch ein Blik der Hofnung; daß ſie den Reſt des Volkes retten werden — du biſt entdekt, ein Feiger, ein Tyrann, der meine Crone ſchänden würde! — du ſchämſt dich nicht der Argliſt eines Sclaven, und willſt ein Fürſt ſeyn? — Ha Weichling! dir fehlt der Muht, dem Glüke deines Volks ein Weib zu

opfern? — ſein Leben zu erkauffen, mit dem Leben eines ganzen Mahls? — Schon brüllt der Krieg von weitem — Was ſoll dein Volk von dir erwarten, wenn izt das Zahlenloſe Heer von Hindoſtan die Königreiche um dich her zertreten hat? — wenn es hereinſtürzt über Viſapour und ſeine Trümmer? — Du wirſt dich flüchten in den Mahal und in den Armen deines Weibs, o Himmel! meiner Tochter! dein Volk verkaufen um Tribut — Stirb! und rette dieſes Volk! —

(Er winkt dem Braman, der in der ferne ſteht)

Braman! Hier iſt das Opfer, das die Götter fodern! —

(Mora wirft ſich vor Hidalkan nieder, ſteht auf und ſpricht mit Würde)

Ha! du biſt nichts, als König! — Nicht Eine Regung eines Vaters! die Götter fordern dieſes Leben? ich bin bereit! — kein Weichling, Hidalkan! — komm zum Altar, und ſieh mich bluten! — Ich haſſe dieſes Leben — ſein Wehrt

war

war Liebe; er iſt zernichtet! — Izt nimm ſie hin, die Hofnung alle, die du gabſt! — Nimm deinen Scepter, deine Crone! — und deine Demant-Grüfte in Biſnagar! — um all dies Spielwerk hab ich keine Thräne — beym Himmel! keinen einz'gen Seufzer! —

(Er wendet ſich gegen Tamiren, die ſteht in ſprachloſem Jammer daſteht)

O! aber hier, hier iſt mein Recht zum trauren — zu Seufzern ohne Lindrung, zu Thränen ohne Troſt! — Hier iſt die Schlachtbank — und dampft das Opferblut — Dir, o Tamira! dir das lezte, lezte Lebewohl zu ſagen — von dir zu ſcheiden, das iſt Tod! —

(Er tritt näher zu Tamiren)

Du ſtaunſt? — blikſt nach dem Himmel, der uns haßt — uns tödtet?

(Mit Wildheit)

Ha! Grauſame! du traurſt um den zerſtörten Heldenruhm? — Nicht um die lezte blut'ge Trennung

unſrer Liebe? — haſt keinen Seufzer, keine Thräne, nicht Einen Blik, der deinen Mora tröſtet? — So ſoll ich erſt verzweifeln, und dann ſterben? —

(Zärtlich bittend)

O meine liebe! — theureſte, himmliſche Tamira! — In dieſem lezten Nu — dicht an dem Tod — O! ich beſchwöre dich: Laß mir die lezte Hofnung! — den einz'gen Troſt — von dir geliebt, zu ſterben! — O! nur noch einen Blik der Liebe! — den lezten Strahl der Sonne, die mir untergeht! —

(Tamira ſinkt in ſeine Arme, mehr wehmüthig, als zärtlich, Mora ſchließt ſie feſt in ſeine Arme, reißt ſich endlich loß, und ruft mit Entzükung aus)

Ha! Dieſe lezte brennende Umarmung! — Wie ſie den Tod verſüßt! — Leb wohl auf ewig! —

(Will abgehen und kehrt nach einigen Schritten zurük)

Auf ewig? — unmöglich! — Wir ſehn uns wieder, wo kein Tod mehr iſt, und kein Braman und auch kein König! —

(Geht mit Würde ab)

(Tamira, die ihm erſt in ſprachloſer Betäubung nachgeſehen)

Auf ewig, ewig? — Himmel! Götter! Vater! — keine Rettung, keine Hülfe? — Wo? wo biſt du? —

(Sie läuft gegen die hintere Scene, ſchreyend:)

O Mora, Mora, Mora! — Ha Verzweiflung! —

(Sie kehrt zurük, ſie fährt fort zu klagen, erſt im zärtlichſten Schmerzen)

Keine Antwort? — kein Erbarmen? — und keine Macht im Himmel und auf Erden, die ſich zu meiner Hülfe rührt? — Es iſt geſcheh'n! — erfüllt die ganze grauenvolle Ahndung von der Götter Rache! — Ich ſah, ich ſah das Ungewitter, gelagert am Gebürge von Oriza — izt ſtürmts herab — es raucht und dampft die ganze Ebne um mich her — ſchlag auf ſchlag — und Mora ſtürzt an meiner Seite nieder — hier bin ich nun allein — verlohren in der grauenvollen Wüſte — verlaſſen von den Göttern, mei-

nem Vater, von Ehr' und Nachruhm — ſelbſt von der Thräne, die den Schmerzen heylt! —

(Mit Wuht)

Entſezlich! — Die Donnerſtimme um mich her des armen, von mir verlaſſ'nen, dem Tod verwünſchten Volks! — das Rach-Geheul der Lebenden, der Sterbenden! — der Geiſter der Erwürgten! — wie ſie ihre Väter, ihre Brüder, ihre Müttern von mir fodern! —

(In Verzweiflung)

Von mir, von mir! — Ha! Verführer! grauſamer Mora! auch von dir! — So geh und ſtirb! — und, wo du kannſt, ſöh'n aus der Götter Zürnen, des Königs Rache, den Trug der Liebe, den Fluch des Volks! — und o! die Schmach der tiefgeſunkenen Tamira! — Geh und ſtirb! — Zerreiß die Bande, die uns an einander knüpften! — die Lieb iſt Gift und Tod! — dies Herz iſt Sturm und Wuht — ha! es iſt zerriſſen! —

(Tamira ſinkt unmächtig auf den Boden. Hidalka ſpringt auf ſie zu und ruft:)

Hülfe! Hülfe!

(Alles ſchweigt, auch die Muſik. Das Frauenzimmer der Tamira eilt in Unordnung herein, zu ihrer Hülfe. Nach einer Weile läßt ſich die wilde Opfer-Muſik hinter der Scene wieder hören. Tamira erholt ſich und hört ſie. Sie iſt ihr ein Zeichen, daß die Opferung wirklich geſchieht. Sie ſpringt auf und ruft im heftigſten Schmerzen:)

O Mora, Mora, Mora! Mein Geliebter, mein Leben! — izt, izt, vergieb, vergieb der armen, mit jeder Quaal belaſteten Tamira! o izt beginnt das Opfer unſrer unglükſeeligen Liebe — izt quillt dein Blut — ſtrömt rauchend am Altar herab — noch einmahl ſtrekſt du nach mir aus die welken, blutbefleckten Arme — dein brechend Auge ſucht mich noch — und auf den blaſſen Lippen zittert noch, und ſtirbt mein Nahme — haſt du mir nicht geruffen? —

(Sie geht, die Hände ringend, gegen die hintere Scene und izt öffnet ſich die hintere Scene, die eine Pagode vorſtellt. In der Mitte derſelben

steht der Opfer-Altar, hinter diesem steht der Opfer-Priester, mit blutigem Opfer-Messer in der Faust. Auf den Seiten eine Versammlung von Bramanen. Am Fuß des Altars ligt der todte Körper des geopferten Mora. Nachdem sie die Todes-Scene eine weile in stummer Trauer betrachtet hat . . . ermannt sie sich, sie wirft sich nieder vor ihrem Vater, und all ihr Frauenzimmer mit ihr, sie spricht mit Würde:)

Mein Vater und mein König!— Noch einmahl strek ich meine Hände aus zu dir — nicht mehr ums Leben — ich flehe dich um meinen Tod, als eine Gnade — laß mich mit meinem Mora sterben! — Wenn izt sein Holzstoß raucht, die Flamme glüht, und frißt die theuren Reste des Geliebten — vergönne mir in Feur und Flammen mich zu stürzen — daß meine Asche sich mit seiner mische! — und ist noch Mitleyd bey den Göttern; sie werden sich versöhnen lassen. — Wo nicht; so opfre mich dem Recht, wie Mora! — Ha! sein Verbrechen ist auch mein — Sey ganz

gerecht, und trenn' uns mindſtens nicht im Tode! —

(Hidalkan richtet ſie auf, ſcheint einige Augenblike unentſchloſſen zu ſeyn; dann antwortet er mit ernſter Wehmuht:)

Gerecht? — o meine unglükſelige Tochter! — die Götter ſind gerecht — ſie fodern ſtreng die heiligen Gelübde — bezahle ſie — und ſtirb mit Mora!

(Izt umarmt er ſie mit äuſſerſter Zärtlichkeit)

O meine Tochter! — o! wie die Wunden dieſer Seel' aufs neue bluten! — Leb wohl Tamira! — auf ewig wohl!

(Er knieet vorne auf der Scene nieder, und betet)

Und nun ihr Götter! — Unſterblichen gerechten Götter! — Sie iſt vollbracht, die ſchwehre Arbeit eines Königs — nehmt dieſe Opfer der Gerechtigkeit, nehmt ſie mit Güte auf! — Und iſt

des Tods noch nicht genug: — ſo nehmt auch mich zum Opfer! — Und nur mein Volk — mein armes Volk, laßt leben!

Etwas
über das
Melodrama.

Der menſchliche Wiz hat keine Ruhe, an einer einmahl erfundenen Kunſt ſo lange zu ändern, zuzuſezen und wegzuſchneiden, bis ſie vervollkommnet oder verhunzt iſt. Der rohe Anfang der Schauſpielkunſt verliert ſich ins höchſte Alterthum. Ich bin geneigt, ihn in das Hirtenleben der Menſchheit, und nicht, wie Caſaubon, in den cultivirten Zuſtand des Feldbaues, und der, nach Einſammlung der Erdfrüchten, vermuthlich gehaltenen Luſtbarkeiten, zu ſezen. Die Erfindung des Trauerſpiels iſt viel jünger, als die Erfindung des Luſtſpiels. Aber man hat keinen

Grund die Frage zu entſcheiden: ob die ſceniſche Vorſtellung luſtiger Auftritte des menſchlichen Lebens, die Aufführung intereſſanter trauriger Begebenheiten veranlaßt hat, oder ob das Trauerſpiel, wie einige Gelehrte glauben, bey Gelegenheit feyerlicher Begräbniſſe erfunden worden iſt? Ariſtoteles ſagt etwas, das die erſte Meynung zu begünſtigen ſcheinet, nemlich, die Tragödie habe ſich von kleinen Fabeln und lächerlichen Scherzreden zu der Vollkommenheit hinaufgeſchwungen, die ſie zu den Zeiten des Sophocles erlangt habe. Es iſt leicht zu begreifen, welche groſſe Veränderungen mit dem Drama, als Gedicht betrachtet, und in der Vorſtellungs-Art deſſelben, vorgegangen ſind, bis jener groſſe Philoſoph aus den Mängeln des alten Schauſpiels und aus der Vollkommenheit des neuern, wovon Aeſchylus, Sophocles und Euripides die Schöpfer waren, eine Theorie abſtrahirt hat, die izo noch das Geſetzbuch für die Theater-Dichter iſt, und es vermuhtlich auf ewig bleiben wird. Ich habe mich

in griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern, die von ihrem theatraliſchen Geſang und der Inſtrumental-Begleitung geſchrieben haben, und in vielen ihrer Commentatoren umgeſehen, um mir einen hellen Begriff von der accentuirten Declamation, von dem Rhythmus, von der Melodie und Harmonie, die ſie gebraucht haben möchten, von ihren Inſtrumenten, von ihrer Art der Begleitung, von ihren Modis zu verſchaffen. Umſonſt! ich muß die wunderbaren Wirkungen der alten griechiſchen Muſik glauben, ohne die Werkzeuge, und die Art und Weiſe ihrer Anwendung zu kennen. Unzählige Verſuche der Gelehrten neuerer Zeit, die eigentliche Beſchaffenheit der griechiſchen Muſik zu ergründen, ja ſelbſt ihre muſicaliſche Inſtrumente wieder herzuſtellen, ſind vergeblich geweſen. In Abſicht auf die theatraliſche Muſik der Griechen, die ich ausdrücklich deswegen auch unterſucht habe, um zu erforſchen, ob ſie nicht ſchon eine unſrer neuen Art der Dramen gleichkommende Vorſtellung gehabt haben,

ſcheinen mir folgende Bemerkungen der Wahrheit nahe zu kommen:

In dem allererſten Zeitalter der Schauſpielkunſt iſt zu den Vorſtellungen weder Vocal- noch Inſtrumental-Muſik angewendt worden. Plutarch in ſeinem Buch über die Muſik, ſagt ausdrüklich: den älteſten Griechen ſey eine Muſik, die zu den theatraliſchen Vorſtellungen gebraucht werden könnte, gar nicht bekannt geweſen. Die ganze Muſikkunſt ſey allein zum Lob der Götter und zum Unterricht der Jugend gebraucht worden.

In der zweyten Periode beſtand die ganze Tragödie aus nichts anders, als feyrlichen Loblidern von einem ganzen Chor geſungen, mimiſch getanzt, und mit Inſtrumental-Muſik begleitet. Loblieder Dithyramben auf den Bachus, wie ſelbſt der Nahme Tragödie, oder Volksgeſang, beweißt. Der Geſang dieſer Lieder hatte, wie alle Geſänge der Griechen, dieſe drey Eigenſchaften, daß die Worte deutlich ausgeſprochen, die vorgeſchriebene Melodie beobachtet, und dabei die

Scanſion und der Tact, oder der Rhythmus gehalten wurde. Der Takt lag aber ſchon in dem Verſe ſelbſt.

Er war einſtimmig (Uniſono); aber die ſingenden Stimmen waren gemiſcht von Diſcant-Stimmen, Alt-, Tenor- und Baßſtimmen. Dieß iſt der erſte Grad der Hamonie. Wer einen gutgeſungenen einſtimmigen Choral in proteſtantiſchen Kirchen gehört hat; kann ſich einen Begriff von der Schönheit dieſes Geſanges machen, und von ſeiner auſſerordentlich groſſen Wirkung. Der Chor wurde mit Inſtrumenten begleitet und vorzüglich mit Blas-Inſtrumenten, auch Saiten-Inſtrumenten, die wir alle nimmer kennen. Aber dieſe Inſtrumental-Begleitung gieng gleichfalls einſtimmig mit, auſſer einem tiefen Blas-Inſtrument, das eine Art von General-Baß angab, wovon wir uns keinen Begriff machen können.

In der dritten Periode gewann die Tragödie eine ganz andere Geſtalt. Erſt ſtellte Theſpis eine ſpielende Perſon auf die Scene, welche eine

Fabel in Verſen, declamirte. So lange dieſe recitirte, ſchwieg der Chor. Die Fabel des Recitativs und der Chorgeſang hingen nicht im geringſten zuſammen. Dann brachte Aeſchylus die zwote, und Sophocles die dritte Perſon auf die Bühne, welche eine aneinanderhangende wichtige Handlung in Verſen declamirten. Die Tragödie erhielt fünf Abſchnitte, oder Aufzüge, die Materie des Chorgeſanges ward mit dem Innhalt der declamirten Fabel oder Geſchichte auf eine natürliche Weiſe verbunden, der Chor fiel nach jedem Abſchnitte mit ſeinem Geſang ein; und ſo erhielt das Trauerſpiel diejenige Form, welche noch izt für die vollkommenſte gehalten wird.

Die Vocal- und Inſtrumental-Muſik des Chors blieb auch in dieſer Periode die nehmliche. Aber die Recitation und Inſtrumental-Begleitung der nun eingeführten drey ſpielenden Perſonen war von einer ganz andern Art. Die gewöhnliche Recitation in den Dialogen hatte keine beſtimmte

Melo-

Melodie; der Schauſpieler begleitete ſich ſelbſt mit der Leyer oder Zither, und eine andre Perſon ſpielte den Baß dazu mit einer Flöte. Die Recitation des Schauſpielers ſelbſt aber, war eine durch die Accentuation über die Poeſie, durch den Rhythmus, und durch den muſikaliſchen Modus beſtimmte Declamation. Man vergleicht ſie gemeiniglich aber nicht ganz richtig mit dem Geſange unſrer Opern-Recitative. Es iſt auſſer Streit, daß die griechiſchen Dichter des Trauerſpiels, auch die Declamation componirt haben; bey den Römern war die Componir-Kunſt eine eigene Profeßion. In dieſen Recitativen nun kommen auch Monologen, Oden, oder Cantica vor, welche ganz anders geſungen wurden, als die gewöhnlichen Recitative. Dieſe Stellen, welche die Alten, Monologen oder Cantica nannten, um ſie von den Dialogen und Chören zu unterſcheiden, waren in einem Trauerſpiel die alleraffectreichſten. Sie wurden, nach einer von einem Künſtler in der Muſik verfertigten Melodie wie izt eine

Opern-Arie geſungen. Uebrigens aber war die Inſtrumental-Begleitung die nehmliche, wie bey der Recitation der Dialogen. Dies war der Zuſtand des Trauerſpiels, in Abſicht auf Declamation, Geſang und Inſtrumental-Begleitung, als es in ſeiner höchſten Würde war.

Es iſt nirgends eine Spur; daß die Griechen etwas unſrer neuen Art des Trauerſpiels, dem Duodrama, gleichkommendes gehabt hätten. Aber das Unglük hat gewollt; daß von mehr als tauſend griechiſchen Trauerſpielen, deren die Alten erwähnen, nur dreißig auf uns gekommen ſind. Von den römiſchen Tragödien ſind allein, die ſogenannten Senecaiſchen am Leben geblieben, und dieſen ſchon, ſieht man den Verfall der Tragiſchen Dichtkunſt an. Die Schauſpielkunſt mit der ſie begleitenden Tonkunſt kam von den Griechen zu den Römern, wie alle griechiſche Weisheit. Aber die Römer erreichten auch in dieſem Fache, in ihrer beſten Zeit, das iſt, in dem Zeitpunct vor der groſſen Staats-Revolution, ihre Lehrer und

Muſter nicht. Horaz in ſeiner Poetik war ſchon genöthigt, die Schauſpieldichter, die Schauſpieler und die Muſikanten wieder auf den Weg der griechiſchen Simplicität zu rufen. Er mußte die Regeln von den fünf Aufzügen, von der natürlichen Löſung des Knoten, von der Zahl der dialogirenden Perſonen, von den Pflichten des Chors und von der nothwendigen Verbindung deſſelben mit dem Innhalt des Drama wieder in das Gedächtnis bringen. Und an den Schauſpielern und Muſikern rügte er ſehr ernſtlich, die Ausgelaſſenheit in der Declamation und der begleitenden Muſik, die unanſtändige Bekleydung, die übereilte Recitation, die Vernachläſſigung des Numerus, und die ſchädliche Veränderungen, die an den Flas- und Saiten-Inſtrumenten vorgenommen worden waren. Es war ſicherlich ein Verfall des wahren Geſchmaks; daß ſchon zu Zeiten Auguſts, und noch eine gute Zeit vorher, die Declamation und die Saltation eines Schauſpiels unter zwo Perſonen getheilt wurde. Es iſt ſchwehr zu ber

greifen, wie das ohne Lachen angesehen werden konnte, wenn zwo Personen ein tragisches Stük von Blas-Instrumenten und Seiten-Instrumenten begleitet, so vorstellten; daß die eine in einem Pathetischen Ton declamirte ohne eine Hand zu rühren, und die andre die Gebehrden dazu machte, ohne ein Wort zu reden. Aber aus dieser Art des theatralischen Spiels, entstand noch eine andre, schädlichere Veränderung; das Spiel der Pantomimen, welche ein ganzes grosses Schauspiel, ohne zu reden oder zu recitiren, unter einer Instrumentalbegleitung, blos durch Gebehrden spielten. Die Römer wurden wie rasend auf diese Art von Schauspiel. Einer der ersten Pantomimen zu Augusts Zeiten, Pylades, spielte den rasenden Herkules, und die Zuschauer gaben ihm, unter dem Spiel, durch Zeichen zu erkennen; daß seine Gebehrden zu sehr übertrieben seyen: er nahm seine Maske ab und rief ihnen zu: Ihr Narren! ich stelle ja einen Menschen vor, der noch etwas närrischer ist, als Ihr! Von dieser Zeit an

hörten alle Verſuche auf, dem alten Schauſpiel, wie es von den Griechen auf die Römer kam, wieder aufzuhelfen, oder etwas Neues in der Vorſtellungsart zu erfinden. Man baute ungeheure Theater, und wandte ungeheure Summen auf die Vorſtellungen. Man künſtelte an den Menſchenſtimmen durch Medicamente und Caſtration, gab den Blas-Inſtrumenten mehrere Löcher und den Saiten-Inſtrumenten mehrere Saiten und machte ſie ſo groß, wie die Wagen, Carpentorum in Modum. Das war alles! Wie ſollte der wahre Geſchmak unter der drükendſten und ausgelaſſenſten Deſpoterey, wie ſollte er bey elenden Sclaven wieder aufleben? Sie verlangten gar nichts mehr, als Brod und die Circenſiſche Spiele, die Naumachien, die Menſchen- und Thier-Gefechte, die Bacchanalien und den Elephanten, der auf dem Saile tanzt. Die Trauerſpiele und Luſtſpiele lebten noch, aber in einem kränkelnden Zuſtande. Nur die Spiele der Pantomimen erhielten ſich bis zum Untergange des römiſchen

Reichs, weil ſie des Beyſtandes der ſchönen Wiſſenſchaften am wenigſten bedurften, und weil ſie den liederlichen Sitten der Römer am angemeſſenſten waren. Dies wird klar aus den häufigen Invectiven, die wir bey den Kirchenvätern über die Pantomimen finden. Tertullian hat zwar der noch zu ſeiner Zeit lebenden Tragödie auf eine ſonderbare Art gedacht, indem er ſagt: der Teufel hat die Tragödien auf den Cothurn erhoben, dieſer will den Herrn Chriſtus zum Lügner machen, der geſagt hat: Niemand kann ſeiner Länge eine Elle zuſezzen. Aber die andern alle waren hauptſächlich über die Tänzer oder Pantomimen entrüſtet, und dies nicht ohne gegründete Urſache. Auguſtin ſagt in einer Rede über den Cyprian: Noch nicht vor langer Zeit unterſtanden ſich die Tänzer, und zwar Chriſten, neben der Grabſtätte dieſes unſers heiligen Märtyrers, ihre liederliche Kunſt zu üben. Man ſang die ganze Nacht hindurch unheilige Geſänge, zu welchen die Gebehrden-Macher ſpielten.

Zu den Zeiten des Ammianus Marcellinus waren nicht weniger als dreytauſend Tänzerinnen in Rom, und eben ſo viele Perſonen, welche in den Chören ſpielten.

Ludwig Riccoboni behauptet es, und es iſt höchſt glaublich; daß die theatraliſchen Vorſtellungen, auch nach dieſem tödtlichen Verfalle der Römer, in Italien niemals ganz aufgehört haben, bis auf gegenwärtige Zeit. Er hat erwieſen; daß der Harlequin, der noch lebt, und noch lange leben wird, vom Kopf bis zu den Füſſen ausſieht und bekleidet iſt, wie ein Mimus der alten Römer. Erſt in der erſten Hälfte des ſechszehenden Jahrhunderts, nachdem die geiſtlichen Comödien und Tragödien vom Sündenfall bis auf die Paſſion und Himmelfahrt, lange genug gedaurt hatten, erhob das alte Trauerſpiel wieder ſein ehrwürdiges Haupt. In Italien, wo in dieſem Zeitpuncte die ſchönen Wiſſenſchafften alle wieder auflebten, erſchien die Sophoniſbe von Triſſino, und Roſmonda von Ruccelai. Meiſterſtüke, an

denen Riccoboni nichts auszuſetzen weißt, als dies, daß ſie zu ſclaviſch nach den alten griechiſchen Muſtern gebildet waren. In Spanien verfertigte Fernand Peres de Oliva zwey ſchöne Trauerſpiele, die Rache des Agamemnon, und Hecuba. Und in England war die erſte regelmäßige Tragödie, ein Werk von Thomas Sackville, nachmahligen Grafen von Dorſet. Das Trauerſpiel hieß anfänglich Ferrex und Porrex, aber er gab ihm nachmahls den Titel Gorboduc. Dorſet war in ſeiner Jugend der erſte Dichter und in ſeinen männlichen Jahren der gröſte Staatsmann ſeines Landes. Pope hat das Stük gelobt, und durch eine neue Ausgabe der Vergeſſenheit entriſſen; das iſt genug! Die Franzoſen kamen mit ihren regelmäſſigen Stüken beynahe ein ganzes Menſchenalter ſpähter. Corneille und, bald nach ihm, Racine, haben Trauerſpiele geliefert, die ſeit dieſer Zeit von keinem ihrer Nachfolger übertroffen worden ſind. Und wir Teutſchen — Nun! wir haben ungefähr ſeit fünfzig Jahren,

recht viele Tragödien, und darunter manche regelmäſſige und gute. Aber Leſſing iſt uns leyder geſtorben! Alle Tragödien bey allen dieſen Nationen wurden bisher von den Schauſpielern declamirt, ohne daß die Declamation auf irgend eine Weiſe durch Muſik unterſtüzt worden wäre. Und zwiſchen den Aufzügen wurden meiſtens ſolche Ballete oder Symfonien eingeſchoben; die, weit gefehlt, daß ſie die Wirkung des Drama verſtärkt hätten, vielmehr die von dem Schauſpieler erregte Empfindungen, wie mit einem Schwamm weggewiſcht haben. Zu Anfang des ſiebenzehenten Jahrhunderts kam diejenige Art von Trauerſpiel in Italien auf, die durchgehends von Muſik begleitet wird, die Oper. Sulzer hat in ſeiner Theorie der ſchönen Künſte dieſes ſchöne Ungeheuer treffend geſchildert, aber auch gezeigt, welch ein himmliſches Schauſpiel das werden könnte, wenn alle ſchönen Künſte, die ihm dienen, ihre Pflicht thun würden. Eine andre Art von Trauerſpiel iſt der pantomimiſch-tragiſche Tanz, durchaus

von Muſik begleitet. Die Ballete ſind ſchon alt, aber welch ein rührendes Drama das tragiſche Ballet ſeyn kan, hat unſer geweſener Ballet-Meiſter, der vortreffliche Noverre, in der Ausführung gezeigt und in ſeiner Tanzkunſt bewieſen. Das Duodrama iſt Rouſſeaus Erfindung, nicht älter als zwanzig Jahre. Und ſchon ſteht es auf dem Punct, von der comiſchen Oper gänzlich verdrungen zu werden. Ohne die mindeſte Prätenſion, den Strom des Geſchmaks leiten zu wollen, gebe ich hier meine Bemerkungen über dieſe Art des Trauerſpiels. Aber ich bin nicht geſonnen, in dieſer kurzen Abhandlung meinen Confratern über die Erwehlung des Stofs zu dieſer Art des Trauerſpiels, von Beobachtung der drey Einheiten, der Charaktere, der Sitten, der Leydenſchaften der tragiſchen Sprache, eine Anweiſung zu geben. Dieſes Drama iſt in Abſicht auf die poetiſche Bearbeitung von der gemeinen Tragödie in nichts unterſchieden, als in der geringern Anzahl der Perſonen. Es iſt natürlich, daß bey

dieſer Einrichtung Monologen nicht zu vermeyden ſind. Die Alten hieſſen den Monolog eigentlich Monoproſopon. Er iſt häufig ſowohl bey jenen, als bey uns zu finden. Er iſt ſchwehr zu erfinden und ſchwehr auszuführen; daß er nicht unnatürlich, oder unwahrſcheinlich werde. Hieran hab' ich alſo die Dichter unſers Drama erinnern wollen. Dieſes Drama nähert ſich wieder der edlen Einfalt der griechiſchen und römiſchen Trauerſpiele in Abſicht auf die Einfachheit der vorzuſtellenden Geſchichte oder Fabel. Die Alten, ſowohl Griechen, als Römer waren keine Freunde der Epiſoden und Verwiklungen. Die Fabeln ihrer Schauſpiele waren kurz, und die Zahl ihrer Perſonen ſehr klein. Viele ihrer Aufzüge ſind offt nicht einmahl ſo lang, als einer unſrer Auftritte in den neuen Trauerſpielen. Sie ſtellen von der Geſchichte nur gerade ſo viel vor, als zu Einer ganzen merkwürdigen Handlung nöthig iſt. Aber ſie waren Männer, die ihrer Kunſt gewiß waren, vermittelſt des wahren Aus-

druks der Empfindungen über die Herzen der Zuhörer zu herrſchen, und ihre Aufmerkſamkeit nicht einen Augenblik müſſig zu laſſen. Wer hat uns befohlen, fragt Leſſing in ſeiner Beurtheilung des Thyeſts von Seneca, wer hat uns befohlen, in jedem Aufzuge ſo eine Menge Scenen zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſrer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häuffen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung und vergeſſen, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Ein andrer groſſer Dramaturge ſagt: In einem vollkommenen Drama muß nicht nur ſchlechterdings eine einzige Handlung ſeyn; ſondern auch ſo gar die kleinen Epiſodiſchen Handlungen, wenn ſie gleich mit der Haupthandlung wohl zuſammenhangen, thun dem Ganzen ſchon merklichen Schaden. Die vollkommenſten Werke ſind unſtreitig die, bey denen die Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zum Ende, ohne alle Zerſtreuung auf einen einzigen Gegenſtand gerichtet bleibt. Darinn haben die

Trauerſpiele der Alten einen offenbaren Vorzug vor den Werken der Neuern. Mit unverwandtem Auge ſieht man durch das ganze Stük denſelben Gegenſtand, von dem die Aufmerkſamkeit nicht einen Augenblik abgezogen wird.

Mit dieſer Einfachheit der Handlung, welche dieſer Art von Dramen nothwendig eigen iſt, verbindet ſich die mäſſige Dauer der Vorſtellung. Man ſagt, die Chineſen haben Schauſpiele, die einen ganzen Tag lang währen. Wenn dies ſo zu verſtehen iſt; daß die Vorſtellung eines einzigen Stüks ſo viele Zeit erfordert; ſo iſts Barbarey. Ich bin in Opern geweſen, welche mit den Balleten und mit den unter einem oft wiederholten Marſch auf der Scene erſchienenen Aufzügen von Menſchen und Thieren, Hofleuten und Sclaven, vier bis fünf Stunden lang gedaurt haben. Caligula und Nero, der leztere beſonders, wenn er ſelbſt ſang und agirte, lieſſen die Theater verſchlüſſen und mit Wache beſezen, daß keine Seele hinausgehen konnte, bis das Stük zu Ende war. Suetonius

versichert uns: daß einige Weiber in den Spektakeln Kinder gebohren und viele sich gestellt haben, als wenn sie plözlich gestorben wären, nur damit sie als Todte hinausgetragen würden. Es ist einerley Barbarey, ob uns ein Tyrann, oder ein Poet, oder ein BalletMeister so lange ins Theater einkerkert; bis es zu Kindesschmerzen, oder zum Wunsch kömmt, so weit als möglich, weg zu seyn. Der Mann von Geschäfften muß die Zeit seiner Erhohlung rauben, und der Geschäftlose sucht mehr als nur Ein Vergnügen und fliegt von dem einen zum andern. Die Franzosen geben dem Lustspiele zweytausend und dem Trauerspiele bis achtzehenhundert Verse; der griechische Trauerspiel-Dichter nur fünfzehn bis sechszehenhundert. Und über das, sind die von den Griechischen Dichtern in ihren Tragödien gebrauchte Lyrische Versarten meistens, und offt um die Hälfte kürzer, als die von den Französischen Dichtern durchgängig angenommene höchst langweilige Alexandrinische Versart. Wenn ein wohl-

gearbeitetes Duodram, mit einem guten tragiſchen Ballet verbunden würde, das die, durch das Trauerſpiel in den Zuhörern erregten Empfindungen nicht zerſtörte: ſo würde ein ſolches Schauſpiel nicht ganz zwo Stunden dauren. Und dies iſt gerade dasjenige Zeit-Maas, das die beſten Dramaturgen der Währung des Trauerſpiels gegeben haben.

Meine dritte Bemerkung betrifft das Mechaniſche des Ausdruks bey dieſer Art von Trauerſpiel. Die wenige Duodramen, die wir izt noch haben, ſind alle in ungebundener Schreibart verfaßt. Wenn ſich dieſe Gattung von Schauſpielen erhalten ſollte — und ſie müſte ſich erhalten, wenn wir nur mehrere Bendas hätten — ſo wäre zu wünſchen; daß die Dichter zugleich auch dieſe ungebundene Art des Vortrags beybehielten. Ich unterfange mich nicht, den groſſen Streit zu richten: obs nicht beſſer wär; wenn ſowohl Luſtſpiele als Trauerſpiele in ungebundener Rede verfertigt würden? Nach meinen geringen Einſichten, und nach meinen Empfindungen von Wahrheit,

des Ausdruks und der theatralischen Vorſtellung, würde ich aus beyden Dramen den gereimten Vers auf ewig verbannen. Nur allein in der comiſchen Oper würde ich dem luſtigen Schuſter, dem Töpfer, dem Gärtnermäd'gen, den Elmiren und Zemiren allen, ihre gereimte Lied'gen laſſen. Die ſchnakiſchen, freundlichen, lachenden Lieder'gen ſind hier an ihrem rechten Ort, und die Klopper der Reime verſtärkt das Comiſche der Romanze und des Lieds. Selbſt der Arie der ernſthaften Oper würde ich nichts, als ein lyriſches Sylbenmaas laſſen. Aber was kann unnatürlicher ſeyn, als ein Dialog in gereimten Verſen? Wer kann ſich vorſtellen, daß ein Menſch im Stande iſt, in einer geſchwinden theatraliſchen Unterredung nicht nur auf eine witzige Antwort, ſondern auch auf einen reinen wohlklingenden Reim zu denken? oder wer kann ſich einbilden, daß alle Perſonen des Schauſpiels vom König und Helden herab, bis auf den Harlequin und das Cammermäd'gen lauter Improviſatoren ſind? Das Schauſpiel iſt eine

Nach-

Nachahmung der Natur und der schlechteste Commödiant von einer ambulirenden Truppe weißt das unverletzliche Gesetz; daß er in der Recitation eines gereimten Stüks den Reim verstekken und so reden muß, wie die Person, die er vorstellt, ausser dem Theater reden würde. Wozu nun also der Klingklang, wenn er versteckt werden muß? Hienächst verweise ich um der unausstehlichen Monotonie willen, die noch schlechtere Wirkung thut, als kein Reim, den Alexandriner gänzlich von der Bühne. Die Franzosen, und wir Teutschen, als Nachahmer derselben, haben in unsern Werken fürs Theater uns dieser Versart vorzüglich bedient. Wir haben endlich gefunden; daß dieses Sylbenmaas zu theuerst im Lehrgedichte, das nur gelesen wird, äusserst langweilig und ermüdend ist. Aus diesem unläugbaren Grunde ist es geschehen; daß wir dem Epischen Ge cht. den Herameter gegeben, und in neuern Zeiten Versuche gemacht haben, dem dramatischen Gedichte die Jamben wieder zu geben. Ob nun schon die

Alten, Griechen und Römer, ihre dramatiſche Gedichte, bey nahem alle, in Jamben geſchrieben haben; obſchon dieſes Sylbenmaas der gemeinen ungebundnen Rede ſehr nahe kömmt; obſchon die teutſche Jamben eben ſo wohlklingend ſind, als die Griechiſchen und Römiſchen immer; und obſchon endlich der jambiſche Vers, von einem, bis auf ſechs Füſſe haben, mithin dieſe Mannigfaltigkeit, die in Einem einzigen Gedichte gebraucht wird, und die Euripides öfters gebraucht hat, alle auch hier zu beſorgende Monotonie verhindern kann: ſo möchte ich dennoch auch dieſer Versart bey den Dramatiſchen Gedichten nicht das Wort reden. Jeder Vers, der auf dem Theater recitirt wird, iſt unnatürlich. Ich frage jeden Dichter auf ſein Gewiſſen; ob er ſich getraute, in ſchröklichen Situationen, wie zum Exempel, die des raſenden Herkules oder Thoeſis ſind, nur einen einzigen Vers, oder in weniger ſchröklichen Gemühts-Faſſungen nur halb ſo ſchöne und wohlklingende Jamben, als die des Euripides und So-

neca ſind, zu verfertigen? Nun ſind die Perſonen des Trauerſpiels Könige, Helden und andre vornehme Menſchen, aber keine Poeten. Mithin hat der Zuhörer bey der Vorſtellung des Drama in Verſen, die zwo Unwahrheiten zu verdauen, einmahl; daß ein Menſch im Stande iſt, mitten in dem allerheftigſten Affecte des Zorns, der Raſerey, der Verzweiflung, recht ſchöne Verſe zu machen; ſodenn; daß alle Perſonen, die auf die Bühne kommen, gute Poeten ſind. Und in der Oper kömmt noch die dritte Unwahrheit hinzu; daß die Könige und Helden auch ſehr delikate Muſiker ſind, und zwar um kein Haar ſchlechter, als die Mazanti und Farinelli. Ueber dieſe Sache hat Cicero in ſeinen Tuſculaniſchen Fragen eine äuſſerſt ſpöttiſche Anmerkung gemacht, die ich hier noch anführen will. Eine Stelle aus einem Trauerſpiele, worinn der Schatten des Polydorus, welcher in der Tragödie auftritt, um die Begräbnis ſeines Körpers bittet; damit die Martern, die er deswegen ausſtehen müſſe, end-

lich aufhören, gibt ihm Gelegenheit zu dem satyrischen Einfalle: Ich verstehe das nicht, was dieser Schatten fürchtet, oder was für Martern er auszustehen hat, da er so vortrefliche dramatische Verse recitiren, und von der Flöte begleitet, absingen kan. Die Wahrheit ligt, wie allenthalben auch hier in der Mitte. Das Trauerspiel leydet keinen Reim, keinen Zwang des Sylbenmaaßes, keinen oder nur wenig Wiz in Bildern und Gleichnissen, und keinen Bombast. Seine Sprache ist die Sprache der Natur, nach dem Character der handelnden Person gestimmt, einfältig, edel, lebhaft hinreissend, und was das Mechanische des Ausdruks anbelangt, an einen gewissen Numerus gebunden, der das Mittel hält zwischen der gebundnen und ungebundnen Rede, und der auch im gemeinen Leben den vornehmen, weisen und edeln Mann vom Volk unterscheidet.

Der vierte Vorzug des Duodrama ist der; daß es von Musik begleitet wird. Ich sage izt noch

nichts von der Art der musicalischen Begleitung, die diesem Drama eigen gemacht worden ist, sondern überhaupt von dem äusserst wirksamen Beystande dieser herrlichen Kunst, bey den theatralischen, besonders tragischen Vorstellungen. Nach demjenigen, was ich oben von dem Trauerspiel der Griechen und Römer gesagt habe, kam dasselbe unsrer Oper viel näher, als unsrer gemeinen Tragödie, weil die Musik niemals schwieg, sondern den Dialog, die Cantica und die Chöre beständig begleitete. Da nun diese Form des Trauerspiels einmal allgemein angenommen und gebilliget war; so ist es kein Wunder; daß Aristoteles, nachdem er von der Fabel, den Sitten, der Schreibart, den Sittensprüchen, dem Apparat der Bühne, die nöthigen Regeln gegeben; von der Melopöie als einem gleichfalls wesentlichen Hauptstük der Tragödie handelt. Dieser grosse Philosoph sagt ausdrüklich; durch die Musik und den Apparat des Theaters, wird das Vergnügen, das uns die Tragödie gewähret, auf das stärkste vermehret, und er sezt hinzu: die

äusserlichen Verzierungen der Vorstellung machen zwar wirklich einen sehr grossen Eindruk auf die Zuhörer, allein es wird nicht so viele Kunst dazu erfordert, als zur Melopäie. Diese allein thut die allergrößte Wirkung unter den sechs Hauptstüken, die ich der Tragödie gegeben habe. Von dieser herzlenkenden Kraft der Musik, sowohl in den theatralischen Vorstellungen, als auch bey öffentlichen und Privat-Feyrlichkeiten, wobey die Absicht war, die Menschen in eine gewisse Gemühts-Stimmung zu sezzen, oder sie darinn zu erhalten, waren nicht nur alle griechische Weisen, sondern auch dieses ganze herrliche, in den Empfindungen jedes Schönen so geübte, Volk überzeugt. Die Sorge für die Erhaltung einer natürlichen edeln, den Character des Volks nicht verderbenden Musik war eben so sehr eine Staats-Angelegenheit, als jede andre Sorge für die Ruhe, Sicherheit und Gesundheit des Volks. Musik begleitete das öffentliche Lob der Götter, die Opfer, die öffentliche Feste des Volkes, die

Triumf-Aufzüge, die Hochzeitliche Feste, die Trauer-Feyrlichkeiten, die Mahlzeiten, den Angriff im Kriege, und hauptsächlich alle Arten von Spectakel. Es sey mir hier erlaubt ein Beyspiel anzuführen, wie dieses Volk die Krafft der Musik gekannt, und auf die Anwendung zur Bewegung der Menschen raffinirt hat. Theon, ein grosser Mahler, hatte einen Krieger in der Stellung gemahlt als ob er eben auf seinen Feind losgehen wollte. Er machte dem Volke kund, daß er an einem gewissen Tage, auf einem öffentlichen Plaze, seine Mahlerey zur öffentlichen Beurtheilung aussezen wollte. Er bestellte einen Chor von Flötenspielern auf den Plaz, und als das Volk versammelt war, befahl er demselben den gewöhnlichen Schlachtgesang, der in dem Krieg bey dem Angriff des Feindes gebraucht wurde, mit aller Stärke zu blasen. Alsdann erst nahm er von seinem Gemählde, das bisdaher verdekt war, die Deke weg. Und das Volk erstaunte bey dem Anblik des Kriegers. Es ist ganz

unbegreiflich, wie einige Commentatoren über die Dichtkunſt des Ariſtoteles, nicht begreifen wollten oder konnten; wie es gekommen; daß derſelbe die Muſik als ein weſentliches Stük der Tragödie habe anſehen können. Dieſe Empfindungsloſen Scholienkrämer wollen uns weis machen; daß, wenn irgend etwas in der Welt ſey, das ſich zu einer tragiſchen Handlung nicht ſchike, ja ihr ganz zuwider ſey, die Muſik ganz ſicher von dieſer Art ſey, und daß die auſſerordentliche Vorliebe der Griechen zu dieſer Kunſt mit nichts, als ihrem natürlichen Hange zu Tanz und Muſik, welcher durch die Auferziehung unüberwindlich geworden, entſchuldiget werden könne. Was kann man zu ſolchen Grundloſen Urtheilen anders ſagen; als daß man ſich auf die gerade entgegengeſezte Urtheile aller Weiſen von Plato an bis auf Rouſſeau, welche der Kraft der Muſik in ihren Schrifften gedacht haben, und auf die gegenſeitige tauſendfältige Erfahrungen aller Zeiten und aller Nationen, ſelbſt der Wilden, beruffe, krafft

deren es unläugbar wahr iſt; daß die Muſik phyſikaliſch in die Nerven und das Blut des Hörers wirkt, in das innerſte der Seelen dringt, Freude und Traurigkeit und Muht erregt bis zur Ausgelaſſenheit, Verzweiflung und Raſerey, den Sturm der Leidenſchaften beſchwört, zum Schlaf einladet, und ſelbſt Fieber und Wahnwiz beſänftiget. Ihr kömmt keine Menſchenkunſt bey, in Abſicht auf ſchnelle, ſichere, und allgemeine Wirkung in das menſchliche Herz. Es iſt nichts ſo nahe verwandt mit unſern Seelen, ſagt Cicero; als die Muſik; ſie belebt, ſie entzündet uns, ſie beſänftiget uns und wiegt uns ein zur Ruhe und ihre Macht iſt gleich ſtark zur Freude und zur Traurigkeit. Nach allem dieſem wird es wohl unnöthig ſeyn, die Unachtſamkeit jener antimuſicaliſchen Gelehrten zu rügen: daß die Griechen unter die Muſik, die Rhythmopöie, die Melopöie, die Kunſt die Inſtrumente zu ſpielen, die VocalMuſik, die Eurhythmie, oder die Kunſt der Minen und Gebehrden, ja ſelbſt die Poetik be-

griffen haben. Genug hievon! Wenn die Herrn gesagt hätten: diese Kunst hat ihre Schranken; sie kan sich nicht bestimmt ausdrüken, wie die gemeine Rede, sie kan nicht dialogiren, die beste Melodie des Gesangs kan das nicht, was der natürliche Vortrag kan, ihre Anmuht und Gefälligkeit, die man nicht von ihr trennen kan, streitet gar offt mit der Wildheit der vorzustellenden Situationen; so hätten sie etwas gesagt, dem schwehr zu widersprechen gewesen wäre. Unten werde ich hievon zu reden Gelegenheit haben. Ich merke hier nur noch an: Wenn die beste Instrumental-Musik im Stande wäre, eine Folge oder Reyhe von Begebenheiten, oder daraus entspringenden Leydenschafften bestimmt auszudrüken und darzustellen; so würde es der menschliche Wiz versucht haben, ein ganzes musicalisches Drama, ohne redende, singende, oder Gebehrden-machende Schauspieler, aufzuführen. Man hat in diesen unsern Zeiten versucht, mit der Musik zu mahlen und zu beschreiben, Sonnenschein und

Donnerwetter, die Folge von den Jahrszeiten, und dergleichen, aber dies sind Kindereyen, die offenbahrlich unter aller musicalischer Kritik sind.

Ich komme auf den fünften Punkt, der hauptsächlich diese Art des Schauspiels vor andern auszeichnet. Da bey der Vorstellung dieses Drama, die Instrumental-Musik zwischen die Recitation oder Declamation so hineingewebt ist, daß sie einander niemals oder sehr selten begleiten, wie in der Oper, sondern jede Kunst, für sich allein, alle ihre Krafft anwendet, ein Theatralisches Ganze herborzubringen: so will ich hier von den Vorzügen dieser Art der Instrumental-Begleitung, die nach Intervallen geschieht, meine Bemerkungen geben, und was die Deklamation dabey gewinnt, in den folgenden Punkten zeigen. Plutarch sagt von dem Schäffer Marsyas; daß er nicht deswegen gestrafft worden; daß er den Apoll zu einem musicalischen Zweykampf herausgefordert habe; sondern deswegen; weil er den Stolz gehabt habe, mit seiner Flöte allein, einen

Wettgesang einzugehen, da doch Apoll zugleich sang und sich mit der Leyer begleitete. Der Gott gewann mit seinem begleiteten Gesang, und zog, zum Zeichen seines Sieges, dem armen Soloblaser die Haut lebendig ab. Aber Ovid versichert uns; daß alle Faunen und ihre Brüder, die Satyren, und die Nymphen alle, und sein Lehrling, der Poete Olympus, vom Sieg Apolls nicht überzeugt gewesen sind, indem sie so viel Thränen um den Flötenspieler vergossen; daß davon ein starker Strohm entstanden ist, dem sie den Nahmen Marsyas gegeben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen; daß die Vocal-Musik überhaupt, oder verständliche Worte in einer angemessenen Melodie, von einem oder mehreren, zum Ausdruk des in dem Singstük herrschenden Affects gehörigen und wohlgewählten Instrumenten begleitet, und mit einer schönen Stimme gesungen, wirksamer ist, als jede Musik, die blos aus unarticulirten Tönen besteht. Aber eine Musik von Menschenstimmen, die keine Worte,

ſondern nur ſolche unarticulirte Töne angibt, wie die Inſtrumental-Muſik, iſt, wie wir an einer ambulirenden Truppe ſolmiſirender Juden gehört haben, weit unkräftiger, als dieſe; weil wir von einer Menſchen-Stimme Worte erwarten. Jede Muſik iſt nur in ſo ferne gut und wirkſam, als ſie characteriſtiſch iſt. Sie kan mit, und ohne Worte, die Sprache der Empfindungen und Leidenſchaften ſprechen. Thut ſie dies nicht; ſo iſt ſie allemahl ein elendes Gewäſche, das Geſchwäz mag nun geſungen oder geſpiſſen ſeyn. Wir haben eine erſtaunende Menge von Symfonien, Ouvertüren, Concerten, Trios, Quadros und Sonaten, denen man es anſieht und anhört, daß ihr Componiſte an nichts gedacht hat, als ſeine Kunſt auszukramen, und, wenns gut geht, ein angenehmes Geräuſch zu machen — Doch! das iſt ſchon oft umſonſt geſagt worden, und wird denenjenigen Tonſezern, die keine Dichter ſind, und keine Seele haben, die ſingt; noch oft umſonſt geſagt werden. Zween groſſe Mei-

ſter in der Kunſt, Gluk und Sarti, haben uns, ſeit zwanzig und mehr Jahren, in vielen theatraliſchen und auſſertheatraliſchen Werken gezeigt, was eine Muſik vermag, die einen beſtimmten Character hat. Dieſen nemlichen Weg der Natur iſt der dritte vortrefliche Tonſezer, Benda, in ſeinen beyden Duodramen gegangen. Er theilt die Ehre, mit den Dichtern dieſer neuen Art von Trauerſpiel, ihr Schöpfer zu ſeyn. Und die Ehre iſt um ſo gröſſer, als dieſe erſten Verſuche Meiſterſtüke ſind, an deren Erreichung ſchon treliche Tonſezer ſo verzweifelt haben; daß, wenn dieſe Gattung von Trauerſpiel wieder untergehen ſollte, dieſe Kleinmühtigkeit der Componiſten, nebſt dem ewig wandelbaren und unnatürlichen Geſchmake der meiſten Menſchen, die zwote Urſache ihres Untergangs ſeyn wird. Faſſen Sie Muht, meine Herrn! Die Muſik hat noch Millionen von Tönen und harmoniſchen Folgen von Tönen, die noch von keiner Stimme angegeben, auf keiner Violine gegriffen, und von keiner Hoboe geſungen worden ſind. Alle diejenige Mittel und Vor-

theile, die einem Tonſezer gegeben ſind, jeder Muſik Krafft und Ausdruk zu geben, daß ſie den Weg zu unſerm Herzen finden kann, ſind noch nicht verbraucht; und der Componiſte unſers Drama hat ſie vorzüglich nöthig, aber auch in ſeiner Gewalt. Ich verſtehe leyder von der groſſen Kunſt nur ſo viel, als mir mein Ohr ſagt, und in Abſicht auf die ausübende Kunſt nicht mehr, als ich zum Hausbrauch nöthig habe. Noch unterfange ich mich — aber mit gehörigem Reſpect eines Layen für den Gelehrten — etwas von Bendas Meiſterſtüken zu ſagen, mit welcher Aufmerkſamkeit derſelbe alle Componiſten-Vortheile zu einer dramatiſchen Muſik angewandt hat, und daraus wird erhellen, wie dieſe Art von Compoſition ihre ganz eigene Mittel und Vortheile hat, neben den gewöhnlichen.

Erſtlich hat ein Tonſezer der Muſik zu dieſem Drama, ſo wenig als der Opern-Componiſte nöthig, ſich anderer Mittel zu bedienen, um ſich in die erforderliche Empfindung zu ſezen, und ſich

durch das ganze Werk im Feuer zu erhalten, als das Studium des poetischen Werks, das er durch seine Musik beleben, und verstärken will. Der Tonsezer einer Symphonie, einer Sonate, die dem Hörer ans Herz reden soll, muß vermittelst Anstrengung seiner Einbildungskrafft, durch Vorstellungen eines fröhlichen, traurigen, Zorn und Verzweiflung wirkenden Falls, sich in den Enthusiasmus sezen, der zu seiner Arbeit nöthig ist. Er muß Poet und Musiker, er muß zweymal Schöpfer werden. Bey unserm Drama findet er die erste Arbeit schon geschehen. Und hat der Poet sein Amt mit Verstand und Feuer gethan: so folgt ihm nun der Tonsezer von Scene zu Scene, von einer Leydenschafft zur andern, bemerkt die Charactere der Personen, die Uebergänge von einer Leydenschafft in die andre, überläßt sich dann seiner mahlenden Einbildungskrafft, seinem fühlenden Herzen, seiner Kenntnis der wirksamsten leydenschafftlichen Töne, und seinem ordnenden Verstande. Dann wird Poesie und

Musik

Musik das Drama ein einziges Ganze, das mit unwiderstehlicher Zauberkrafft sich aller Hörer bemächtiget. Ob Benda in seinen beyden herrlichen Dramen Ariadne und Medea, seine Poeten auf diese Weise studirt, und sie im Ausdruk der Leydenschafften, wo nicht in einigen Situationen übertroffen, doch gewißlich ihnen gleichgekommen ist, darüber beruffe ich mich auf jedes Ohr, auf jedes Herz, das ihn gehört hat.

Zweytens hat dieser grosse Meister seinen beyden Dramen einen musicalischen Prolog gegeben, der sich dadurch empfielt; daß er nicht nur eine feyrliche Einleitung zu der Vorstellung des Drama, oder eine Ouvertüre; sondern eine wahre, charakteristische Vorbereitung zu der folgenden Musik und Recitation, mithin ein Theil des Ganzen ist. Da diese Form der Ouvertüre gleichfalls neu ist, wie die musicalische Behandlung unsers Drama selbst, so will ich ihr, nach Sulzers Anweisung in seiner Theorie der schönen Künste, den neuen Nahmen, Introduction geben, weil sie es wirk-

lich ist. Bey der Ariadne besteht das ganze Stük nach den zween ersten Tacten voll feyrlichen Ernst, aus zween auseinander verbundenen Sätzen. Die eine dieser zween musicalischen Propositionen ist die äusserst zärtliche Klage der betrogenen Liebe und die zwote der Ausdruk der Rache und Verzweiflung. Diese beyden Säze, nach den Regeln der Harmonie begleitet und ausgeführt, machen diese meisterhafte Vorrede aus, und es liegt nur an des Hörers Ohr oder Herzen, wenn er nach einem guten Vortrag derselben, Ariadnen nicht schon jammern und verzweifeln sieht. Die Introduction zur Medea besteht aus einem Allegro, einem Andante und dann noch einem Allegro. Ihr Ton ist durchgängig tragisch und characteristisch. Der Unisonus des ersten Stüks, in meist punctirten Noten, spricht Zorn, der Tact und die Bewegung des Andante einige Reste von Gefühl. Aber das dritte Stük verkündigt die mächtige Unholdin, die herabfährt, Mann und Kin-

dée zu erwürgen, dergleichen characteriſtiſche Präludien von der Vorſtellung der Tragödie haben ſchon die Römer gehabt. Es wird dies aus einer Stelle des Cicero in ſeinen academiſchen Quäſtionen klar. Er ſagt: diejenige, die ein geübtes Ohr hätten, verſtünden ſchon aus dem Präludium des Flötenſpielers, aus dem erſten Anblaſen ſeiner Flöte, was für ein Trauerſpiel gegeben werde, ſie wüßten es genau zu ſagen; ob Antiope oder Andromache geſpielt werde.

Ich komme nun drittens auf die muſicaliſchen Einſchnitte und Intervalle zwiſchen der Declamation ſelbſt, und finde in Abſicht auf die muſicaliſche Bearbeitung derſelben folgende General-Regeln gegründet und von Benda wirklich angewandt.

1. Da die, zwiſchen die Declamation eingeſchaltete, Muſik von Inſtrumenten, entweder auf die unmittelbar nachfolgende Worte vorbereitet, oder, nach der Declamation, dem Sinn des geſagten und den darinn liegenden Affect weiter

ausführt und zugleich wieder auf die nächstfolgende Declamirung vorbereitet, so wird sie eine Periode der ganzen dramatischen Rede, wodurch Sinn und Ausdruk verstärkt wird. Dieser musicalische Abschnitt verhält sich zu der Declamation, wie sich das Ritornell zu einer OpernArie, oder wenn man lieber will, wie sich die Introductionen und Einschnitte der Instrumental-Musik, währendem Pausiren des Sängers, zu den darauf folgenden Recitirungen verhalten. Es folgt hieraus; daß eine solche musicalische Präparation, sie mag nun melodisch oder harmonisch seyn, keinen Ton hören lassen darf, der dem Ausdruk der Worte, zwischen welchen sie liegt, zuwider wäre. Es ist nicht in des Schauspielers Macht, einen solchen Fehler des Tonsezers durch die Declamation wieder gut zu machen. Kein Garrik würd' im Stande seyn, zu einer blos rauschenden monotonischen charakterlosen Musik eine bedeutende Declamation zu finden, oder nach einem Gassenhauer, der gegeigt oder gebla-

en worden, dem Hörer nur einen einzigen Seufzer abzulokken. Benda hat, in seinen beyden Dramen, der Muſik durchgängig die nöthige Energie gegeben, die die verſchiedene Situationen erforderten. Und ich habe ein paar Opern-Scenen von Sarti vor mir, worinn die Introductionen zu Recitativen und die inſtrumental-muſicaliſchen Einſchnitte im höchſten tragiſchen Styl bearbeitet ſind.

2. Dieſe muſicaliſchen Einſchnitte und Ritornelle ſind entweder melodiſch oder harmoniſch ausgeführt. Benda und Sarti haben ſich in dergleichen Stüken meiſtens der Melodie, die von der Harmonie unterſtüzt wird, bedient. Die bloſſe Harmonie wandten ſie nur da an, wo der Affect aufs höchſte ſtieg, und wo das Feuer der Declamation, keine lange Pauſe in der Rede geſtattete. In ſolchen Situationen brachten ſie zwiſchen die Declamation ein paar in das innerſte der Seele dringende Accorde. So iſt, zum Beyſpiel, in der Ariadne, die Situa-

tion des Theſeus behandelt, da er ſich von Ariadnen wirklich losreißt. Zwiſchen den Worten: Götter! ſie kommen ſelbſt die Unerbittlichen — ſie winken, ſie drohen — Ha! noch einen Augenblik, und Ariadne wird ihrer Wuht geopfert — Ariadne, meine Ariadne! — ſind nur einige Accorde eingeſchaltet, welche vermittelſt des diſſonirenden, das in ihnen ligt, zur Stimme der Verzweiflung werden. So ſind die drey Accorde über die Worte der Ariadne: Ach! nicht die langſame Todesangſt, nicht dieſen unaufhörlichen Tod — Welch einen tiefſizenden Schmerzen geben ſie an, beſonders da ſie auf einen melodiſchen Einſchnitt folgen, der mehr ein jammerndes Geſchrey, als eine Melodie iſt. Und eben ſo herzbewegend, aber auch ſchröklich wirkſam, ſind die wenige Worte der Ariadne: Wohin, wohin entflich ich — hier iſt Tod — neben mir, unter mir, über mir Tod — wer rettet mich? weh mir! — nur von einigen Accorden unterbrochen. Und von dieſer Art iſt in der Medea der Ein-

schluß, Jasons Angedenken von der Erde zu vertilgen, ganz melodielos! und durch die Harmonie fürchterlich.

3. Bey unsrer zusammengesezten Musik ist nach und nach der einfache Gesang, der mit vielen Stimmen im Einklang geht, das ist, die vollkommenste Harmonie, beynahe gänzlich verlohren gegangen. Wir brauchen nur den Unisonus in vielstimmigen Stükken, mit kurzen Passagien, zu einem feyrlichen Eingang, zu Erregung irgend einer mächtigen Leydenschafft, zum Uebergang aus einem ruhigern in einen gewaltsamern Affect und zur Abwechslung und Mannigfaltigkeit des Ganzen. Wir bedienen uns desselben hauptsächlich in den Symfonien, als einer starken Schattirung, wie die Schattirung des Forte und Piano und des Crescendo ist. Benda hat einige Unisonische Einschnitte in unsern beyden Dramen in solchen Stellen angebracht, wo Furcht und Angst im höchsten Grade geschildert werden mußte. Unter einem solchen Unisono, und der darauf

folgenden kräftigen Baß-Melodie staunt die arme Ariadne die schröckliche Gegend an, in welcher sie verlassen wird. Alles ist hier wild, fürchterlich — das Meer tobt, will den Felsen verdrängen — schröklich beugt sich der Fels, droht umzustürzen — und der Löwe brüllt um sie her. Unter einem solchen Einklang der Musik sieht sie den Aufenthalt der Furien, schreitet an dem Ufer des Cocerts, hört das Geheul der Eumenihen und sieht den Theseus unter ihnen. Dann wird schwarz und fürchterlich das Meer, der Donner hallt vom Felsen nieder, der Himmel öffnet sich, sie fällt auf ihre Knie, und bittet die Götter um Gnade!

Doch die Beyspiele dieser Art könnten aus allen Werken der Tonsezzer, Arien, Ducten, Terzetten, Symphonien, Concerten, Sonaten häufig angeführt werden. Die mächtige Wirkung dieser Unisonischen Einschnitte kann nicht geläugnet werden, und die Meister der Kunst kennen diese Kraft ganz gut, sonst würden sie sie nicht anwenden. Wenn nun dem gewißlich so ist; so

entſtehen natürlicherweiſe folgende Fragen, die der Aufmerkſamkeit eines jeden Tonſezers, nicht nur des Schöpfers unſers Drama wehrt ſind:

Warum bedienen ſich die Tonſezer des Uniſono meiſtens nur zum Ausdruk wilder Leydenſchafften? Sollte eine Melodie, im Einklang, keine Stimme haben, eine ſanfte Situation der Seele zu ſchildern? Warum kam dem Meiſter der Kunſt der Gedanke niemals, ein ganzes Stük Uniſono zu geben, und ſich darinn der harmoniſchen Einſchnitte ſo zu bedienen, wie ſie ſich bis daher in den melodiſch-harmoniſchen Stüken, der Einſchaltung einer Uniſoniſchen Periode bedient haben? Sollte wohl das weſentlichſte der Muſik, die Melodie und der Rhythmus, von vielen und vielerley Stimmen pünctlich im Einklang angegeben, durch die allererſte Art der Harmonie, durch dieſe Ur-Conſonanz, etwas an Ausdruk verlieren? Und, wenn wir von dem Grundſaz ausgehen; daß jede Muſik, ſie ſey Vocal- oder Inſtrumental-Muſik nichts anders iſt, als eine

künſtliche Rede, ſolte wohl eine harmoniſche Muſik natürlicher ſeyn, als eine melodiſch-Uniſoniſche? Eine Geſellſchafft von Menſchen, die zu gleicher Zeit in den Affect der Fröhlichkeit oder Traurigkeit geſezt wird, wenn ſie geſittet iſt, wird Ihre Gemühtsfaſſung beynahe in einerley Ton äuſſern; und es wird kein Unterſchied unter allen zu bemerken ſeyn, als den die Verſchiedenheit der Stimmen verurſacht. Aber eine Geſellſchafft in gleicher Gemühtsverfaſſung, wovon der eine im Baß drommelt, indem der andre in den höchſten Tönen trillert, der dritte in einem abgemeſſenen Intervall auf einem einzigen Ton verweilt, indem der vierte von einem Ton in den andern ſpringt, oder durch Modulation hinauf ſteigt oder herunterſinkt, einer den andern auf eine unmanierliche Art unterbricht, oder ihm nachäfft; ſollte dies wohl eine gute Geſellſchafft, ſollte ihr Ton ſehr angenehm ſeyn?

Doch ich verirre mich zu weit von meiner Abſicht! Voſſius Meibom und, in den neueren

Zeiten; Rouſſeau, haben über die alte Griechiſche Muſik, die ſie ohne genugſamen Beweis, gänzlich für Uniſoniſch angeben, mehr Gutes, und über unſre Harmoniſche Muſik mehr ſchlimmes geſagt, als ſie verantworten können. Meibom hat ſich vor der Königin Chriſtina von Schweden, zu Rom proſtituirt; da er ein Stük von alter griechiſcher Uniſoniſcher Muſik, wie er ſie in ſeinem gelehrten Kopf hatte, in einem öffentlichen Concerte zur Execution außegte. Und Rouſſeau hat ſich vor jedem Leyermann proſtituirt, da er behauptet hat; daß der mehrſtimmige harmoniſche Geſang eine barbariſche und gothiſche Erfindung ſey.

4. Eine melodiſche Periode, in meliſmatiſcher Schreibart geſezt, von einer einzigen Stimme vorgetragen, oder höchſtens von einem Baß begleitet, thut eine vortrefliche Wirkung. Benda hat in der Ariadne ein ſolches Solo der Hoboe gegeben. Sarti gab es in einer Pauſe eines tragiſchen Recitativs und ſelbſt im Ritornell einer tragiſchen Arie, dem engliſchen Horn. Bey-

de Meiſter haben ſich eines ſolchen muſicaliſchen Einſchnitts in ſolchen Situationen bedient, da die handelnde Perſon, eine äuſſerſt zärtliche und angſtvolle Liebe ausdrükte. Ich zweifle keinen Augenblik, daß nicht ein ſolches Solo auch in gewaltſamen Situationen von groſſer Wirkung ſeyn würde. Und eben ſo ſehr bin ich überzeugt, daß es, mit der nöthigen Rükſicht auf die Natur der Inſtrumente und der auszudrükenden Leidenſchafft, der Violine, dem Hoen und dem Fagot gleichfalls gegeben werden könnte. Aber ich würde in jedem Falle bitten; eine ſolche kleine Melodie ſo einfach, ſo allgemein faßlich, ſo ohne alle ſchwehre Paſſagien, unerwartete Fortſchreitungen, Sprünge und Läuffe und unnatürliche hohe Töne zu machen, wie ein allgemein ſingbares Lied. Ich würde bitten, ſolches nicht zu offt anzubringen, ſondern die Stelle, wo es wirkſam ſeyn könnte, zu ſuchen; und ein ſolches zwiſchen die Recitation hineingeſchmeichteltes Solo, würde wegen ſeiner Faßlichkeit,

und wegen der immer angenehmen Abwechslung, ſeines Siegs über jeden Hörer gewiß ſeyn.

5. Es kommen in Bendas Ariadne und Medea einige affectvolle Stellen vor, bey welchem die Inſtrumente in einem ſogenannten Accompagnement den Affect in Melodie und Harmonie ſchildern, oder auf langen Noten einige Accorde aushalten, indem die declamirende Perſon in der natürlichen ganz unmelodiſchen Recitation fortfährt. Benda hat dieſe Stellen auf zweyerley Weiſe geſetzt: einmal, daß ſich die InſtrumentalMuſik, in Abſicht auf das Zeitmaas, gänzlich nach der Declamation richten muß; ſodenn daß die Declamation verbunden iſt, a tempo einzufallen. Ein Exempel vom erſtern iſt die ſchmelzende Stelle von Ariadne: Ach nicht dieſe langſame Todesangſt, nicht dieſen langſamen Tod! endiget meine Quaalen! — Die Muſik verweilt auf drey Accorden, ſchreitet aber in der Harmonie nicht fort, bis die fortgehende natürliche Declamation auf die untergelegte Worte kömmt:

Todesangſt, Tod, Quaalen. Ein Beyſpiel vom zweyten iſt der wilde Ausgang dieſes Drama. Ariadne haucht ihre Verzweiflung, ihre Todesangſt mit abgebrochenen Worten, mit Ausruffungen mit dem lauten Todes-Seufzer aus. Die harmoniſch melodiſche Begleitung ſpricht gleichfalls in Sätzen, die durch Pauſen zerriſſen ſind, und die Melodie iſt dem Baß gegeben; ſie iſt aber mehr ein Geräuſche, das nach und nach verſtummt, als eine Melodie. In Medea kommen noch einige Stellen, da die Muſik ein bloſſes harmoniſches aber characteriſtiſches Geräuſche iſt, und wobey ſich in Abſicht auf das Zeitmaas oder die Dauer der Muſik und der Declamation, weder dieſer nach jener, oder jener nach dieſer richtet. Die Declamation geht ihren natürlichen Gang fort, wie er von dem Affect vorgeſchrieben wird; meiſt aber daurt ſie noch, wenn die Muſik ſchon ausgeredet hat. Von dieſer Art iſt die Stelle: Wo ſoll ich hin? — In mein Vaterland zurük? — Und dieſe: Ha! izt erblikt er die zerſtükte Leichname

— Und endlich die wilde Beſchwörung der Hekate! höre mich, meines Kummers vertraute! Hekate Hekate! — Höre mich Chaos der ewigen Nacht! — Man ſieht; daß Benda ſich einer ſolchen Begleitung in den affectreichſten Stellen unſrer Dramen, in der tiefſten Traurigkeit, in der quälendſten Unentſchloſſenheit und in der Verzweiflung und Todesangſt bedient hat. Wir habens gefühlt, was für eine Krafft ſelbſt in dieſer anſcheinenden Unordnung und Ungebundenheit ligt, und wie eine gute characteriſtiſche Muſik und ein natürlich declamirtes Gedichte einander unterſtüzen und verſtärken, auch dann, wenn die Declamation weder die Melodie noch den Ton, noch den Tact hält, in welchem die Muſik geſezt iſt. Aber, nach meiner Empfindung glaube ich nicht; daß eine ſolche Begleitung zu ruhigern Situationen zu gebrauchen wäre, weil die gute Wirkung dieſer Unordnung ihren Grund hat in der Unordnung der vorgeſtellten Leydenſchafft, in ſo ferne ſie gut geſchildert iſt. Ich komme

6. auf die Länge und Kürze dieſer muſicaliſchen Einſchnitte. Noverre hat in ſeinem achten Brief über die Tanzkunſt, bitterlich geklagt; daß die Artiſten, die zur Erfindung und Ausführung eines ſo ſehr zuſammengeſetzten Drama, wie die Oper iſt, ihre Künſte beytragen, ſo wenig geneigt ſind, einander ihre Ideen mitzutheilen, der Poet über den Tonkünſtler, dieſer über den Balletmeiſter, und dieſer über den Maſchinen-Meiſter ſich wegſetzt, und daß dies eine der Urſachen ſey, warum dies Drama nimmermehr zu der Vollkommenheit gelange, deren es fähig ſey. Ich glaube; unſer Drama iſt von der Art, daß die Communication des Dichters mit dem Tonſezer, und beyder mit dem Schauſpieler unumgänglich nothwendig iſt, wenns auch nur um die Beſtimmung der muſicaliſchen Einſchnitte, und ihrer Länge und Kürze zu thun wär. Wenn die Muſik die Stimme der Leydenſchafft gefunden hat, welche die Poeſie angegeben: wie lange darf ſie den Fluß der Declamation aufhalten, ohne

der

der Energie der Rede zu ſchaden? Die Beantwortung dieſer Frage erfordert Einſichten in die Redekunſt, in die Tonkunſt, in die Gebehrden-Kunſt, und die Maſchinerie des Theaters. Und wenn ich behaupte; daß die bey unſerm Drama angenommene muſicaliſche Begleitung der Opernmäſſigen Begleitung vorzuziehen ſey; ſo geſchieht es mit dem ausdrüklichen Vorbehalt; daß die muſicaliſchen Perioden unſers Drama auf das ſorgfältigſte abgemeſſen ſeyn müſſen. Die Sache wird durch Beyſpiele und Suppoſition verſchiedener Fälle klar werden.

Dieſe muſicaliſchen Abſchnitte oder Perioden dürfen lang ſeyn; wenn die Erſcheinung einer Gottheit, eines Schatten, eines Königes oder Helden mit oder ohne Gefolge, auch irgend ein andrer feyerlicher Aufzug in dem Plan des Gedichts liegt und muſicaliſch vorbereitet oder begleitet werden darf. Wiewohl ich nicht wünſchen will, und welcher vernünftige Mann wird das wünſchen? daß unſer Drama, in Abſicht auf Triumf-Auf-

züge, Feld- und Seeschlachten, Aufzüge der Könige mit ihrem ganzen Hof und Leibwache und andre dergleichen Erscheinungen, ein so abentheurliches, groteskes Ding werde, als gemeiniglich die Oper ist: so lassen sich doch Fälle genug denken, worinn die Erscheinung irgend einer Hauptperson oder auch einiger stummen Personen, eine musicalische Vorbereitung und Begleitung zuläßt. Von dieser Art ist in der Ariadne die Erscheinung der Griechen, und die Feerey mit der Oreade, die ich übrigens, im vorbeygehen gesagt, keinem Dichter zur Nachahmung empfehlen will; und in der Medea endlich die Ankunft der Unholdin durch die Lufft, sodann der hochzeitliche Pomp des Jasons und der Creusa.

Oft hat der Dichter der handelnden Person Plaz gelassen und Veranlassung gegeben, ein Theaterspiel oder eine Pantomime mit grossem Vortheil anzubringen. Dieses Spiel, die Seele der Vorstellung, hat keine Gränzen, als die, welche ihr der Affect und der Ausdruk desselben und

die Anſtändigkeit vorſchreiben. So lange der Schauſpieler mit der Stellung, mit den Händen, mit den Augen, etwas neues zu ſagen weißt, ſo lange er durch ſeine Bewegungen anzeigen kann, was in ſeiner Seele vorgehet; kann auch die Pantomime fortdauren. Die das Theaterſpiel begleitende Muſik, ſchildert zu gleicher Zeit die Gemühtsfaſſung der handelnden Perſon, und wie das Gebehrdenſpiel zu einem wahren Pantomimiſchen Tanze wird, ſo muß die Muſik ein Pantomimiſches Tanzſtük werden, wie es Noverre von den Muſikern fordert, ohne Monotonie, ohne Regelmäſſigkeit der Einſchnitte und des Rhythmus, und ſelbſt ohne Einheit des Characters.

Dieſe zweyte Art von längern muſicaliſchen Einſchnitten, wozu der Dichter Plaz und Veranlaſſung gegeben, hat Benda in unſern beyden Dramen weislich angewendt. Unter einer, im Ton, im Tact, im Rhythmus und im Character abwechslenden wahren Ballet-Muſik, die nur durch wenige Worte unterbrochen wird, daurt

die Pantomime des Theseus, da er in Gegenwart der schlafenden Ariadne den Kampf seiner Seele ausdrükt, ob er Ariadnen verlassen wolle, oder nicht? bis sein Entschluß fest wird; sie wirklich zu verlassen. So ist die Pantomime der Ariadne musicalisch begleitet, da sie, unter Beängstigung von dem aufsteigenden Gewitter, endlich vom Felsen herabeilt, den entflohenen Geliebten allenthalben sucht und nirgends findet. Und von dieser Art sind in der Medea die Pantomimischen Scenen, die entsezliche Deliberation über den Kindermord, die schöne Periode, da die Medea noch einen Funken mütterlicher Liebe scheinen läßt und ihre Kinder umarmt, und die grausame Scene vor der Beschwörung, da sie mit fürchterlichen Gebehrden umhergeht und endlich in starrer Wildheit stehen bleibt.

Ich könnte noch mehrere solcher längern musicalischen Einschnitte anführen. Aber ein jeder kan sie leichtlich ausfinden. Nur darf ich die dritte Art dieser längern Perioden, die in der

Medea vorkömmt, nicht übergehen. Nachdem Medea die Beschwörung vollendet und sich zur Rache und zum Mord ihrer Kinder gestählt hat, wird das Theater auf einmahl Nacht, ein Ungewitter tobt, und sie stürzt mit gezücktem Dolch in den Pallast: das Theater ist völlig leer: aber die fortdauernde wilde Musik spricht mit lauter Stimme den Mord der hinter der Scene geschieht, sie ist ein Rachgeschrey, vermischt mit dem Todesgeschrey der sterbenden Kinder, und daurt so lange, bis Medea athemlos, bleich und mit zerrißnem Haar wieder erscheint und kaum die Stimme findet, zu sagen: es ist geschehen! Diese gänzliche Leere des Theaters ist ausser der Regel, weil das Drama nicht in Auftritte getheilt ist, aber diese ganze fürchterliche Scene ist von vortreflicher Wirkung.

Die kleinern musicalischen Abschnitte sind zu häufig; als daß ich sie nach Beyspielen beurtheilen könnte. Es würde mich offenbar zu weit führen. Ich erlaube mir dabey nur diese zwo

Anmerkungen: diese Abschnitte dürfen und müssen kürzer seyn, weil der Zusammenhang der beyden Declamations-Perioden, zwischen welchen sie in der Mitte liegen, und der ununterbrochene Affect derselben, keine längere Pause in der Declamation gestattet. Da man beynahe immer auf dem Theater seine Rede durch einige Action vorbereitet, ehe man das Stillschweigen bricht, und da diese Vorbereitung, nach der Heftigkeit oder Besänftigung des Affects, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede hergehen kann, da die auf die Musik folgende Rede die Frucht der Ueberlegung oder einer schnellen Empfindung seyn kann; da es Situationen gibt, wo der Schauspieler unentschlüssig ist, welcher Empfindung er sich überlassen solle, und solche, worinn er weder von seinen Worten noch Gebehrden Meister ist: so erhellt hieraus, wie nöthig, aber auch wie künstlich es ist, jeder kleinen oder grossen Pause der Declamation, oder dem Zwischen-Spiel der Musik seine gehörige Grösse oder Dauer zu geben.

Benda hat wirklich diese und vielleicht noch mehrere und bessere Betrachtungen vor Augen gehabt, da er in der Medea, an zwoen Stellen, der Rede ihren ungehinderten Lauf gelassen, und sie mit der Musik gar nicht unterbrochen hat. Die erste Stelle ist der Dialog mit ihren Kindern, die zwote der Dialog mit Jason zu Ende des Drama. Medea ist schon entschlossen zur entsezlichen That. Die Unschuldigen erscheinen vor ihr zu äusserst ungelegener Zeit und loken ihr noch einiges Gefühl von Zärtlichkeit ab. Dies und die Erwähnung eines der Knaben von ihrer neuen Mutter, sezt die Medea in eine solche contrastirende Gemühtsfassung von Rache, von Zorn, von Unentschlossenheit, und von mütterlichen Regungen; daß der Dialog nicht unterbrochen werden durfte, und die Musik keine bedeutende Stimme hätte finden können, ihn zu begleiten oder zu unterbrechen. Die zwote Stelle ist bey der grauenvollen Entwiklung, da Medea dem Jason erscheint und das entsezliche Schiksal seiner Kinder

mit höllischer Nachfreude eröffnet. Was soll die Musik sagen? die himmlische verstummt.

7. Da dem Tonsezer unsers musicalischen Drama die drey grossen Vortheile in der Sezkunst eben so gut zu statten kommen, als jedem Componisten einer Oper oder eines andern musicalischen Werks, nehmlich die Wahl des Tones, der Instrumente und der Tactarten; so will ich auch hievon einige Exempel aus den Bendaischen Dramen anführen; und meine Meynung darüber geben, so weit meine Einsichten reichen. Die Wahl des Tones zum Ausdruk dieser oder jener Leydenschafft, ist bekanntlich von grosser Wichtigkeit. Die gemeinen Regeln sind die; daß die reinsten Töne zum pathetischen Ausdruk nicht sehr geschikt sind; daß die weniger reinen Töne, so, wie sie sich mehr oder weniger von der Reinigkeit entfernen, zum Ausdruk der Affecten wirksamer sind, und endlich, daß die härtesten Dur-Töne und die weichsten Moll-Töne auf das gewaltsamste wirken. Benda hat die Introduction zur Ariadne in einem

der härteſten Dur-Töne, nehmlich in Dis geſezt. Dieſer Ton ſcheint beſſer gewählt zu ſeyn, als der Ton der Introduction in Medea. Aber der Meiſter hat in dem leztern Stüke dieſem anſcheinenden Mangel durch den Uebergang aus D. Mol in D. Dur, durch den häufigen Gebrauch eines wilden Uniſono und durch die Veränderungen des Tempo und der Tactart zu erſezen gewußt. Es wäre zu weitläuf die beyden Dramen auf dieſe Weiſe zu durchgehen. Die Wahl der Töne iſt meiſtens nach obigen Regeln getroffen. Auf gleiche Weiſe ſind die bekannten Regeln der Ausweichungen aus einem Ton in den andern mit Klugheit beybehalten und befolgt. Die muſicaliſche Begleitung, die in unſern Drama angenommen iſt, kennt nehmlich keine andre Vorſchrifft in Abſicht auf dieſe Abweichungen, als diejenige, die der Recitativ-Begleitung gegeben iſt. So lange der Affect der nehmliche bleibt, oder ſich nur ein wenig verſtärkt oder vermindert; wird mit der begleitenden Muſik entweder in dem nehmlichen Ton verharrt, oder

doch nur in einen verwandten Ton ausgewichen. Aendert sich aber die Leydenschafft plözlich; so wird in den Ton des folgenden Affects übergegangen, ohne an eine Vorbereitung, oder an eine Verwandschafft der Töne zu gedenken. So ist die Ausweichung in der Ariadne; aus Gis. Dur in D. Dur, da Theseus Ariadnen wirklich verläßt, aus D. Dur in Gis Dur bey der greulichen Deliberation der Medea, wie sie sich an Jason und Creuse rächen will, und die kühne Ausweichung des Allegro Furioso, indem Sie mit gezüktem Dolch in den Pallast stürzt. Ich merke hier nur noch an, daß, was bey den Griechen die Erwählung des Modus war, bey uns auf gewiße Weiße die Erwählung des Tones ist, und daß alle die grossen Wunder, die jene mit ihrer Musik unstreitig gewirkt haben, durch die Erwählung des schiklichen Modus und den schnellen Uebergang aus dem einen in den andern, hauptsächlich gewirkt worden sind.

Die Wahl eines schiklichen Instruments zu ei-

nem Solo oder zur Begleitung war gleichfalls bey den Alten, wie noch heut zu tage bey unſrer Muſik, eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit. Dieſe Wahl wurde bey ihnen durch die Modos hauptſächlich beſtimmt. Pauſanias belehrt uns; daß zu jedem Modus andre Flöten genommen wurden. Zum Doriſchen Modus wurden zwo Dextre Tibien, zum Lydiſchen zwo Siniſtre und zum Phrygiſchen eine Dextre und eine Siniſtre gebraucht. Sie wechſelten gar offt mit ihren Inſtrumenten und veränderten die Blas-Inſtrumente und Saiten-Inſtrumente nicht nur bey dem Chorgeſang; ſondern auch bey den Dialogen. In unſrer Muſik beruhet die Wahl der Inſtrumente auf der Kenntnis der Krafft und des Umfangs derſelben und ihrer Uebereinſtimmung oder Unverträglichkeit unter einander. Die Griechen und Römer hatten unzählig viel mehr Inſtrumente, beſonders Blas-Inſtrumente, als wir. Aber ihr Gebrauch war beſtimmt. Wir haben weniger Inſtrumente, aber offenbahrlich viel beſ-

ſere, als Sie, und ſolche, die zum Ausdruk jeder Leydenſchafft und Situation eine Stimme haben. Das himmliſche Inſtrument, die Violine, deſſen wir uns meiſtens zu jeder Muſik bedienen, kan ohne Bedenken, ohne Wahl, von dem Tonſezer gebraucht werden. Ihre Stimme iſt freudig, ſcherzend, zärtlich, tändelnd, trillernd; aber ſie bebt auch, und zittert, und ſeufzt und ſchreyt, ſie läufft, ſie hält an, ſie wächst und ſie ſtirbt. Sie iſt das Leben in der Geſellſchafft von andern Inſtrumenten, und einſam, verliert ſie nichts von ihrer Krafft. Aber ihre beſten Töne ſind nur in dem natürlichen Umfange des Inſtruments, und wenn mirs die Tonſezer und Virtuoſen verzeyhen wollen, ihre höhern Töne ſind nur wie das Fiſtuliren in der Menſchen-Stimme.

Die Hoboe iſt eine ſolfeggirende Menſchen-Stimme, ohne das Widrige der Arctiniſchen Solben oder der grauniſchen Damenisation. Die zärtliche Klage iſt ihr Ruhm. Das wußte Benda bey dem ſchon angeführten Solo in der Ariadne.

Die Flent-Traverſiere kömmt ihr lange nicht bey in der Anmuht. Aber zum Ausfüllen und zur Verſtärkung iſt ſie von groſſem Nuzen. Wir haben Virtuoſen auf dem Horn, auf dem Fagot, auf dem Violoncell gehört, die ſich, blos von einem Baß begleitet, mit groſſer Anmuht hören lieſſen. Aber dieſe Virtuoſen ſind rar. Der Tonſezer muß Capellmeiſter ſeyn, der ſein Orcheſter kennt, wenn er dieſen Stimmen eine eigene Arbeit geben will. Doch dieſe wichtige Materie iſt noch in kein Syſtem gebracht, ſie wartet noch auf die Unterſuchung eines philoſophiſchen Mannes, dem die Natur etwas von den Geheimniſſen dieſer verſchiedenen Inſtrumententöne anvertrauen will.

Nur noch etwas weniges von der Wahl der Tactarten. Benda hat ſich wie alle theatraliſche Tonſezer, in den Introductionen, in den Märſchen, in den dialogiſchen Einſchnitten meiſtens des vier viertel Tacts bedient, weil er alle Noten-Gattungen verträgt, und zu ernſthafften und minder ernſthafften Situationen gebraucht werden kan,

Seinen Bruder, den zwölf achtel Tact hat er an Stellen von Zärtlichkeit und tiefer Traurigkeit mit Vortheil angewandt, selbst in der Stelle der wilden Begeisterung der Medea. Ich habe eine höchst tragische Arie von Sarti vor mir, in dieser Tactart bearbeitet. Unter der beständig tremulirenden Begleitung der Instrumente, sieht die arme Berenice den Schatten des ermordeten Geliebten. Die Wirkung ist erstaunlich! Von den ungeraden Tacten finde ich den drey viertel Tact in lebhafft zärtlichen Stellen, da Theseus seine schlafende Ariadne beobachtet, da Medea über ihren verlassenen Zustand jammert; den sechs achtel Tact in Situationen der äussersten Unruhe, da Ariadne vom Felsen herab eilt und den Geliebten sucht. Nur noch eine Bemerkung hiebey! die in jeder Tactart gebrauchte Noten-Gattungen müssen die Kraft und den Ausdruk des erwählten Tacts bestimmen. Benda hat hierauf bey jeder Tactart mit Weisheit gesehen.

Ich habe, meinem Verspruch gemäs,

Sechstens noch einiges über die Vortheile anzuzeigen, die der Schauspieler, seine Handlung und Declamation, bey unserm Drama gewinnt.

1) Ist es nicht erst von Heute, oder von der Erfindung unsers Duodrama an; daß das Unnatürliche eines Schauspiels, das ganz von Musik begleitet und gesungen wird, gefunden und anerkannt worden ist. Muratori, Gravina, Addison, St. Evermond, Despreaux, Dacier und noch mehrere, zu theuerst Gottsched in seiner critischen Dichtkunst haben es gefunden und gerügt. Der Graf Algarotti sagt in seinen discorsi sopra differenti Soggetti: „das Singen an sich „selbst macht das ganze Singspiel unnatürlich, „und das ist doch der Grund und das Wesen der „Opern. Es wäre gut, wenn man alles wieder „seinem Ursprung näherte. Vormals, da die „Poeten auch Tonkünstler waren, würde sich „wohl kein Dichter sein Stük durch die musicalischen Künste so unverständlich gemacht haben, „als heut zu Tage die Componisten und Sän-

„ter die Opern machen. Damals war die Mu„ſik nichts anders, als eine etwas lebhaftere Aus„ſprache eines Gedichts, daraus man den Zu„ſtand der Seele erkennen konnte. Izo, da der „Muſicant ſeine Ehre allein in Tönen ſucht, ſo „verkünſtelt er dadurch dergeſtalt den Text, daß „man ihn gar nicht mehr kennt. Sonderlich „aber vernachläſſigen die heutigen Tonkünſtler „die Recitative gar ſehr.„ Algarotti ſchrieb dies vor dreyſſig Jahren und verzagte, ſeine Vorſchläge zur natürlichen Recitation und Muſik jemals anderswo, als in Platons Republik befolgt zu ſehen.

Und doch, zu der Zeit, da er dieſes ſchrieb und ſeine fromme Wünſche zu mehrerer Vernatürlichung der Oper wagte; war man in Wien ſchon weiter gegangen und hatte Verſuche gemacht, die Muſik gänzlich von der Oper zu verbannen. Die kaiſerlichen Herrſchaften hatten ſich verſchiedne Opern, ohne Geſang und Inſtrumental-Begleitung, wie Comödien, blos

redend spielen und zu Schönbrunn aufführen lassen. Von was für einer Wirkung aber diese Versuche gewesen, davon schweigt meine Nachricht. Nach meinem geringen Urtheil konnten sie nicht sehr gut ausfallen; denn das Operngedicht ist zwar eine Tragödie, aber zum Singen bearbeitet und nicht zur natürlichen Declamation, und in den besten Opern des grossen Metastasio, ist das Wesentliche der tragischen Handlung, die Entwiklung grosser Leydenschafften und Charactere gar offt dem Wunderbaren und Abentheuerlichen aufgeopfert. Noch hat uns Plutarch ein sonderbares Gesez aufbewahrt, das auf Anrathen Lykurgs, des Redners, zu Athen gegeben worden; es sollten den drey grossen tragischen Dichtern, Aeschylus, Sophokles und Euripides Statuen von Erz aufgerichtet, ihre geschriebene Tragödien öffentlich aufbewahret und solche von dem Grammateus der Stadt den Schauspielern vorgelesen werden; diesen aber sollte es untersagt seyn, jene Tragödien aufzuführen und vorzustellen.

Es iſt offenbar; daß man auf dieſe Ideen dadurch gekommen iſt, weil man geſehen und aus Erfahrung gelernt hat; daß nichts natürlicher iſt, als die Natur; daß die Wahrheit der Vorſtellung einer dramatiſchen Handlung die natürliche Rede der handelnden Menſchen unumgänglich erfordert, und daß ihren Abgang keine Kunſt erſezzen kan, weder die accentuirte, noch die blos muſicaliſche Declamation, noch die Pantomimik.

2) Durch die muſicaliſche Vorſchrift bey den Opern-Arien und Recitativ iſt dem Schauſpieler kaum ein Schatten von Freyheit gelaſſen, ſeine Empfindungen natürlich auszudrüken. Er iſt beynahe gänzlich unter der Gewalt des Tonſezers. Wenn nun dieſer den Geiſt des Gedichts, den Ton, den die Leydenſchafft erfordert, das Metrum, den Tact, den Rhythmus, die Cadenz verfehlt hat und wie oft geſchieht dies? ſo iſt der beſte Sänger kaum im Stande dieſe Fehler in etwas zu bedeken. Er muß ſich der Sünden

des Componisten theilhafftig machen. Und wenn er auch durch Verweilungen auf gewissen Tönen, durch die leichte und geschwinde Berührung andrer Töne, durch das Wachsen der Stimme, durch Schwebungen, durch Zehungen, durch Vorschläge und durch alle mögliche Sing- und Declamationskunst in etwas nachhilft; so bleibt er doch in Absicht auf den begleitenden General-Baß und die Tonleiter des von dem Componisten gewählten Tones, ein Sclave. Er ist genöthiget, in der ihm vorgeschriebenen Tonart zu seufzen, auszuruffen, zu fragen, sein Ach! sein O Weh! O Himmel! O ihr Götter! nach dieser Tonleiter auszustossen, wenn ihm der Affect schon einen andern Ton anräht. Bey der natürlichen Recitation verändert sich die Tonart, die Beugung der Stimme, die Ausweichung in andre Tonarten, das Zeitmaas, das Anhalten, das Fortrüken der Stimme, alle Augenblike. Die Töne der natürlichen Declamation lassen sich gar nicht durch die Musik ausdrüken,

Sainte Albine sagt in seinem Schauspieler: Es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten zum Ausdruk schiken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man alle beliebige Bewegungen in den Zuhörern erregen kan. Die Musik hat keine an und vor sich bestimmte Mittel, die verschiedene Leydenschafften so auszudrüken, wie es die Stimme des Menschen in der natürlichen Rede kan. Man sagt, man glaubt, man schreibt: daß der höchste Grad des Ausdruks darinn bestehe; wenn eine ästhetisch-gute Rede, in einer angenehmen Melodie, von der Instrumental-Musik, nach den besten Regeln der Harmonie begleitet, von einer guten Stimme mit Gefühl vorgetragen werde. Ich wage hierüber eine Ketzerey.

Diese Vorliebe des Menschen für den musicalischen Vortrag ist in seiner Natur gegründet.

1) Ein jeder Schall, das ist, ein bloser, aber

solcher Laut, der, durch das Anhalten, ein musicalischer Ton werden kan oder wirklich ist, gefällt dem Menschen; wie ihm ein scharfer oder allzuhoher Ton widrig ist, da derselbe, nach bekannten Versuchen, Gläser zersprengen, oder gleich dem ausserordentlich scharfen Pfeiffen der Einwohner der Canarischen Inseln, das Gehör verlezen oder gänzlich rauben kan. Diese Gefälligkeit eines musicalischen Tones wär überaus begreiflich, wenn es wahr wäre, daß die sogenannte Schnecke in dem innern des Gehörs ein musicalisches Instrument, gleich einer Harfe vorstellt, und daß die in das Gehör fallende Töne die Saiten dieser Harfe in eine harmonische zitternde Bewegung sezen. Die Hypothese ist nichts. Wir brauchen aber auch nicht mehr zu wissen, als was uns hierüber die Erfahrung sagt. Das kleine Kind wird durch das blose, selbst unmelodische Gesumse der Amme in den Schlaf gewiegt. Der Cazique der Abiponer fand an der ganzen Religion und dem Gottesdienste, den ihn die Je-

ſuiten gelehrt, nichts ſchöners, als den Ton der Kirchengloke. Er läutete die Gloke immer ſelbſt und man konnte ihn nur mit Mühe davon bringen; daß er nicht, den ganzen Gottesdienſt durch, fortläutete.

2) Wenn ſolche Töne in einem beſtimmten Zeitraum aufeinander folgen, wie die Schläge der Dreſcher, der Schmide, ſo iſt dies das zweyte Gefällige an denſelben. Dieſes Gefällige aber wird gar ſehr vermehrt, wenn dieſer erſte Grad des Rhythmus, auf den zweyten dritten Grad gebracht wird, wenn Tact und Rhythmus charakteriſtiſch werden, wenn Sänger, Spieler, Tänzer, dem Tact durch Geſang und Spiel und Action das Leben geben. Die ſogenannte türkiſche Muſik kan ganz allein durch den von der groſſen Trommel angegebenen Tact gefallen, und ſie gefällt.

3) Folgen dieſe Töne nach einer gewiſſen Tonleiter, in einer künſtlichen Vermiſchung und Folge niederer und höherer Töne, nach Erfordernis des

auszudrükenden Affects so aufeinander; daß jeder Ton und jedes Glied der einander folgenden Töne vernehmlich ist; so werden sie eine künstliche leydenschafftliche Rede. Und hierinn besteht das Gefälligste der Musik. Man sagt; es sey kein Volk auf dem Erdboden, das nicht Melodien hätte, wenigstens Melodien der Freude, oder Tanz-Melodien. Die Melodie hat eine so grosse Krafft der Gefälligkeit und Annehmlichkeit; daß es, wie uns Aristoteles versichert, Völker gegeben, welche unter einem Gesange die Verbrecher mit Ruthen gestäupt haben, damit sie die Schärfe der Gesetze milderten und die Verbrecher ihre Straffe mit mehrerer Gedult ertrügen.

4) Wird diese Folge von Tönen von andern Stimmen harmonisch begleitet, daß alle Stimmen in einander flüssen und einen einzigen Gesang ausmachen; so ist es gewiß, Rousseau mag behaupten was er will, daß diese Uebereinstimmung in der Varietät äusserst gefällig und angenehm ist. Aber das mag wahr seyn; daß,

wenn die Harmonie nicht vollkommen ist, die einstimmige Melodie viel angenehmer ist. Es ist gefragt worden, ob die Seele, sich unbewusst, die Grade dieser Uebereinstimmungen zähle und einen Gefallen an diesem Zählen finde? Ich glaube, die Seele zählt sie nicht, die harmonische Musik hat Dissonanzen, die nur durch die folgende Auflösung gefallen. Was wir jtzt gewiß wissen, ist, daß, jeder volle Ton, der ins Gehör fällt, seine harmonischen Töne zu gleicher Zeit hören lasse.

5) Drükt die mit Harmonie verbundene Melodie einen Text aus, und der Vortrag geschieht durch eine schöne Menschen-Stimme, mit einer guten Declamation, so gut sie mit einer Melodie compatibel ist, in dem gehörigen Zeitmaas und Beobachtung des Rhythmus, mit harmonirendem Gebehrdenspiel; so ist dies die höchste Stufe der Gefälligkeit und Annehmlichkeit der Musik.

6) Wenn man die Musik als eine Nachahmung der Natur, oder der natürlichen Rede be-

trachtet: ſo iſt offenbar; daß je, nachdem dieſe künſtliche Rede der Natürlichen näher kömmt, ihre Gefälligkeit wächſt. In Abſicht auf das Vergnügen und Wohlgefallen des Hörers, das aus der Aehnlichkeit oder Nachahmung der natürlichen Pronunciation entſteht, hat nach dem, was ich oben davon geſagt habe, die accentuirte und die melodiſche Recitation der Alten, vor unſrer Recitation und Geſang einen offenbaren Vorzug gehabt.

7) Die Mutter des Natur-Geſanges war Freude. Dies beweiſen die Tanz-Melodieen, die bey allen wilden, halbwilden und zahmern Nationen gefunden werden. Man hat die Muſik auch weinen, zürnen und klagen gelehrt. Sie hat es gelernt. Aber mitten unter ihren Klagen verkennt mans nicht, welcher Mutter Tochter ſie iſt. Ihre Klagen gefallen uns mehr, als ſie uns rühren.

Und dies iſt es, was ich mit dieſen langen Prämiſſen ſagen will. Die Muſik hat zweyerley

unzertrennliche Kräfften, die Krafft zu gefallen, und die Krafft zu rühren. Ein achtsamer Hörer kan dies bey jeder Musik-Gelegenheit an sich und andern bemerken. Es ist sicher, daß ein Tonstük gefallen kan, ohne zu rühren, das ist, eine gewisse Leydenschafft in dem Hörer rege zu machen.

Die Krafft zu gefallen ist bey der Musik überhaupt allgemein-wirksamer, als die Krafft zu rühren. Offt hab' ich bemerkt; daß sich Menschen von Empfindung, selbst von musicalischen Kenntnissen, da, wo sie Rührung zu fordern gehabt haben, blos durch ein nicht unangenehmes musicalisches Geräusche haben bezahlen lassen. Ein ganz und gar unbedeutendes Geschwäz von einer schönen Geliebten mit einer süssen melodischen Stimme hingesaelt, gefällt noch.

Die griechischen Muster haben hauptsächlich die ausdrükende, die rührende Krafft der Musik bearbeitet, unsre Tonsezer die Krafft zu gefallen. Unsre Musik ist üppig geworden, weil das hö-

Univ. Bibl. München

rende Publicum üppig geworden ist. Der Opern-Gesang des Castraten gefällt durch Läufe, Triller, Cadenzen, Passagen. Gar selten bekümmern sich sie oder ihre Hörer um den Ausdruk. Denn, da der gesungene Text italienisch ist; so wird der Gesang für den weit grössesten Theil der Hörer ein blosses Solfeggiren. Der Text könnte eben so gut arabisch seyn.

Es ist keine Hofnung zur Aenderung dieses Geschmaks. Ich will also nur noch den Rath eines Franzosen hinzuthun, den er zu mehrerer Aufnahme der Oper gegeben: Um dies Schauspiel recht empor zu bringen; macht nur die Ballete länger und die Rök'gen der Tänzerinnen kürzer!

Der Abbé du Bos behauptet in seiner Abhandlung über die theatralische Vorstellung der Alten, die accentuirte Declamation bey den Alten, mithin auch unsre an die Musik gebundene Recitation habe einen Vorzug vor der natürlichen Declamation dadurch, daß auch mittelmäs-

sige Schauspieler die Tragödien erträglich aufführen könnten. * Sie würden kaum den zehnten Theil der Fehler machen können, die sie wirklich machen, es sey nun die Verfehlung des rechten Tons und folglich auch der zu dem Gedichte, das sie recitiren, erforderlichen Action, oder auch in unzeitiger Anwendung des pathetischen, in Stellen, für die es sich gar nicht schike. Es ist nicht schwehr hierauf zu antworten.

Erstlich muß dieser wahrhafftig gelehrte Kunstrichter selbst gestehen; daß durch den Gebrauch der accentuirten alten, oder der opernmässigen neuen Recitation einige Schönheiten verlohren gehen, die ein guter Schauspieler in seine Rolle hätte bringen können, wenn er in der gemeinen Rede hätte declamiren dürfen. Ferner muß er zugeben: es sey unmöglich, den Geist der Declamation in Noten zu bringen; die Musik sey nicht im Stande selbst dasjenige auszudrüken, was sie ausdrüken sollte, wenn nicht gute Sänger das, was die Noten nicht vorschreiben

könnten, zu ersezzen wüsten; die Tonsezer könnten durch ihre Kunstwörter nicht einmahl das wahre Tempo bestimmen, in welchem ihre Stüke vorgetragen werden sollten.

Zweytens wenn nun aber der Tonsezer den Geist des Gedichts verfehlt; wenn er in Absicht auf den Ton, die Melodie, die Harmonie, den Tact, den Rhythmus, die Declamation, sich geirrt und die Krafft und den Sinn der Poesie nicht getroffen hat, wie dann? Ist nicht der beste Sänger oder Schauspieler alsdann eben so übel daran, als der mittelmässige? Oder sind die Tonsezer unfehlbarer und geschikter in ihrer Kunst, als die Sänger oder Schauspieler in der ihrigen? Ist es wohl wirklich schwehrer in gemeiner Rede gut zu declamiren, als in Begleitung einer von einem andern erfundenen Musik doch noch alle Künste der Declamation anzuwenden und derselben Fehler mit Accenten, Wendungen der Stimme, Anhaltungen, Forteilungen, Verlierungen und Pausen gut zu machen?

Und endlich drittens hat die an Accente oder Musik gebundene Declamation für den guten Schauspieler diesen wichtigen Fehler; daß er seine Rolle nicht variiren kan. Die Abwechslung ist die Mutter des Vergnügens. Riccoboni sagt: der wahre Schauspieler verändert die nehmliche Rolle bey jeder neuen Vorstellung; er kan nicht nur mit der Pantomime, sondern auch mit der Stimme solche Veränderungen bey einerley Stellen zu wege bringen; daß er dem Zuschauer oder Hörer immer neu bleibt. Wenn nun ein gewisses Schauspiel, wie es offt mit den Opern geschieht, fünf, sechs, acht, zehenmal hintereinander gegeben wird; so ist kein Sänger im Stande dieser Monotonie abzuhelfen. Denn bey dem Recitativ kan wenig oder gar keine Veränderung angebracht werden. Und die Variationen der Arien, sind nichts als Verbrämungen und Brodierungen auf allen Räthen. Die wenige Aufmerksamkeit, die die meisten Schauspieler auf diesen wichtigen Punct richten,

ist die Ursache, warum uns ein Stük bey der zwoten Vorstellung schon entleydet.

4) Die musicalische Begleitung, wie sie in unserm Drama angenommen ist, hindert nicht nur den Schauspieler nicht, seiner Rede Wahrheit und Ausdruk zu geben; sondern sie ist auch noch auf zweyerley Weise vortheilhäfft für ihn. Einmahl erhält sie ihn in dem gehörigen Feuer; sodann gibt sie ihm in den wühtendsten Stellen Zeit, sich zu fassen und Herr seiner Seele zu bleiben. Ich habe hin und wieder in dieser Abhandlung schon vieles von der belebenden Krafft der Musik gesagt. Ich will hier nur noch eine Bemerkung hinzusezzen, und diese Bemerkung betrifft das Gebehrden-Spiel, das während unsrer musicalischen Einschnitte fortdauren und die Rede ersezzen muß. Man kan es an sich und andern bey jeder musicalischen Gelegenheit wahrnehmen; daß, so offt eine charakteristische Tanz-Melodie gespielt wird, der Hörer, auch wider seinen Willen, gezwungen wird,

solche Gebehrden zu machen, die das, was er fühlt, ausdrüken. Ich hab es öfters bemerkt, daß ein Adagio in einem Concert, die sichtbarste Wirkung in den Minen, in dem Blik des Hörers, in seiner Stellung hervorgebracht hat, und daß nur der Wohlstand und die Achtung für die Gesellschafft, den Hörer gehindert hat, die zu der Musik gehörige Pantomime ganz auszuspielen. Da nun die Musik beynahe die Helffte unsers Melodrams ausmacht, mithin das stumme Spiel hier weit mehr zu thun findet, als in irgend einem andern Schauspiel, oder, da dieses Drama eigentlich ein pantomimisch-musicalisches Trauerspiel ist; so ist es klar; was die Musik dem Schauspieler in Absicht auf die Action für wichtige Dienste leisten kan. Und wenn die Musik ausdrükend und charakteristisch ist; so kan er sicher seyn; daß sie seine Minen, seine Hände, seine Füsse beleben, ihn in beständigem Feuer erhalten, und für Frost und Grimassen bewahren wird. Ich rede aber freylich

von

von Schauspielern, die ihre Kunst studiren, und die im Stande sind, einen Mann, wie Engel ist, zu lesen und zu verstehen.

Ein eben so wichtiger Dienst unsrer musicalischen Einschnitte, der aber leyder! nicht so offt als jener anwendbar und nöthig wird, ist der; daß sie dieses Feuer des Schauspielers in Ordnung halten! Es ist noch unbeantwortete Frage: ob sich ein Schauspieler, der uns täuschen will, sich selbst täuschen und sich einbilden muß, er sey wirklich die glükliche oder unglükliche Person, die er so eben vorstellt? die beyden Riccoboni, Vater und Sohn sind über diesen Punct verschiedener Meynung. Der Vater bejahet die Frage in seinem vortreflichen Tractat von der Declamation und in einem italiänischen Gedichte über die Kunst zu agiren. Der Sohn verneint sie in seinem kleinen, aber bündigen Werk über die Schauspielkunst. Der Herr von Sainte Aubine in seinem Werke: der Schauspieler, behauptet mit starken Gründen; daß jeder Schauspieler,

dessen Spiel nicht frostig werden soll, sich ganz in den Plaz der vorzustellenden Person sezen muß. Es ist hier der Ort nicht, diese Frage zu beantworten. Man weißt von dem grossen englischen Schauspieler Garrik; daß er jedesmal vier und zwanzig Stunden vorher angefangen, sich zu quälen und in eine höchst traurige und unglükliche Situation zu versezen, ehe er sie wirklich vorgestellt hat. Er bereitete sich in der Einsamkeit vor, er schmelzte sich um, er war nicht mehr Garrik, und wenn die Verwandlung geschehen war, so war er ganz der unglükliche Held. Die Geschichte des alten Schauspielers, der in der Elektra des Sophokles die Asche seines Sohnes in der Urne hatte, um seine traurige Rolle desto wahrer vorstellen zu können, scheinet, wie Garriks Beyspiel, klar zu erweisen: daß auch diese Meister der Kunst die gänzliche Verwandlung des Schauspielers in die vorstellende Person, zum vollkommenen Ausdruk für nöthig gehalten haben.

Ist der Schauspieler bey der Vorstellung un-

sers Drama in diesem, wie ich glaube dramatisch glüklichen Falle; daß ers fühlt, was das ist, wenn der Vater in der Raserey seine Kinder gemordet hat, nun von der Raserey schröklich erwacht! „Sterben will ich, hab ich nicht alles „verlohren! Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder; meine Raserey selbst hab ich verlohren“ oder wenn ihm der schrökliche Bruder, der seine Kinder gemordet und zum Mahl geschlachtet hat, nach der hölliſchen Mahlzeit sagt: Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen! Oder wenn er der Tyrann ist, der in dem entsezlichen Gefühle aller seiner Schandthaten, in hölliſcher Gewiſſensangst stirbt; Wenn er in solchen schauervollen Situationen, keinen Gedanken, keine Worte, keinen Athem mehr findet:

In solchen und noch mehreren, eben nicht so sehr gewaltsamen Situationen, als diese sind, ist die einfallende Muſik eine wahre Wohlthat für den Schauspieler. Erstlich dienet sie ihm zur

Erhohlung und zur Fassung auf das nächstfolgende Spiel und dann wird sie sein Tonorium, so wie einige römische Redner, besonders der grosse Redner Cajus Gracchus, wenn er öffentlich geredet, einen Flötenspieler hinter sich stehen hatte, der ihm mit einer Flöte, die den eben angezeigten Nahmen Tonorium erhalten, an gewiesen vorher abgeredeten Stellen, den rechten Ton der Declamation angab, oder dem Redner einhalf.

Und damit wäre dann der Furcht des jüngern Riccoboni vollkommen abgeholfen, da er sagt: wenn man sich bey einer zärtlichen Stelle allen Empfindungen seiner Rolle überliesse: so würde das Herz augenblicklich beklemmt und die Stimme erstikt werden, und wenn nur eine einzige Thräne den Augen entfiele, so würden die Seufzer wider Willen aufsteigen und man würde unmöglich nur ein einziges Wort, ohne lächerliches Stokken hervorbringen können. Ich meines geringen Orts denke ganz anders von dieser ganzen Sache. Mir würde des Schauspielers Thräne, sein Seufzen,

und selbst sein Stokken in der Rede, am rechten Orte angebracht, von Herzen gegangen, und nicht studirt, gefallen. Aber da ich diesen Meister der Kunst ehre, und da ich mir ein Publicum denken kan, und wirklich denke, das einen so gerührten Schauspieler wo nicht auspfeiffen, doch belachen würde: so habe ich diesen Vortheil, der benöthigten Falls einem Spieler unsers Drama zu Befehl steht, nicht übergehen wollen. Das römische Publicum muß anders gedacht haben. Denn Quintilian sagt: nicht selten habe ich Schauspieler noch Thränen vergiessen gesehen, wenn ihre Rollen gespielt waren, und sie von der Bühne abtraten.

5. Nur noch eine oder zwo Bemerkungen und ich bin fertig! Wenn diese Gattung von Schauspiel nicht perenniren sollte; so ist wohl ihre neue Form nicht Schuld daran. Unser Drama hat von dem Trauerspiel die Wahrheit oder die natürliche Declamation; und von der Oper das Gefällige und Belebende, die Musik, beybehalten,

Es ist reicher an Abwechslung und Mannigfaltigkeit des Ausdruks, als beyde Schauspiele. Die Tonsezer haben dabey, mehr als bey irgend einem andern musicalischen Werke, Gelegenheit, ihre Talente anzuwenden, und die allgewaltige Kraft der Tonkunst zu zeigen, weil diese musicalische Begleitung eben so frey ist, als das Gedicht und seine Declamation. Das Publicum hat es bey der Operette gebilligt; daß die handelnde Personen in Prosa dialogiren, ohne Gesang und Klang. Unser Drama, wie es überhaupt des Pomps der Opern fähig ist, könnte durch Ballete, durch Arien, durch Chöre verschönert werden. Diese Verzierungen könnten episodisch oder, nach der bessern Weise der Alten, wie ihre Cantica und Chöre, von der Handlung selbst an Hand gegeben, und mit derselben verkunden seyn. —

Aber es ist überhaupt nicht von der Form, sondern von der Materie die Rede. Der Geschmak am Trauerspiel ist stumpf geworden, und

die Gurmandiſe iſt auf die Operette gefallen, beſonders ſtit dem der Teufel los worden iſt. Das Lachen iſt wohl eine köſtliche Sache für Lunge und Herz. Und verwünſcht ſey der Mann, der ſeinem Bruder nur eine einige Freude misgönnt, der ihm einen Augenblik des Lebens vergöldet. Es ſind ehrwürdige Nahmen Weiſe und Hiller und alle die Nahmen derer, die für geſittete Freude der Menſchen ſorgen. Ich glaube aber nicht; daß es auſſer der Saiſon iſt, ein Wort zur Ehre des Trauerſpiels und unſers tragiſchen Drama zu reden, und wieder in Erinnerung zu bringen, daß Socrates keine Schauſpiele beſuchte, als dann, wenn Euripides mit den neuern Tragöden um den Vorzug ſtritt; daß Cicero die Medea las, da der grauſame Popilius Lånas kam und den Kopf des groſſen Mannes abforderte, daß Plato und Ariſtoteles und Epictet und Seneca die Tragödie als eine Magiſtra des Lebens anſahen und daß es wahr iſt, was Timocles der Comiker von ihr ſagt:

Von seiner Wieg' an ist der Mensch ein arm Geschöpfe,
Denn all sein Leben ist von vieler Noth begleitet.
Doch fand er selbst sich seinen Balsam, die Tragödie.
Sieh, wie die Seele durch Betrachtung fremden Elends
sich selbst besänftigt und vergißt des eignen!
und fremde Noth wird ihr zur Weisheit und zur Wollust.
Wie kan der Arme über seine Armut seufzen,
wenn er den Telephus noch ärmer sieht, als er ist?
den Blinden werden Phineus arme Kinder trösten
und Niobe den Vater, der um seine Kinder jammert.
Ist wohl ein Lahmer unglükseeliger, als Philoctetes?
Wo ist der Alte, der so elend ist im Alter, wie Oeneus?
Selbst die Manie findt einen Balsam in Alcmäons Unglük!
So lehret das Trauerspiel den Menschen hohe Weisheit,
lehrt ihn Gedult und Gleichmuht und bescheidne Seufzer,
Durch schmerzenstillende Vergleichung seines Unglüks.

Etwas

von meinem

Lebenslauf

und etwas

von meiner

Muse auf der Vestung

ein kleiner Beitrag

zu der selbst erlebten Geschichte

meines Vaterlandes

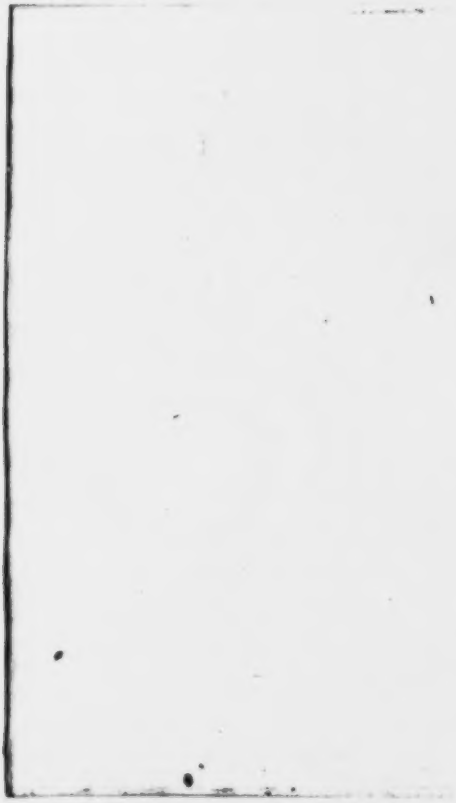
von

Regierungsrath D. Huber.

Stuttgart

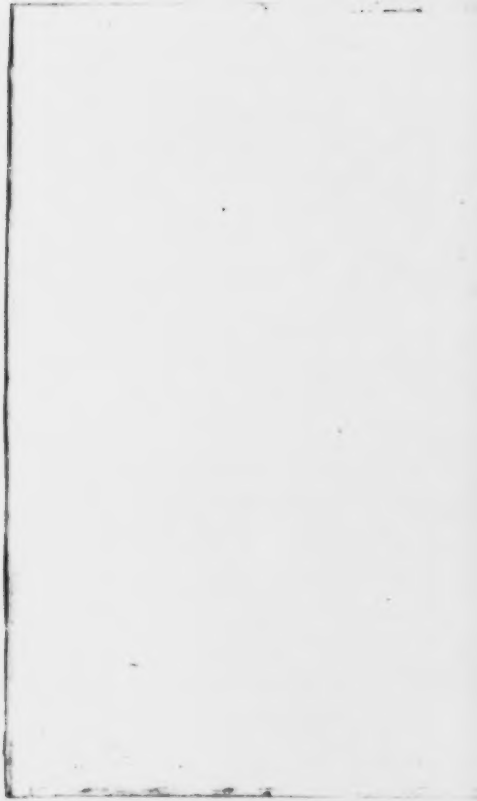
bei Johann Friedrich Steinkopf

1798.



Si le monde se plaint de quoy je parle trop de moy, je me plains de quoy il ne pense seulement pas à soy. Je dy vray, non pas tout mon saoul, mais autant, que je l'ose dire : & l'ose un peu plus en vieillissant,

Essais de Montaigne.



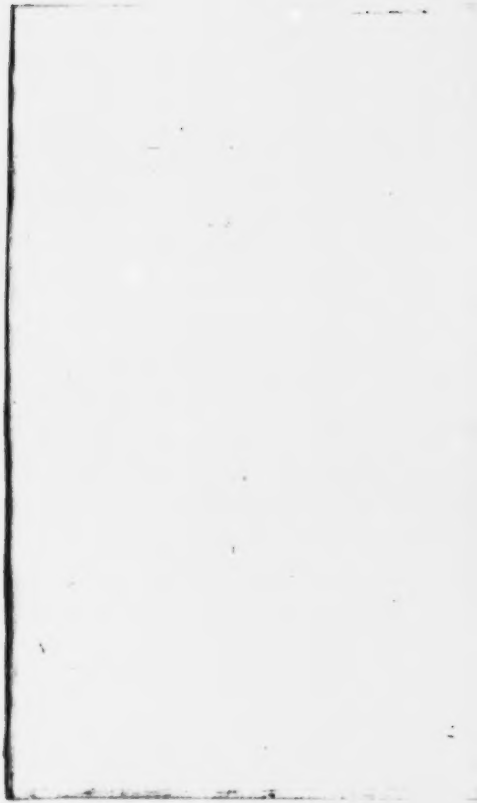
Zueignung

an den ehrwürdigen Todten,

den gewesenen Würtembergischen

Regierungs-Präsidenten

Eberhard Friedrich von Gemmingen.



Mein Bruder! gönne mir die traute Zuſchrift!
Es mögens die Magnaten alle wiſſen:
Im Himmel, wo du biſt, erſchallt kein Titel,
Als der — des Bruders.

Glänzt nicht vor jeder meiner Schrift dein Name?
Dein war der erſte Laut von meiner Muſe;
In früher Jugend hab' ich dirs geſchworen:
Dein ſei der lezte!

Meiſt

Meiſt unter deinem Aug' hab' ich dies Leben
Gelebt und unter deiner theuren Leitung;
Und dir allein bin ich die Zuſchrift ſchuldig,
Ob gleich du todt biſt.

Wie! todt? das ſagt nur dieſe heiſſe Thräne.
Noch lebſt du, und ein ſolches wahres Leben,
Das nur allein des ſchönen Namens werth iſt:
Wir ſind die Todten!

Und wenn dich auch das Volk vergeſſen könnte:
Du lebſt dem beſſern Theil des Vaterlandes,
Du lebſt unſterblich dem Verdienſtekenner
Und ſeiner Nachwelt.

Welch einen Theil die Bürger des Olympus
Am Schikſal der zurükgelaſſnen Freunde
Entweder nehmen können oder dürfen,
Iſt heil'ges Räthſel.

Vielleicht, Ihr Glüklichen! wird Erden-Schikſal
Für euch zu klein, vom Himmel aus, geſehen.
Noch iſt es Troſt für uns, mit euch zu reden,
Als wenn ihr hörtet.

Seit jener Sturm-Nacht, da ich dich verloren,
Wie oft hab' ich den Himmel ſchwarz geſehen,
Die halbe Erde ſchwarz von Blut und Unglük,
Von Bruder-Leichen?

X

Du haſt von der Geburt des neuen Freiſtaats
Die erſte Kindesſchmerzen nur geſehen,
Des Königs Noth, des grauſamern Deſpoten,
Des Pöbels Unſinn,

•

Die Anarchie ſtatt der beſcheid'nen Freiheit,
Agrariſches Geſez ſtatt Menſchengleichheit,
Den Muth mit Grauſamkeit, und Grauſamkeiten
Gemiſcht mit Tänzen.

Doch, nichts vom Blutgericht des guten Königs,
Nichts von der mörderiſchen Gilletine,
Nichts von der Wuth des raſenden Dictaters
Haſt du vernommen.

Vom

Vom Bund der zwanzig Könige und Fürsten
Des halben Welttheils hast du nichts vernommen,
Du hörtest von den hundert Todes-Schlachten
Nicht Einen Seufzer,

Nicht Eine Klage von den Land-Verjagten,
Die vor dem wilden Krieg den Rest der Güter,
Das bis'gen Leben nur, gerettet haben,
Das sie verwünschen.

Du sah'st ihn nicht, den Krieg, wie er vom Kniebis
Herab sich wälzt, wie theu'r wir Frieden kauften,
Und welches Glük des Friedens wir izt haben!
Ist dir verborgen.

XII

Fünf lange Jahre schon von dir verlassen,
Am milden Abend meiner Lebenstage,
Doch mit dem Muth des Jünglings, sah' ich alle
Die wilde Scenen.

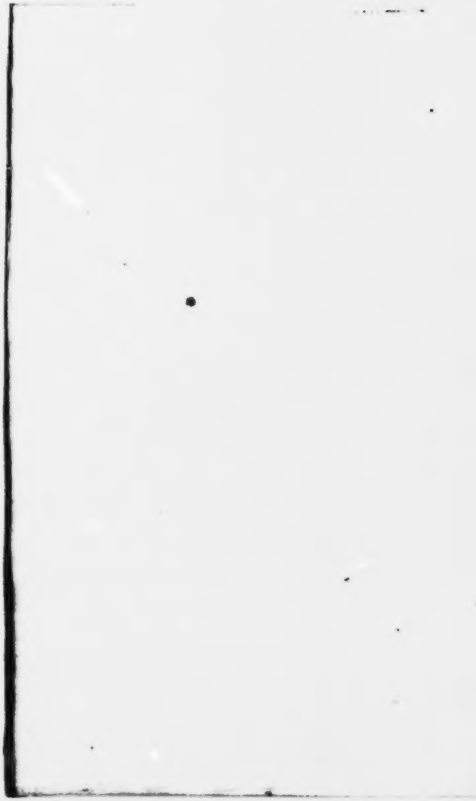
Das Menschenunglük ist nur Menschenthorheit,
Da ist kein Rath: und beides ist unheilbar.
So lehrt' ich oft Vergessenheit das Unglük,
Das Elend Freude.

Doch Freund! so lang ich noch hierunten walle,
Wie könnt' ich mich der Klagen ganz enthalten?
Zu tief fühl ich das Elend meiner Brüder,
Der armen Menschen.

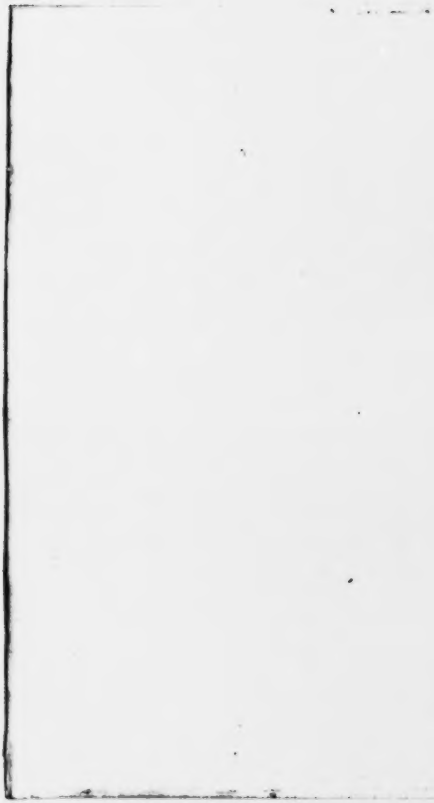
Will mir der Welt-Tumult die Ruhe rauben,
Da kenn' ich keinen andern Troſt des Lebens;
Ich denke mich zu dir in die Gefilde
Des ew'gen Friedens.

Huber.

Lebenslauf.



Lebenslauf.



Ich gebe Ihnen, freundlicher Leſer! dieſe wenige Gedichte und Ueberſezungen, welche ich in meinem ſechsmonatlichen Gefängniß auf der Bergveſte Hohen-Aſperg verfertiget habe. Auf dieſem Helikon konnten ſie nicht wohl beſſer gedeihen. Ich gebe ſie durchaus ungeändert, damit der Mann nicht an-

ders vor dem Publicum erscheine, als er unter seinen damaligen Umständen empfunden, gedacht und geschrieben hat. Seit dieser unangenehmen, aber durchaus nicht unglüklichen Periode meines Lebens sind izt zwei und dreissig Jahre verflossen, und ich bin drei und siebenzig Jahre alt geworden. Das Alter ist eitel und geschwäzig. Aber nicht ungerne verzeiht man dem Langelebenden diesen Fehler, wenn seine Redseeligkeit nicht allzulangweilig ist, und nicht ohne Interesse für den Hörenden. Mit der nemlichen Nachsicht hat man die bejahrten Dichter beehrt, wenn sie nun, nach und nach, von den Musen verlassen, ihr Schreibepult durchsucht, noch einige Arbeiten ihrer glük-

lichen

lichen Zeit, oder auch nur einige Versuche der Jugend, aufgefunden, und der Publicität nicht unwerth geachtet haben. Vor ungefähr zwanzig Jahren war mein unvergeßlicher Freund, der Regierungspräsident von Gemmingen entschlossen, diese Gedichte herauszugeben. Ich gab ihm mein Manuscript, ohne eine Abschrift für mich zu behalten. Er veranlaste mich damals, diesen Gedichten eine kurze Beschreibung meines Lebens und besonders derjenigen Umstände beizufügen, die zur Beurtheilung und Würdigung dieser Gedichte nöthig zu seyn schienen. Er fand hernach Bedenklichkeiten bey seinem Vorhaben, die ich wohl vermuthen, aber nicht heben konnte und wollte.

Nur der Verſuch würde eine Unbeſcheidenheit geweſen ſeyn. Vor fünf Jahren erbte ich, kraft ſeines Teſtaments, unter ſeinen übrigen Manuſcripten, meine eigenen Manuſcripte, und führe izt ſein Vorhaben ſelbſt aus, da alle Bedenklichkeiten, die er gehabt hat, für mich und ihn verſchwunden ſind. Denn die einzige, die mir übrig geblieben iſt, nemlich die anſcheinende Eitelkeit, in einer guten Geſellſchaft von ſich ſelbſt zu reden, iſt allenfalls nur eine verzeihliche Sünde wider die Lebensart.

Ich bin in dem Jahre 1723. zu Groß-Heppach gebohren, einem ansehnlichen Flekken in einer der schönsten Gegenden Würtembergs, da, wo sich das Remsthal in ein Korngefilde ausbreitet. Mein Vater war da viele Jahre lang Pfarrer, Freund, Rathgeber und Vater seiner Gemeine. Da ist, izt noch, mein Bruder Beamter, und pflanzt den Ruhm der väterlichen Redlichkeit fort. Ich bin in keine Schule gekommen, bis ich in meinem vierzehnten Jahre in das Kloster Denkendorf aufgenommen wurde. Denn wir Kinder hatten alle das Glük, von unserm Vater allein gelehrt und erzogen zu werden. Mein Vater war von schwächlicher Gesundheit, er fühlte an sich selbst, die hohe Nothwendigkeit, bey dem Geschäfte der Erziehung den Körper des Zöglings nicht zu versäumen.

Was

Was solte uns alle Weisheit der Welt ohne Gesundheit? Ich wurde gewöhnt, meistens, selbst im Winter, barhaupt in die Luft zu gehen, und gewislich wär ich, wenigstens des Sommers, wie die gemeinsten Kinder des Flekens, auch barfus gegangen, wenn meine liebe Mutter es für anständig gehalten hätte. Der übrige Körper war leicht gekleidet, Sommers und Winters mit einerlei Zeug. Kein Handschuh im härtesten Winter; und noch izt in meinem hohen Alter weiß ich nichts von einer solchen Verwarung der Hände, und habe sie auch nicht nöthig. Meine Nahrung, von früher Jugend an, war äusserst einfach. Am Morgen eine Suppe, meistens von Milch, am Mittage Gartengemüse, selten Fleisch, zwischen der Zeit nichts als Brod und Obst, entweder roh, oder gedörrt; kein Bakwerk. Der Trank war frisches Brunnenwasser; äusserst selten einige Schlüke Wein. Mein Vater trank keinen, ob er schon immer über hundert Aimer in seinem Keller hatte. Von Thee und Caffee wußten weder Eltern noch Kinder

das

das geringſte. Die Zeit des Schlafs ward nicht pünktlich zugemeſſen: aber jeden Morgen, um 7. Uhr mußte ich, mit kaltem Waſſer gewaſchen, vollkommen angekleidet, mit dem Morgenbrod verſehen, und zum Ausſchiken oder zum Lernen bereit ſeyn. Die ſogenannten Erholungs-Stunden, welche von den täglich geſezten ſechs Lernſtunden übrig blieben, wurden, ganz genau nach der Abſicht meines Vaters, zu Befeſtigung des Körpers, zum Hüpfen und Springen, zum Bergſteigen, zum Ballſpielen auf der Wieſe, zum Kegelſpiel, zum häufigen Baden in den Untiefen des klaren Rems-Fluſſes, und, ſelbſt im härteſten Winter, zum Schleifen auf dem Eiſe und zum Fahren auf Bergſchlitten, in der Geſellſchaft der beſtgearteten Jungen des Dorfes angewendet. Sind dies Kleinigkeiten? o mein ewig theurer Vater! ich danke dir, daß du ſie nicht für Kleinigkeiten geachtet haſt, ich danke dir mein langes Leben! doch was habe ich dir nicht zu danken?

Ich komme auf die sittliche Erziehung. Die practische Religion, die begreiflichen Lehren von einem unsichtbaren höchsten Wesen, das ganz Weisheit und Güte ist; von seiner alles umfassenden Sorge für seine Kinder, die Menschen; von unsrer Pflicht, all unser Vertrauen auf ihn zu sezen, und, um seinetwillen, wie eine einzige Familie, uns unter einander zu lieben; von den natürlichen Folgen eines edlen oder unedlen Lebens, und von ihrem Lohn oder Strafe jenseits des Grabes, dies war der erste Unterricht unsers Vaters, früher als Lesen und Schreiben. In den Winterabenden sezte er sich zu uns, und gab jenem Unterrichte das Leben durch Erzählungen leichtbegreiflicher Geschichten von guten und schlimmen Menschen aus der Bibel und aus der Weltgeschichte. Sobald wir lesen konnten, gab er uns die weise Sprüche des Salomo und Sirachs in die Hand, zwei himmlische Schriften, die bey unsrer Erziehung der Jugend so unverantwortlich hintangesezt werden.

Mein

Mein Vater war ein freier Mann von tausend Vorurtheilen, von Teufelein, die die Ordnung Gottes stören konnten, von Hexereien, von Erscheinungen und Nachtgespenstern, von Verdeutungen und Ahnungen und andern Träumereien. Er that sein äusserstes, uns für Ansteckung zu bewahren; das war auf dem Dorfe unmöglich. Er begegnete diesem Uebel mit der Erzählung vieler Geschichten von entlarvten Betrügereien dieser Art; er sandte uns sehr oft zur Nachtzeit ohne Licht aus, um an dem andern Ende des Fleckens etwas zu bestellen. Ohne die mindeste Furcht sprang ich, in meinem zehenten Jahre, unbegleitet und ohne Laterne in das, eine halbe Stunde entfernte, Filial Klein-Heppach oder in die nächsten Pfarrhäuser, um dort etwas auszurichten. Polissonerien, welche Muth zeigten, auf Schranken gehen, auf die höchste Bäume zu klettern, über breite Graben zu sezen, Baurenpferde, ungesattelt, in eine tiefe Schwemme zu reiten, diese wußte mein Vater wohl, aber er verbot sie uns nicht, weil sie

Muth erforderten, und im künftigen Leben nüzlich werden konnten. Es iſt wohl keine Frage: ob die Erziehung auf dem Dorfe nicht etwas wild, ein wenig zu Rouſſeauiſch iſt? Aber unter dieſen halb-cultivirten Menſchen hab' ich Treue und Redlichkeit, Muth des Lebens, Ausdauren in Geſchäften, Genügſamkeit, und die hohe Tugend gelernt, dieſe ohne Vergleichung nüzliche Klaſſe von Menſchen, für meine Brüder zu achten, eine Tugend, die mir all' mein Leben und beſonders meine Magiſtratiſchen Aemter erleichtert hat.

So natürlich, ſo ungebunden an irgend eine ſonſt gewöhnliche Methode, war auch meine Erziehung in Abſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften. In meinem vierten Lebensjahre wurden mir zu gleicher Zeit die Alphabete von der Teutſchen, Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache theils durch Grammatiken, theils durch Vorſchriften meines Vaters gezeigt. Mein Vater hatte in dieſen drei Sprachen eine ſehr deutliche

und

und leserliche Handschrift. Ich lernte sie in diesem Zeitpunkte auch nachmalen. Im sechsten Jahre meines Lebens konnte ich sie lesen, wie sie ein sechsjähriger Knabe lesen kann. Sogleich folgte die saure Arbeit des Auswendiglernens der Wörter und der Paradigmaten. Selbst in unsrer Muttersprache mußte ich sehr oft declinirn und conjugiren, eine Uebung, welche in den Schulen so sehr versäumt wird. Die Regeln des Syntares wurden vielmal gelesen sammt den beigesezten und mehreren von meinem Vater angegebenen Exempeln; aber sie wurden nicht auswendig gelernt. Mit dem siebenten Jahre wurde die Verteutschung Lateinischer und Griechischer Schriften angefangen, und die Regeln der natürlichen und zierlichen Zusammensezung dieser beiden Sprachen in der Uebung des Uebersezens gezeigt. Ausser der Methode, die gelehrte Sprachen auf die nemliche Weise, wie die lebendigen, blos durch den Umgang zu lehren, gibt es keine leichtere und sichrere, als diejenige, die mein Vater angewandt hat. Immer wurde von dem

Leich-

Leichtern zum Schwerern hinaufgestiegen, von den historischen Schriften der Alten zu den philosophischen und poetischen Werken. Es war eine Ersparnis zum mindsten der halben Lernzeit; daß mein Vater, bey dem Uebersezen, niemals die mir fehlenden Worte in dem Wörterbuche nachschlagen ließ; sondern sie mir, mit einer unbeschreiblichen Geduld, hundertmal aufs neue wieder sagte; und daß die Uebersezungen niemals zu Papier gebracht, sondern immer nur mündlich damit fortgefahren wurde. — Eben so wenig Zeit wurde mit der sonst gewöhnlichen Schreiberei der sogenannten Exercitien, oder Uebersezung des Teutschen in ein Knaben-Latein verdorben. — Bis in mein vierzehntes Jahr habe ich nicht eben dergleichen Exercitien geschrieben. Anstatt dieser Uebung nahm mein Vater mir bey der mündlichen Verteutschung eines alten Schriftstellers, sobald eine Periode in demselben übersezt war, den Autor aus der Hand, sagte mir die ganze Periode teutsch vor, und ließ nicht eher ab, als bis ich diese Periode völlig, mit

dem

dem ganzen Ausdruk des Autors, wieder gefunden und zusammen gesezt hatte. Und da diese Uebung so lange ununterbrochen fortdauerte, als ich in der Lehre meines Vaters war, so ist begreiflich, wie leicht mir die dürftige alte Methode der niedern Kloster-Schulen war, ein paar leichte Klassiker zu übersezen, eine teutsche Aufgabe in erträgliches Latein zu kehren, oder dieses Thema von Mund aus, sogleich lateinisch aufzufassen und niederzuschreiben. Ich hatte eine Schwester von vortreflichen Naturgaben. Sie war ein Jahr älter als ich. Aus eigenem Antrieb, und, als mein Vater ihre Lust bemerkte, nicht ohne seine Aufmunterung, leistete sie mir, von den Alphabeten der gelehrten Sprachen an, in allen meinen Lernstunden Gesellschaft. Ihre Gesundheit war nicht recht fest, und meine liebe Mutter foderte einen Theil ihrer Zeit zu Erlernung der Wirthschaft; sonst würde sie mich, kraft ihrer grössern Aufmerksamkeit, gewiß in allem übertroffen haben. Meine Eltern hielten ihr eine Französin von dem fünften Lebensjahre an;

ich

ich lernte diese Sprache mit ihr; und da mein Vater mich erst in meinem zehenten Jahre in dem Hebräischen unterrichtete, worinn er sehr gelehrt war, so wohnte sie zutheuerst auch den Lehrstunden dieser Sprache mit bei. Sie war meine theure Gefährtin in allen meinen Vorbereitungs-Studien, in einer nicht oberflächlichen Bekanntschaft mit mehr als zehen Classischen, Römischen und Griechischen Schriftstellern, ihren Geschichten, ihrer Philosophischen Weisheit und den Grazien ihrer Sprache und ihres Ausdruks; in den Anfangsgründen der Leibnizischen oder Welfischen Philosophie, die damals Mode war, und welche mein Vater, weil sie dem gemeinen Menschenverstande gemäßer war, an statt der Aristotelischen Spizfündigkeiten angenommen hatte; in der Weltgeschichte, nach Essichs Einleitung, die freilich damals noch nicht durch Volz verbessert und gereinigt war; in der Erdbeschreibung, da freilich noch kein Büsching war; in den Anfangsgründen der Rechenkunst, welche mein Vater zur Stärkung unsrer Aufmerksamkeit

keit lehrte, und in einigem Unterrichte in der Muſik, beſonders der Singkunſt, die uns Herr Hehl, ein Vicarius unſers Vaters, gab, welcher erſt vor einigen Jahren, als Biſchof der Mähriſchen Brüder, in Penſylvanien geſtorben iſt. Dieſes freundſchaftliche, aber in der ſtrengſten Wahrheit gegründete Angedenken bin ich der Aſche einer edeln Schweſter ſchuldig, die länger als zehen Jahre mein Schulcamerad, oft eine freundliche Hofmeiſterin des wilden Knaben, und nach dem, was ich von ihren Studien geſagt habe, eine ganz auſſerordentliche Erſcheinung war. Geziert mit jeder häußlichen Tugend ihrer Mutter und der brauchbaren Wiſſenſchaft ihres Vaters würde ſie das Glük einer eigenen Familie geworden ſeyn, aber, nach meiner Trennung von ihr, nahm ihre Kränklichkeit zu; ſie ſtarb zu einer Zeit, da ich in Tübingen ſelbſt dem Tode nahe war — das erſte Unglük meines Lebens, das ich ſchmerzlich empfand.

Ich komme nun auf meine Erziehung in den ſogenannten niedern Kloſtern. Sie ſind bekanntlich

lich eine Art von Gymnasien oder nähern Vorbereitungs-Instituten auf die Universität. Noch izt haben diese Klöster und Konvicterien ihre Mängel; aber welche hohe Vorzüge vor einem Stall voll Mönchen! Mein Vater hatte keine Vorliebe für sein Amt; ich selbst hatte noch nicht das geringste Zeichen der Wahl irgend einer Profession von mir gegeben. Da erhielt mein Vater, ohne sein Gesuch, den Ruf für mich zu einer erledigten Stelle unter den Studenten des Klosters Denkendorf, welche der Theologie gewidmet sind. Mein guter Vater fragte mich um meine Gesinnung; ich überließ den Entschluß seiner Weisheit. Ohne die mindeste Bedenklichkeit ließ ich mich von ihm in das Kloster begleiten. Ein und ein halbes Jahr hier, und zwei Jahre in dem Kloster Maulbronn verschwanden mir in der Gesellschaft von fünf und zwanzig muntern Cameraden, von denen die Meisten meine Freunde waren, wie so viel Tage. Mein mit mir dahin gebrachter väterlicher Vorrath von Kenntnissen vermehrte sich in diesen viertehalb

Jah-

Jahren nur wenig, aber ich erhielt ihn ohne Abnahme. Noch bis diese Stunde lebe ich von jenem Kapital. Professor Steinweg machte mich fertiger in der hebräischen Sprache. Bengel verschafte mir die Bekanntschaft mit den Homilien des Chrysostomus; aber mehr, als alle jene andre Lehre, ausser seinen beständigen Ermunterungen zur Tugend, danke ich diesem gelehrten Manne seine historische Erklärung der Briefe des Cicero an seine Familiaren. Megerlin lehrte mich die Syrische Sprache, und gab mir, ein halbes Jahr über, besondere Stunden in der Italiänischen Sprache. Aber dagegen mußte ich in dem Hause dieses sonderbaren Mannes die Stelle eines Holzhakers versehen, und einen, bis in sein vierzehendes Jahr, beinahe gänzlich versäumten Anverwandten in der Lateinischen Sprache, und eine Anverwandte von zwolf Jahren im Klavier und in der Singkunst unterrichten. Beiden fehlte es eben so sehr an Talenten, als Muth zum Lernen. Meine Geduld bey einer so undankbaren Mühe, hatte

dreierlei Gründe, zwei löbliche und Einen, wenigstens klösterlich verwerflichen. Der Herr Professer hatte diese Beharrlichkeit als einen Dank von mir zu fordern, und die Frau Professorin, eine gebohrne Französin, eine sehr belebte Frau, redete mit mir nichts, als ihre Sprache, und gab mir viele Regeln der Lebensart. Diesen Umgang wollte ich geniessen, so lang es möglich war. Aber die Wohnung des Herrn Professors lag ausserhalb der Clausur des Klostergebäudes; ich hatte einen Hauptschlüssel, um zu meinen Lectionen herauszukommen: man kann denken, ob nicht der Jüngling, voll Feuer und Leben, diese Freiheit zu etwas ganz anderem, als zu Lehrstunden, zu gebrauchen gewußt hat? Doch, ich halte nichts auf die sogenannten Konfessionen. Sie sind nichts, als Stolz oder Frömmelei. Der junge Leser soll dies nicht gelehrt werden, daß man grobe Fehler begehen, und dennoch ein angesehener Mann in der Welt werden kann: der Alte aber, der entweder seine elenden Brüder, die Menschen, oder, welches noch bes-

ser

ser iſt, ſich ſelbſt, ein wenig ſtudirt hat, bedarf wahrlich dieſes Unterrichts nicht. Das Bekenntnis jenes ſo berühmten franzöſiſchen Natur-Menſchen: daß er in ſeiner Jugend eine Dieberei begangen, und dieſe ſchändliche That auf ein unſchuldiges Mädchen gewälzet, in das er ſterblich verliebt war, empört jeden Menſchen von Gefühl wider den Beichtenden, ohne der Moralität etwas zu nüzen. Und unter tauſend Menſchen von einer ſolchen ſchlimmen Anlage wird nur ein einziger ein Rouſſeau werden.

Muthwillen genug, aber eine Schelmerei dieſer Art habe ich, Gottlob! von meinem ganzen Leben nicht zu bekennen. Mit einer leichtſinnigen Handlung jener Art nahm ich Abſchied von dem Kloſter Maulbronn. Ich wurde angeklagt, daß ich über den Hochmuth eines klöſterlichen Beamten eine kleine Satyre verfertiget hätte. Ich konnt' es nicht läugnen, wurde aber ſehr leitlich beſtraft, weil meine Richter Wahrheit darinnen fanden, und etwas von Poetiſchen Talenten.

Die Beförderung aus einem Kloſter in das andre iſt allemal dem Jüngling angenehm, weil ſie eine Wandrung iſt, die immer dem jungen Menſchen gefällt. Das Stift zu Tübingen iſt eine Vermiſchung von klöſterlichem und dem freien Academiſchen Leben. Der Zwang des Kloſterlebens wird unmerklicher durch den freien Umgang mit Menſchen jeder Art, auſſerhalb des Kloſters, und durch die groſſe Geſellſchaft von mehr als hundert, an Alter, Gelehrſamkeit, Weisheit und Lebensart verſchiedenen Mitbrüdern innerhalb der Clauſur, und der lernbegierige Jüngling freut ſich der geöffneten Ausſicht über das weite Feld der höhern Wiſſenſchaften. Ich wurde bald mit den beſten Köpfen des Kloſters bekannt, aber auch mit luſtigen Brüdern, die die klöſterliche Geſeze hintergiengen. Bey meinem Eintritt in das Stift kam ich auf ein Winter-Museum von mehr, als zwanzig Studenten, worüber ein ſehr gelehrter alter Repetent, Nahmens Tritſchler, der Aufſeher war. Das war ein Jovialiſcher Mann, er liebte die

Mun-

Munterkeit seiner Untergebenen bis zur Ausgelassenheit, er bedekte die Fehler derselben wider die Klostergeseze, wo er konnte. Aber er war unerbittlich scharf gegen diejenigen, die nichts lernten oder lernen wollten. Dieser Mann schenkte mir seine ganze Zuneigung. Er las mir ein Privat-Collegium über die Logik und eines über die Porrhonische Philosophie. Und dieser Mann war der erste, der mir die Nuditäten aller menschlichen Wissenschaften aufgedekt hat, so weit damals mein Blik reichen konnte. Es waren herrliche Lectionen für einen jungen Menschen, der sich sowohl auf das, was er schon gelernt hatte, als auf das, was er noch lernen könnte, grosse Dinge einbildete. Sein Unterricht aber leitete keineswegs zur Verachtung der Wissenschaften; sondern zu strenger Untersuchung der Wahrheit.

Jezt hörte ich Canz über die Logik und, in zwei Collegien, über die Metaphysik. Er war ein treuer Anhänger der Wolfischen Philosophie,

ein

ein trokener Lehrer, aber sein Vortrag war äuſſerſt hell und deutlich. Maichel n hörte ich über das Recht der Natur und die Moral. Dieſer Mann warf seinen Vortrag den Zuhörern hin, wie etwas, das nichts zu bedeuten hat. Aber diese Unannehmlichkeit ward reichlich vergütet durch viele Litterariſche Nachrichten, und, weil er gereißt war, durch Beiſpiele und Anekdoten aus dem Leben der Menſchen. Die Lehrſtühle der Mathematik, der Phyſik, der ſchönen Wiſſenſchaften, der Claſſiſchen Litteratur, der gelehrten Geſchichte, wie der allgemeinen Geſchichte, waren ſo gut als wie gar nicht beſezt. Ich brannte für Begierde, die Engliſche Sprache zu erlernen; dazu war eben ſo wenig Gelegenheit. Aber dieſer Lüken in den Wiſſenſchaften ungeachtet, ward ich in meinem Neunzehenten Jahre Magiſter. Ich hatte die gewöhnliche Examinationen der Facultät, nicht ohne Lob, überſtanden, ein paar philoſophiſche Abhandlungen geſchrieben, eine öffentliche Rede in Teutſchen Hexametern gehalten, welches damals eine ſehr ungе-

gewöhnliche Erſcheinung war, eine moraliſche Diſputation unter dem Vorſiz Herrn Maichels vertheidiget, und in den damals gewöhnlichen, ſogenannten Cykliſchen Diſputationen, mehr als fünfzigmal öffentlich opponirt. Unter derjenigen Claſſe von Kloſterlingen, welche von dem Kloſter Maulbronn in das Stift zu Tübingen befordert wurden, war ich in der Location der dritte. Bey dem Magiſterium wurde ich in der Ordnung der Promotion der vierte, weil der Sohn eines Profeſſors ohne ſein Verdienſt die erſte Stelle erhielt. Dieſe Rang-Ordnung der Studirenden von Einer Claſſe iſt oft ein Spiel der Gunſt oder Ungunſt derer, die dieſen Rang beſtimmen. Dennoch hat ſie einen beträchtlichen Einfluß in die künftige Beförderung, mithin in das ganze künftige Schikſal des ungerecht Locirten. Denn gewöhnlich haben nur die drei erſten von einer Claſſe der Magiſter die Hofnung, die Stelle eines Repetenten und hernach eine dieſem Vorzug entſprechende Beförderung zu erlangen. Dieſe Herabwürdigung kränkte mich, und von dieſem

Au-

Augenblik an, wünschte ich, das Kloster zu verlassen. Ich sah täglich graubärtige Magister vor meinen Augen, welche von zehenjährigen Vicariaten in das Kloster zurükgekommen waren. Sie sahen aus, wie rudedonirte Pfarrer. Auch dies stärkte meinen Wunsch, einen so langweiligen Weg des Lebens zu verlassen. Aber izt starb mein theurer Vater, von welchem ich, wie ich schon oben gesagt habe, die Erfüllung meines Wunsches zuverlässig zu hoffen hatte; sogleich, nachdem ich Magister geworden war, entdekte ich ihm meine Wünsche. Aber er konnte mir nicht antworten, weil ihn seine täglich zunehmende Krankheit hinderte. Er ließ mich nach Hause kommen. Er fühlte den herannahenden Tod. An einem Nachmittage forderte er mich und meinen Bruder vor sein Sterbebett. Kommt, meine Kinder! sprach er mit einer sterbenden Stimme, daß meine Seele euch segne! Wir knieeten an sein Bette. Der Patriarch legte seine Hände auf unsre Häupter, und sprach: Gott segne euch, meine Kinder? Gott segne euch!

Ihr

Ihr sehet, daß ich sterbe — wir zerflossen in Thränen — aber der im Himmel stirbt euch nicht, wenn ihr seine gute Kinder seyn werdet. Liebet ihn und vertrauet ihm durch euer ganzes Leben, und vergesset nicht, daß alle Menschen eure Brüder sind: dann wird mein Seegen euch folgen. Wir stunden auf: er befahl, ihm in dem Hausgarten eine Zwetschge zu holen, um sich noch einmal an seiner Lieblingsfrucht zu laben. Er nahm sie in die Hand. Himmlische Frucht! sagte er. Er wollte sie zum Munde bringen. Sie fiel ihm aus der Hand, und todt war er, der Unvergeßliche? Nicht ein Wort von unsern künftigen Professionen. In seinem Leben hatte er hundertmal gesagt: Lernt, was ihr wollt! nur lernt es recht! Meine vorgehabte Veränderung gefiel meiner Mutter nicht; sie glaubte nach ihrer Hermeneutik, ich sollte die an den Pflug gelegte Hand nicht abziehen. Aber mein Vormund, der Bruder meiner Mutter, der um das Wohl unsers theuren Vaterlandes und seiner Kirche so hoch verdiente Prälat und Ober-

hof-

hofprediger Fiſcher berichtigte die Begriffe ſeiner Schweſter, und mein Austritt aus dem Kloſter ward beſchloſſen. Ich hatte ſchon einigemal unter der Aufſicht meines Vaters auf meine Orthodoxie, in Heppach, und zweimal in dem Stift zu Tübingen geprediget. Mein Vater war ein vortreflicher Canzel-Redner, populär, wie es die Belehrung der Menge erfordert, aber ſein Vortrag war mehr einſchmeichelnd, als hinreiſſend. Ich wählte ſeine Popularität, und gab dem Vortrag Feuer und Leben. Mein Gedächtniß war treu, meine Bruſt ſtark, meine Stimme Sonor und die Declamation richtig. Man hatte mich beredet, daß ich Talente zur Redekunſt hätte. Welcher Menſch, jung oder alt, glaubt nicht gerne ſeine Tüchtigkeit? Ich wollte alſo bey dem Studium der Theologie, auch auſſerhalb des Kloſters, beharren. Mein Vormund wollte das nicht, denn nur ein Stipendiat kann ſeine Beförderung, als ein Recht, verlangen. Bei andern iſt ſie Gnadenſache. Meine Entlaſſung aus dem Stipendium verzögerte ſich länger,

ger, als ein halbes Jahr. Innerhalb dieser Zeit hörte ich ein Collegium über Jägers Compendium der Gottesgelahrtheit. Man wußte damals von keinem bessern. Ich hörte Doctor Weissmann über die Kirchengeschichte, weil sie der Theolog zu seiner Profession, der Jurist zum Kirchenrechte, und jeder Christenmensch zur Berichtigung seiner Religion nicht entbehren kann. In Hinsicht auf mein künftiges Brod-Studium gab mir mein Freund Canz, damals noch bloßer Licentiat, hernach ein vortrefflicher Professor der Rechte, Privat-Unterricht im Römischen Recht über die Institutionen nach dem Compendium des Heineccius. Ein anderer meiner Freunde, Gmelin, welcher erst einige Jahre hernach Professor in der Arzneigelahrtheit wurde, hielt damals Vorlesungen über die Legal-Medicin. Ich hörte auch diesen. Oft ist mir der Unterricht eines jungen Mannes, der noch durch Lehren mit mir lernen mußte, nützlicher gewesen, als der stolze Unterricht des alten Pedanten, der alles zu wissen glaubt.

Erst

Erst drei Vierteljahre nach erlangter Magister-Würde erhielt' ich meine freundliche Entlassung aus dem Kloster, und zugleich den Befehl meines Vormundes, die Rechtsgelahrtheit zu studiren. Der Gang dieser meiner neuen Studien hatte nichts ausserordentliches vor dem Lauf meiner Commilitonen, als daß ich in dem ersten halben Jahre noch ein Privat-Collegium über das Recht der Natur bey Canz hörte, bey welchem ich Logik und Metaphysik gehört hatte, und, weil ich doch eigentlich ein Jurist für mein Vaterland werden wollte, ein ganz vortreflich geschriebenes Heft von Ferdinand Harpprecht über unser gemeines Lind-Recht und Landes-Ordnung mir zu Nuzen machte. Dieser unstreitig sehr gelehrte Mann sah das Römische Recht als eine Pest der Teutschen Gerechtigkeit an, und so oft er auf dieses Würtembergische Hülfs-Recht zurükkommen mußte, geschah es mit Unwillen. Wenn jemals etwas aus der Reformation und Reinigung unsrer Landsgesezze von fremdem Unrath werden sollte,

so

ſo müßte dieſe Arbeit in die Hände eines ſolchen Vorurtheil = freien Mannes kommen. Aber es hat noch gute Wege dahin! In eben dieſem erſten halben Jahre hörte ich noch zwey Collegien, eines über die Inſtitutionen, das andre über das Teutſche Staats = Recht; jenes in dem lebhafteſten, dieſes in dem allerlangweiligſten Vortrag. Hierauf folgten zweimal die Pandecten, das Kirchenrecht, das Lehenrecht, das Canoniſche Recht, die Teutſche Reichsgeſchichte, ein Collegium über die Actionen und eines über die gerichtliche Praxis mit Ausarbeitungen. Hier nenne ich den ehrwürdigen Nahmen Chriſtoph Friedrich Harpprecht, deſſen mit vieler ſchönen Litteratur gewürztem Unterrichte ich beinahe alle meine Kenntniſſe in dem Privatrechte zu danken habe, mit der ehrerbietigſten Dankbarkeit. Und dies iſt die allgemeine Stimme der tauſend Schüler, die ihn gehört haben. Die Zeit, die mir von meinen öffentlichen Collegien = Stunden übrig war, verwendete ich auf Vorbereitung und Wiederholung meiner Profeſſions = Studien und auf

die

die Erhaltung meines guten Geschmaks in den schönen Wissenschaften. Dazu gebrauchte ich einen Lauterbach, einen Strvk und ihre Antipoden, meinen Plutarch, meinen Cicero, meinen Horaz und alle die schöne Seelen Teutschlands, die sich nach jenen ewigen Mustern gebildet haben. Zwei Jahre lang, täglich eine Stunde, bezahlte ich den französischen Sprachmeister, um mit mir die französische schöne Litteratur zu durchgehen. Der Mann war nicht ungeschikt, aber er war nichts, als ein Parasit, der bey einer Tasse Cafe, oder einem Glas Wein, Lehren und Lernen vergaß. Ich besuchte den Fechtboden, den Tanzboden, das Billard. Viele Stunden forderte die Dichtkunst, viele die Musik. Man sagte, daß ich ganz erträgliche Verse machte. Ich verfertigte viele zu meinem eigenen Vergnügen, viele für andre. Ich besang Lebende und Todte, blieb der Wahrheit treu, sang nie in meinem Leben einen Scepter, als den eines Rectors der Universität. Ohne Musik konnt' ich nicht leben. Ich war in allen Gesell-

sellschaften, die die Musik belebte, und alle Gesellschaften, die ich selbst hielte, wurden durch Musik belebt. Alle meine Nachbarn in der Strasse, wo ich wohnte, nahmen Theil an meiner Lustigkeit, und luden ihre Gesellschaften, um die mehr natürliche, als gelehrte Musik von Dilettanten zu hören. Gerade von mir über, wohnte eine bejahrte Dame mit ihrer Familie, die Wittwe des gewesenen Kaiserlichen Feldmarschalls, Freyherrn von Leutrum; sie lebte in Tübingen von einer Kaiserlichen Pension mit Anstand. Lange hatte sie in dem Geräusche der grossen Wiener-Welt gelebt, und nahm mit grosser Zufriedenheit izt fürlieb mit dem kleinen Hofe, den ihr, die Woche über ein paarmal, einige adlichen und unadlichen Studierenden machten. Die Musik impatronirte mich in diesem Hause. Sie redete mit mir von meinen künftigen Absichten, wenn ich meine Studien vollendet haben würde. Ich wollte die Welt sehen: da schrieb Sie ohne mein Vorwissen an ihren Sohn, der damals Geueral und Commendant in Ver-

gen ob Zeom war. Ihr Zeugniß mußte mir sehr günstig gewesen seyn. Denn er trug mir die Stelle eines Secretairs bei sich, und die Stelle eines Auditors bei seinem Regimente an, wenn ich mich vorher durch den Ritterschaftlichen Consulent, Herrn Haselmaier, würde haben examiniren lassen. Ich wurde auf beide Stellen wirklich examinirt und das Zeugniß an den Herrn General gesandt. Bald kam die Ordre, daß ich mich auf den ersten Wink zur Abreise bereit halten sollte. Ich equippirte mich mit ansehnlichen Kosten. Da aber in sechs Wochen keine Nachricht ankam, so glaubte ich, der Herr General habe mich, wie ein grosser Herr, vergessen. In dieser Ungewißheit des Ausgangs, schrieb ich, um den Grad eines Licentiaten zu erlangen, eine nicht sehr nüzliche Disputation über den Fall der Accession, wenn auf eine Tafel, die einem andern gehört, geschrieben oder gemahlt wird, vertheidigte meine Disputation, wurde zweimal examinirt, erhielt wirklich den verlangten Grad eines Licentiaten, und machte

Anſtalt, die Univerſität zu verlaſſen. Da kam die ſchröckliche Nachricht, daß dem General in ſeinem Wohnhauſe in Bergen ob Zoom, von einem über ſeinem Haupt eingeſtürzten Fruchtboden beide Schenkel abgeſchlagen worden ſeyen, und daß man an der Erhaltung ſeines Lebens verzweifle. Seine Frau Mutter konnte nicht trauriger ſeyn, als ich. Ich nahm einen düſtern Abend mit ſeiner ſchwärzern Nacht, und ſang ihr und mir eine tröſtende Elegie, übergab ſie Ihr, ſo heiß, wie ſie aus meinem Herzen kam; aber ich habe ſie nicht wieder geſehen. Der vortrefliche Mann hatte mich keineswegs vergeſſen. Ein ganzes Jahr hernach, da er völlig wieder hergeſtellt worden war, kam er nach Würtemberg, fuhr meiner Mutter, die ſich, nach meines Vaters Tod, an den Special-Superintendenten und nachmaligen Prälat Fronmüller in Marbach verheirathet hatte, für's Haus, forderte mich von ihr, und wollte mich mit ſich nehmen. Aber ich hatte ſchon einen friedlichern Weg des Lebens erwählt, und war mit meiner theuren Frau ver-

ſprochen. Vielleicht wär ich, auf jene Weiſe, in das Soldatenleben verwikelt worden, eine Profeſſion, die Niemand erwählen kann, als in der äuſſerſten Noth ſeines eigenen Vaterlandes. Ehe ich Tübingen verließ, ward ich Advocat des Hofgerichts, und begab mich nach Stuttgart, um an dem Ort, wo Aemter und Gnaden ausgetheilt werden, durch meine Praxis und durch den Beiſtand meines allgemein verehrten Onkels, Gönner zu erwerben. Es iſt unbeſchreiblich, mit welcher Wehmuth ich meine theuren Freunde der Univerſität, die mich alle mit ihrer brüderlichen Verbindung beehrten, verlaſſen habe. Sie waren es alle werth. Und ich kan es hier meiner Eitelkeit nicht verſagen, ihre theure Namen öffentlich zu nennen. Ich will ſie bei ihren nachmaligen Aemtern und Ehrenſtellen benennen, in welchen ſie izt noch leben, oder in welchen ſie geſtorben ſind. Ach, der Tod hat grauſam mit mir getheilt! Kaum lebt von ihnen der dritte Theil. Es ſind die Miniſters und Geheimen-Räthe Gewmingen, Knieſtedt, Hopfer,

Rie-

Rieger, der Obriſt Montolieu, die Regierungsräthe Bilfinger, Banger und Landſchaft-Conſulent Eiſenbach, die Prälaten, zwei Volzen und Oberhofprediger Bernhard, der Herzogliche Leibmedicus Hopfengärtner, die Profeſſoren Canz und Gmelin, und die Special-Superintendenten Lang, Maier und Buſch. Die namentliche Erwänung aller dieſer würdigen und in meinem Vaterlande dafür bekannten Männer gereicht mir zur Ehre, wenn es wahr iſt, daß der Freund aus ſeinen Freunden erkannt wird. Aber ſie würde mir nur Schande bringen, wenn ich ihr theures Angedenken, oder ihre noch beſtehende Freundſchaft durch mein Leben entehrt hätte. Das Beiſpiel der Vertraulichkeit, in welcher ich mit dem edeln Gemmingen bis an ſein Ende gelebt habe, gibt mir ein Zeugniß, das über alle Einwendung erhaben iſt. Zu dieſem hohen Glük, fürtreffliche Freunde zu haben, legte die Vorſehung noch das zweite ausnehmende Glük, mir eine Freundin zuzuweiſen, die bis auf dieſe Stunde

Leben und Glük mit mir getheilt hat. Ich habe keinen Roman zu erzälen. Wir fanden uns, wie sich die Seelen finden, die für einander geschaffen sind. Ich sah sie das erstemal in meines Onkels Haus bei ihrer Freundin, seiner Tochter. Unsre ersten Unterredungen waren für mich nicht sehr vortheilhaft. Sie hielte mich für eine Art von Wildfang. Ich spielte ihr mein Clavier, sang ihr alle meine freundliche Lieder vor, mein Onkel und ihre Freundin nahmen meine Parthie, und sie sah, daß es nur Lustigkeit des Herzens war, welche zu einer nähern Verbindung und zu Ertragung eines gemeinschaftlichen Schiksals unentbehrlich ist. Wir wurden einverstanden bis auf die Zustimmung der Eltern. Ich hatte nichts, als mein bischen Wissenschaft und mein Herz anzubieten. Denn mein Aufwand auf der Academie, meine Gesellschaft mit den Studirenden von Adel und andern reichern Jünglingen hätten mein väterliches Erbe erschöpft. Auch hatte ich keinen Begriff vom Gelde, wie schwer es kömmt, wie leicht es geht.

Man

Man ſagte von mir, daß mein kleiner Schelm von Bedienten, den ich in der Livree hielte, immer mehr Geld in ſeiner Fike gehabt hätte, als ſein Herr. Man ſagte aber auch die rühmlichere Verſchwendung von mir, daß ich einigemale, wenn ich nicht Münze hatte, den Armen, ohne Bedenken, ein Geldſtük gegeben hätte, und ohne Reue.

Dieſe unſägliche Thorheit war ſicherlich mein Fehler, aber auch der Fehler meiner erſten Erziehung. Denn meine Eltern lieſſen ihren Kindern niemals mehr, als einige Kreuzer auf einmal in ihren Händen. Und izt hatte ich die erbärmliche Profeſſion ergriffen, die Anfangs nicht den halben Mann, geſchweige ſeine Frau und eine Familie ernährt. Der geſchikteſte angehende Advocat iſt zu deſperaten Proceſſen verdammt. Ich habe in anderthalb Jahren fünf Proceſſe verloren, keinen gewonnen. Die Ausſicht meiner Geliebten war alſo nicht ſehr tröſtlich. Sie ſelbſt hatte von ihren Eltern keinen Reichthum

zu erwarten. Aber die Vorſehung und die Erziehung hatten ſchon reichlich für ſie geſorgt. Sie beſaß, neben einer edeln Bildung, einen hellen Verſtand, ein zufriednes Herz und jede weibliche Tugend und Geſchiklichkeit. Sie ward bürgerlich erzogen. An unſerm Hochzeittage hat ſie das erſte ſeidene Kleid angezogen. Ihr Herr Vater, Abel Weinmann, war lange als Auditor bei einem Würtembergiſchen Regimente geſtanden, und hatte in Ungarn und in Italien Feldzüge mitgemacht. Als er in ſein Vaterland zurük kam, ward er Oberauditor und Kriegsrath, hernach Regierungsrath, Aſſeſſor bei dem Hofmarſchallamt und bei mehrern andern Herzoglichen Deputationen. Er wurde zu vielen wichtigen Inquiſitionen und andern Geſchäften gebraucht, und erwarb ſich durch ſeine Geſchiklichkeit und Redlichkeit ein unbeſchränktes Vertrauen bei dem Herrn und ſeinem Miniſterium. Izt lebt kein Kanzelliſt, kein etwas begüterter Bürger, ſo ſparſam, ſo bürgerlich wie er. Seine Kleidung war einen Grad unter ſeinem Stande;

er

er trank seinen mittelmäßigen Besoldungs-Wein, lebte in zwei Zimmern, in deren einem ein kleines Cabinet zu seiner Arbeit war, das nur durch ein einziges Fenster erhellt wurde. Seine vortrefliche Frau, eine gebohrne Reinhard, war die Wirthschaft selbst, aber er hatte sich das Gesez gemacht und heilig gehalten, das Recht um keinen Preis zu verkaufen; er kannte überhaupt das nicht, was die Franzosen die Wissenschaft, etwas zu machen, neunen; sorgte für die gute Erziehung seiner fünf Kinder, ließ zwei Söhne studiren, und das unbeträchtliche Vermögen, das in diese Ehe zusammen eingebracht wurde, war bei seinem frühen Tode nur wenig vermehrt. Ueber alle diese gemeine Bedenklichkeiten sezte sich mein theurer Schwiegervater weg. Sobald er durch den Umgang und einige meiner Geschäfte und Aufsäze versichert zu seyn glaubte, daß ich ein brauchbarer Mann werden könnte, nahm er mich zu sich in sein Haus und an seinen Tisch, und übergab mir den gröbsten aller Reichthümer der Welt, die treue Gefährtin meines

nes künftigen Lebens. Kurze Zeit hernach mußte ich ihn vor den Herzog begleiten. Er bat für mich um das Amt eines Oberamtmanns, und den Tag hernach erhielt ich, nicht ohne Zustimmung des Miniſteriums, die Anwartſchaft auf die nächſte Oberamtei, welche erledigt werden würde. Das Decret ſprach von Belohnung der Verdienſte meines Schwiegervaters. Der junge Mann, der ſo eben die Schule verlaſſen, hat keine Verdienſte. Wenn er Kopf und Herz gebildet hat, ſo hat er höchſtens eine Anlage, Verdienſte zu erwerben. Es iſt nur Stolz, welcher in unſern gegenwärtigen Pädagogiſchen Zeiten nicht ſelten dem Zögling den Kopf verkehrt, daß er in allem Ernſte glaubt, er ſey der Mann für jedes Amt, das offen ſteht. Mit groſſem Mißtrauen auf meine Tüchtigkeit bezog ich in dem Jahre 1750. die Oberamtey Nagold, die damals erledigt wurde. Nach ſechs Jahren ward ich zum Oberamt Bebenhauſen, nach fernern ſechs Jahren zu dem Oberamt Tübingen mit dem Character und Rang eines wirklichen Regierungs-

Raths,

Raths, und nach Verlauf von nicht vollen zwei Jahren, als ein Staatsverbrecher auf unsre Berg-Vestung Asperg befördert. Befördert, sage ich? Ja! Und ich halte mich für berechtiget, zu glauben, daß eben diese Beförderung unter allen, die ich gesucht, die ich wirklich erhalten habe, und die mir angetragen worden sind, bei weitem die ehrenhafteste gewesen ist. Mit welchem Recht oder Unrecht ich dies glaube, wird sich zeigen, wenn ich zu jener Periode meines Lebens komme. In Absicht auf meine vierzehenjährige Amtmannschaft hab' ich wenig zu sagen. In der Art der Geschäfte, welche täglich vorkommen, sind unsre Oberamteien alle einander gleich. Der Beamte, der nur vier oder fünf Dörfern vorgesezt ist, hat die nemliche Amts-Verrichtungen, wie der Beamte über dreissig. Aber es ist klar, daß der Leztere sechsmal mehr zu besorgen hat, als der erste. Eine solche Stelle, wenn der Mann allen seinen Pflichten Genüge leisten will, ist mit vielen Sorgen verknüpft, an die der Kanzleimann nicht denken darf. Und dennoch

noch haben wir keine zusammenhängende Verordnung und Instruction über den ganzen Umfang dieses wichtigen Amts, und auf der Universität wird nur die Advocaten-Praxis und höchstens die Berichts-Erstattung aus Acten und Protocollen gelehrt. Bei dem Antritt meines ersten Amts habe ich mir aus meinem Staat, aus dem Land-Recht und Landes-Ordnung, aus den General-Rescripten, aus meiner Amts-Praxis, aus Belehrungen, die ich mich nicht geschämt habe, selbst von meinen Subalternen zu erbitten, eine Skiagraphie über alle meine Amtspflichten entworfen.

Vielleicht verzeiht man mir noch ein paar Worte über meine Profession.

Ein Würtembergischer Oberamtmann ist ein Diener nicht nur seines Herrn, sondern des Staats. In dem Districte des Landes, der seiner Sorge anvertraut worden ist, hat er die Aufsicht über das Wohl und den Nuzen von beiden. Denn nach unsrer glüklichen Verfassung kann der beiderseitige Wohlstand niemals getrennt werden.

Er

Er hat die Aufſicht auf alle Gerechtſame, auf alle Gefälle und Einkommen ſeines Herrn; er ſtellt zu rechter Zeit Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben, die er zu verrechnen hat; er wahret die Gerechtſame in Streitigkeiten mit auswärtigen Herrſchaften und in Condominial-Orten. Er darf, nach dem Ausdruk unſers Vaters, Herzogs Chriſtoph, denen ihm untergebenen Gemeinden an ihren Gerechtſamen, Municipalſachen, Verträgen, guten Gewohnheiten, Gülten, Gütern, Zinſen und Einkommen ꝛc. eben ſo wenig abgehen und entziehen laſſen, als ſeinem Fürſten. Er leitet alle Wahlen der Commundiener, der Stadtſchreiber, der Amtsſchreiber, der Amtspfleger, der Bürgermeiſter, der Gerichts- und Raths-Glieder, der Schultheiſſen und Bürgermeiſter ꝛc. in ſeinem ganzen Amt, und beeidigt ſie. Er hat die Aufſicht über das Steuerweſen, über den Einzug und die richtige Verwendung alles Einkommens der Stadt und der mit ihr verbundenen Amts-Orte. Er muß für die zeitige Stellung aller Gemeinde-Rech-

mungen ſorgen; er muß ſie durchſehen, berichtigen und öffentlich abhören. Eben dieſelbe Pflicht hat er in Abſicht auf die Spitäler und andre fromme Stiftungen in ſeinem ganzen Oberamt, und über das eben ſo heilige Vermögen der Wittwen, der Waiſen und der Verſchollenen. Die Verwaltung der Juſtiz iſt ſeine tägliche Arbeit, er iſt der Präſident des Stadt-Gerichts. Kein Rechtstag, woran förmliche Proceſſe vorkommen, und kein Gerichtstag wird ohne ſeine Gegenwart gehalten, oder ohne den Verſiz eines andern, dem er den Gerichts-Staab übergeben hat. Er muß ſeine Amtstäge halten, an welchen er die Partheien zu vergleichen trachtet, oder ſtrafbare Handlungen zu Protocoll bringt, und nach den Landesgeſezen um Geld oder Gefängniß rügt. Grobe Vergehungen berichtet er zur Regierung.

Wenn ein peinlicher Proceß erkannt iſt, ſo iſt er nimmer der Präſident des Stadtgerichts. Dieſes Gericht hält das Blutgericht, und der

Ober-

Oberamtmann iſt der fiſcaliſche Ankläger. Er hält ſeine Ruggerichte, ſeine Kirchen-Synoſur-Gerichte, und jährlich einmal in einem jeden ſeiner Amtsorte ein ſogenanntes Vogt-Ruggericht. Hiezu kommen ſeine Amtstäge mit dem Beiſitz des Special-Superintendenten des Oberamts, über Händel, die man mit dem comiſchen Ausdruk: vermiſchte Sachen, benennt, dergleichen ſind die Eheſtreitigkeiten, Eheverſprechungen, Ehebrüche, Hurereien. Auch hat er Amtsgeſchäfte mit den Oberforſtämtern über die Commun-Waldungen und in Wilderei-Vergehungen. Seiner Aufſicht iſt die Polizei in ſeinem ganzen Oberamt anvertraut, die allgemeine Sicherheit in der Stadt und in den Dörfern, auf den Feldern und Straſſen, die Sitten ſeiner Untergebenen, ihre Spiele, ihre Luſtbarkeiten, ihre Trauer bei Sterbefällen, die Beſchäftigung und der Unterhalt aller Armen, die Reinigung der Ortſchaften und Straſſen von fremden Bettlern und Vaganten, das Leben der Menſchen und Thiere bei anſtekenden Krankheiten, treues Gewicht

wicht und Maaß, der Preis der nothwendigen Lebensmittel, die Unterhaltung brauchbarer Straßen und Wege, die Verbesserung des Feldbaues in Weinbergen, Aekern und Wiesen. Selbst von soldatischen Geschäften bleibt ein Oberamtmann nicht befreit, bei Auswahlen, bei Werbungen, bei Einquartierungen, und in der Pestilenz eines Krieges. Dies ist nur eine flüchtig hingeworfene Skizze der allgemeinen Pflichten eines Würtembergischen Oberamtmanns. Izt bitte ich, noch hinzuzudenken, wie viele Berichte er auf die Memoriale in Privatangelegenheiten seiner Untergebenen oder auf die Decrete des Herzogs oder seiner Canzlei; wie viele Schreiben oder Antworten auf Schreiben der auswärtigen Klagenden; wie viele Ausschreiben und Befehle an seine untergeordnete Schultheissen und Magistrate er zu fertigen hat; wie viele mündliche Bescheide er zu ertheilen hat; wie viele Inventuren und Theilungen er durchsehen muß; wie viele Zeit es ihn kostet, das unförmliche und unverständliche Anbringen des Bauers zu entzifern?

fern? So wird es beinahe unglaublich, daß ein einziger Mann einem ſolchen Amte gewachſen ſeyn kann. Und für ſo viele Arbeit und Sorgen iſt der Mann keineswegs belohnt. In Nagold habe ich all mein Einkommen auf tauſend, in Luſtnau auf zwölfhundert und in Tübingen auf dreizehenhundert Gulden gebracht. Und man bedenkt wohl nicht, daß dieſe Beſoldungen zu einer Zeit geſchöpft worden ſind, da ein Ehrenkleid des Beamten in ſeiner eigenen Rechnung auf acht bis zehen Gulden angeſchlagen iſt; man bedenkt nicht, daß er bei einer kleinen Oberamtmannſchaft Einen Schreiber und bei einer weitläufigen, zwei Schreiber ernähren und beſolden muß, wenn er ſich nicht zu tode arbeiten ſoll, und daß er vielleicht für eine zahlreiche Familie zu ſorgen, und für ſie, oder auf Zeiten, da er zu den Geſchäften untüchtig wird, etwas zu erwerben hat. Wenn aber ein Oberamtmann in ſeiner Wirthſchaft einen groſſen Aufwand mache, und ſich Equipage hält, ſo iſt dies ſicherlich nicht in der Regel. Entweder beſitzt er eigenes groſ-

ses Vermögen, oder seine Untergebenen empfinden, wie dies zugeht, oder er wird, zu seiner und seines Amtes Schande, ein Gantmann. Doch, ich habe mich vielleicht zu lange bei der Beschreibung eines Amtes aufgehalten, das man gemeiniglich mißkennt, und bei weitem nicht für so wichtig hält, als es wirklich ist. Die Thoren schäzen die Aemter nach Titeln. Izt ist man berechtiget, mich zu fragen: wie hast du dein Amt verwaltet? Ich habe mein Amt geliebt; ich habe meine Untergebene geliebt, als meine Brüder; seit dreissig Jahren, und noch bis diese Stunde, kommen Menschen aus meinen ehmaligen Oberämtern, und holen meinen Rath; ich war ein fleissiger Mann; ich habe keinen Rechtstag, keinen Gerichtstag, keinen Amtstag versäumt, ohne dringende Nothwendigkeit; ich habe alle meine Protocolle selbst geführt, alle meine Berichte selbst gefertiget und geschrieben; ich habe Ordnung geliebt, Frieden gepflanzt und erhalten, wo ich gekonnt habe; ich habe mit meinem eigenen Gelde Partheien unter einander vergli-

chen

chen und Proceſſe verhindert; mein Amt und die Wahrheit und die Gerechtigkeit, und die Beſetzung der mir untergeordneten Aemter waren mir um keinen Preis feil. Es ſcheint, ich habe meine Pflichten ſo gut erfüllt, als irgend einer meiner Collegen. Und daß ich in dem Ruf eines redlichen und nicht ungeſchikten Beamten geſtanden bin, davon ſei mir erlaubt, hier ein paar Beweiſe zu geben. Es ſind mir, da ich noch ein junger Beamter war, theils unmittelbar von dem Herzog, theils von ſeiner Canzlei viele Unterſuchungs-Commiſſionen in andern Oberämtern über weit ältere meiner Collegen aufgetragen worden. Ein höchſt angeſehener Mann in dem geheimen Ausſchuß unſrer Landſchaft hat mir die Ehre angethan, mich ſchriftlich zu fragen: ob ich zu der wichtigen Stelle eines Conſulenten rufbar ſey? Die damaligen Zeiten ſchienen meinem Freunde Gemmingen zu trüb. Aber mehr als einmal habe ich meine Antwort bereut. Der Herzog kannte mich perſönlich, theils durch die Auswahlen der jungen Leute zu ſeinen Kriegs-

dienſten, theils durch meine Amtliche Gegenwart an zweien Stellen der Pferdezucht des Landes, die in dem Oberamt Luſtnau gelegen ſind, Einſiedel und Oſterdingen, theils durch einen äuſſerſt gnädigen Beſuch in meinem Amthauſe, zu welchem er ſich herabgelaſſen, und bei welchem er mit mir länger als eine halbe Stunde von meinem Amt und den Pflichten eines Oberamtmanns überhaupt geſprochen hat. Einige Zeit hernach gab er mir, ohne mein Wiſſen un Verlangen, den Rang eines Hofrathe, und da in dem Jahre 1761. mein theurer Freund, der Regierungsrath Bilfinger ſtarb, faßte ich den Muth, um dieſe erledigte Stelle zu bitten, weil ich glaubte, ſo wie ich es izt noch glaube, daß die Amtmannſchaft eine ſehr gute und ſchikliche Pepiniere für Canzleimänner in beiden Fächern, der Juſtiz und der Finanzen, ſey. Zwei Tage hernach erhielt ich das Decret, daß der Herzog, bei Beſezung dieſer Stelle, ſein vorzügliches Augenmerk auf mich richten wolle. Aber nach Verfluß einiger Tage erhielt ich ein Schreiben von

ei-

einem Menſchen, der ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf meinen armen Beutel richtete. Dies war jener allgemein bekannte Dienſt-Mäkler, der nicht nur alle mögliche Herrſchaftliche und Municipal-Aemter, ſondern auch viele Rechte und Privilegien zur Kauf-Waare gemacht hat, der aber immer einen beſcheidenern Preis gehalten hat, als alle ſeine bekannten und unbekannten Nachfolger. Dieſer Mann ſchrieb mir kurz und gut: „Er höre, daß ich Regierungsrath „in Stuttgart werden wollte: ich möchte mich „nur ohne Verzug bei ihm einfinden: ich habe „keine Bittſchrift an den Herzog nöthig: die „Sache ſollte ſogleich ausgemacht ſeyn.“ Ich antwortete ihm gleichfalls ohne Umſchweife: „daß ich mich ganz allein auf das Fürſtenwort „meines Herrn verlaſſe, der mir Hoffnung auf „dieſe Stelle gemacht habe: daß ich bei dem „Geſez, das ich mir gemacht und auch heilig „gehalten hätte, keinen unrechtmäſſigen Bazen „unter mein Vermögen kommen zu laſſen, ein „armer Mann geblieben ſey: daß ich von mei-

„nem geringen Vermögen nichts abgeben kön-
„ne, blos um meinen Ehrgeiz zu befriedigen:
„daß es nicht zu erwarten ſtehe, daß ich dieſer
„meiner Erklärung einen gröſſern Nachdruk ge-
„ben dürfte." Auf dieſe meine teutſche Erklä-
rung erwartete ich keine Antwort, denn die Wahr-
heit iſt unbeantwortlich. Aber ich erwartete doch
die Bosheit nicht, die ſogleich an mir ausgeübt
wurde. Ich erhielt ein Schreiben von meinem
Freunde Gemming: „Verbrenne ſogleich alle
„meine Briefe! Du und ich, wir ſind bei'm
„Herzog auf das häßlichſte angeſchwärzt wor-
„den. Du biſt keinen Augenblik auf deinem
„Poſten ſicher. Du habeſt ſchimpflich von dem
„Dienſtverkauf geredet, und dich öffentlich be-
„rühmt, daß es nur von dir abgehangen habe,
„die bewußte Stelle zu erhalten. Der Kerl iſt
„ein deteſtabler Menſch. Mir iſt nicht bange
„für mich; aber für meinen Freund." Auf die-
ſen Brief blieb ich ſelbſt nicht ganz auſſer Sor-
gen, weil ich kein Geheimniß aus dem ganzen
Hergang der Sache gemacht hatte. Doch hatte

ich

ich noch heimliche Hoffnung auf das Fürſten-Wort, auf mein unverfängliches Schreiben und auf die Macht der Wahrheit und Redlichkeit; Hoffnungen, welche freilich alle zuſammen gleich eitel ſind, und unſäglich einfältig.

Die Stelle, die ich geſucht hatte, wurde durch einen andern Mäkler auf eine erbärmliche Weiſe verhandelt. Da ſchrieb mir mein Freund: „Calme! das Ungewitter hat ſich verzogen. Dein „Brief hat müſſen vorgezeigt werden. Er war „vortreflich gefaßt, und hat ſeine gute Wirkung „nicht verfehlt zum Vortheil des Schreibers, zur „Beſchämung des Vorzeigers und zur Freude al„ler Rechtglaubigen." Dieſe Briefe ſind noch in meiner Hand. Ich habe dieſen kleinen Beitrag zu der wilden Geſchichte jener Zeit nicht zurük halten wollen, um zu zeigen, weſſen die groſſe Familie der Anbringer, Mäkler und Syeophanten damals fähig war. Dieſe Geſchichte könnte noch mit tauſend Beiſpielen aus der Geſchichte der wöchentlichen Audienzen vermehrt werden, welche

das Geſindel der Audienz = Läuffer zum Unglük des Vaterlandes und der Privatleute ungeſtraft angewandt hat. Die Bosheit jener Menſchen hat mich nicht erreichen können, weil ich, wie ich ſchon gezeigt habe, die gemeine Pflichten meines Amts mit Redlichkeit und Treue ausgeübt habe. Aber nun bin ich auch ſchuldig, die Kehrſeite der Medaille zu zeigen. Ich muß Handlungen von mir geſtehen, die mit nichts, als mit dem Unrecht der Zeit, in welche die Zeit meiner Amtmannſchaft von 1750. bis 1764. gefallen iſt, mit der Gedult meines Vaterlandes und ſeines Senats, und mit dem Beiſpiele nicht nur aller meiner Collegen, ſondern auch der Canzlei bedekt, aber nicht entſchuldigt werden können. Ich war ein Knecht der willkührlichen Gewalt. Zwar hat das gutmüthige Volk meines theuren Vaterlandes viele ſchrökliche Dinge unter dem Beiſtand ſeiner Oberamtleute ausführen geſehen. Es gehorchte blindlings, und es fiel ihm und vielen ſeiner Beamten nicht einmal ein, daß ſie beiderſeits irgend eine andre Pflicht hätten, als die, zu gehorchen.

Es

Es waren aſiatiſche Begriffe von leidendem Gehorſam, Unkenntniß unſrer heiligen Landesverfaſſung, und ſclaviſche Furcht, welche ſich aller Menſchen bemächtiget hatten. Hiezu kam die ſchändliche Vergeſſenheit alles Unrechts, das ſchon in den drei Viertheilen dieſes Jahrhunderts über uns gekommen war, der alten izt nur wieder aufgerämten zerſtörenden Projecte, und ihrer Urheber der Miniſter, Generale, Juden, Weiber, und andrer Stiefkinder unſers Vaterlandes. Denn ich bin überzeugt, daß ſelbſt der Namen eines Süß vergeſſen wäre, wenn man ihn nicht aus Religions-Haß behalten hätte, und weil ſein Galgen und ſein Käfig von Eiſen war, wiewohl izt auch dieſe Hülfe des Gedächtniſſes, aus guten Gründen, wie man ſagt, zerſtört worden iſt. Dies iſt das ächte Bild des leidenden Gehorſams, dem nichts übrig gelaſſen iſt, als Gebet und Thränen.

Aber wir, die Beamten, waren noch tiefere Sklaven, als das uns untergebene Volk. Wir ha-

haben die erste und wichtigste Gesetze unsers Landes, die theuer erworbene Compactaten und Privilegien verletzt; der öffentlichen Klagen und Protestationen unsrer Landesstände nicht geachtet; das Jammern der Eltern bei den gesetzwidrigen Auswahlen überhört; den Kauf-Handel der Municipal-Aemter begünstiget, und die elendeste Käufer ohne Bedenken in ihre Aemter gesetzt; die Commun-Frucht-Vorräthe, diese heilige Hinterlage auf die Zeit der Noth, bis auf den sechsten Theil entfremden lassen; die alte Steuer-Ausstände, das Eigenthum der Gemeinden oder der Landschaft nicht bewahrt, auch ein Zalen-Lotto geduldet und selbst angespielt; das Juden-Monopol des Tabaks und das des Salzes beschützt, als wenn beides gleich entbehrliche Dinge wären, gezwungene Anleihen nicht nur beigetrieben, sondern auch selbst geleistet; die Untergebene zu nie erhörten Frohndiensten mit Mann und Roß angehalten; im Frieden des Vaterlandes Service-Gelder, erhöhte Militair-Steuren und die sogenannte Monatsteuren beigetrieben; die Millionen,

nen, die das Vaterland, über die Gebühr, bezahlte, wurden uns vorgerechnet; wir sahen ihre Umwendung, wir sahen die niemals gesehenen Feste, die Reisen, die goldnen Paläste in den Einöden, und wir sannen auf Schmeicheleien und Glückwünsche, und bauten Ehrenpforten. Dies sind unläugbare Thatsachen jener Zeiten. Sie können weder an dem Herrn selbst, noch an seinen Dienern entschuldiget werden. Ich habe nun meine und meiner Collegen Sünden redlich gebeichtet. Und izt hat man das Recht, mich zu fragen: Was denn ein Würtembergischer Oberamtmann, welcher sich in jenen Zeiten ein Gewissen über seine Mitwirkung zu jenen gesezwidrigen Handlungen gemacht hätte, zu Rettung seines Gewissens hätte thun sollen? Ich antworte: bei unsrer glüklichen Verfassung, da der Fürst einen Richter über sich hat, hat zwar der Senat des Landes in alle Wege das Recht, allgemeine Bedrängnisse einzuklagen, der Privatmann aber hat es nicht. Hingegen ist diesem das Recht gelassen, seinem Herrn Vorstellungen zu machen,

und ſich die amtliche Mitwirkung zu verbitten; und dann kann er verſichert ſeyn, daß er von ſeinem Amt abgeſezt wird; oder ſein Amt ſelbſt niederlegen, und ein anders Stük Brod zu ſuchen, und wenn ihm dieſes fehlt, zu betteln, welches immer eine edlere Profeſſion iſt, als ſein Amt pflichtlos zu verwalten. Ich habe in dem Jahre 1764. in welchem ich meine Amtliche Wallfahrt geendiget habe, den erſten dieſer zwei Räthe befolgt, und meine Erwartung hat mich nur in ſo ferne betrogen, als ich den ſchweren Zuſaz zu meiner Abſchaffung, die Veſtung, nicht in meine Berechnung genommen hatte. Und dies hätte ich doch ſollen, wenn ich der Warnung eines weiſen Mannes gefolgt hätte: Ihr mögt einem eigenmächtigen Fürſten hundert ſklaviſche Dienſte verrichten, und bei dem hundert und erſten eine ſaure Mine machen, ſo ſind nicht nur alle eure vorigen Verdienſte als Mißverdienſte vergeſſen, ſondern ihr ſeyd auch ſeinem ganzen Zorn ausgeſezt, und das mit Recht, weil ihr zu dem allererſten eurer ungerechten Dienſte eine freundliche

Mine

Mine gemacht habt. Izt waren die zum Theil oben angezeigten vielen Finanz-Projekte, theils erschöpft, theils für unzureichend, unsicher, und in der Folge unausführbar gehalten, theils von dem Laterlande, als unerträglich, mit einer lauten Stimme widersprochen. Da kam der berühmte Vorschlag einer allgemeinen Steuerveränderung in dem Lande an das Tageslicht, eine Mißgeburt, die sogleich in der Geburt erstikte. Ich wiederhole hier dieses Projekt nicht; es ist noch in tausend Händen. Aber die Gründe meines entschlossenen Widerspruchs darf ich nicht verschweigen. Das Projekt hatte nicht eine einzige erträgliche Seite, weder in Absicht auf Finanzkunst, noch Politik. Es war auf nichts geringers angesehen, als auf die Erhöhung des Militair-Beitrags des Landes, wenigstens um die andre Helfte. Man wollte ihn auf achtmal hundert tausend Gulden hinaufschrauben. Die Zeit war übel gewählt bei einem Lande, das schon vorher durch unerhörte Lasten beinahe erdrükt war. Diese Nachricht hatte ich von einem recht

schaf-

schafnen Manne, der in das Geheimniß eingeweiht war. Die neue Besteurungsart war so unregelmässig, und wenn man sich auf eine Avers-Summe von jährlichen hundert Gulden nicht einlassen wollte, für jeden steuerbaren Einwohner so drohend, daß er niemals vor Untersuchungen, Confiscationen und andern Strafen und Plagen gesichert seyn konnte. Aber die schröklichste unter allen Bedenklichkeiten bei dieser Operation war die aufs höchste getriebene Alleinmacht, die gänzliche Hintansezung unsrer Landes-Verfassung, unsers Landes-Senats, unsrer Compactaten, des besten Rechts der gemeinschaftlichen Gesezgebung, als in andern Dingen, also besonders in dem Steuerwesen des Vaterlandes. Zu dieser neuen Steuer-Verordnung ward auch eine geheime Instruction für die sämmtlichen Oberbeamte des Landes gedrukt, worinn ihr ganzes Benehmen bei der Publication und Ausführung, besonders in Absicht auf Bewarung dieses Geheimnisses bis auf den Tag der allgemeinen Bekanntmachung durch das ganze Land, an die Unversammlungen

der

der Gemeinden, auf das ängſtlichſte und deutlichſte vorgeſchrieben war. Den Schluß dieſes Reſcripts machte die unerhörte Drohung: daß jeder Beamter, welcher dieſes neue Steuerweſen nicht zu Stande bringen würde, eben dadurch, ohne weiteres, ſeine Bedienſtung verloren haben ſollte. Und dadurch erlöſchte bei mir der lezte Funke von Muth, in dieſer Sache zu dienen. Zuerſt mußten alſo die ſämmtlichen Oberamtleute des Landes von ihrer Schuldigkeit unterrichtet werden, und dies geſchah auf folgende Weiſe: Der Herzog hatte ſchon von lange her die Gewohnheit, zu Anfang eines jeden Frühjahrs ſich in eigner Perſon, ſowohl auf die Herrſchaftliche Stuttereien, als auch in diejenigen Städte zu begeben, die zu der Pferdezucht des Landes vorzüglich beſtimmt ſind. An jedem dieſer Orte wurde eine gewiſſe Anzahl von Beamten des Landes von dem Herzog berufen, um ſeine mündliche Befehle zu hören. Unſerer zwölf wurden nach Balingen beſchieden. An allen dieſen Verſammlungsorten war, wie ich nachmals gehört ha-

habe, einerlei Vortrag und einerlei Zeremonie. Ich begnüge mich also, die ganze Verhandlung, wobei ich gegenwärtig war, zu erzälen. Und das, was ich dabei gethan oder gelitten habe, will ich sicherlich nicht vergessen. Wir waren auf die uns bestimmte Stunde in den untern Zimmern des Posthauses in Balingen versammelt. Ich fieng so eben an, einem meiner Collegen, er war aber ein Edelmann, zu erzälen, was ich von dem Anlasse zu dieser unsrer sonderbaren Versammlung gehört hatte — denn ein andrer College, der schon bei einer andern vorhergehenden Versammlung von seiner Pflicht unterrichtet worden war, verrieth mir einige Tage vor unsrer Versammlung das Geheimniß der Kirche — ich ermangelte nicht, jenem die äusserste Wichtigkeit des gegenwärtigen Objekts zu Gemüthe zu führen. Er hörte mich nicht. Und in dem Augenblik wurde er, ganz allein, von uns weg in die obern Zimmer unsers Versammlungs-Hauses abgerufen. Eine Weile hernach kroch ich auf Händ und Füssen die Treppe hinauf, und

sah

ſah ihn zu hinterſt in dem Häuschen an einem Fenſter, mit dem bekannten erſten Miniſter des Herzogs, unter tiefen Verbeugungen ſich unterhalten. Endlich wurden wir alle in das Zimmer des Herzogs gerufen. Dieſer ſtund auf der rechten Seite einer mit vielem gedruckten Papierwerk belaſteten Tafel, auf der linken ſein Miniſter. In einem Halbcercul um ſie her waren wir zwölf Beamte. Der Herzog redete uns an, ſehr ernſthaft und laconiſch. „Ihr Herrn! der bis„herige Beitrag des Landes zu Unterhaltung mei„nes Militair-Etats reicht bei weitem nicht zu. „Die Landſchaft hat mir nach vielen Handlungen „nicht entgegen gehen wollen. Ich finde mich „alſo berechtigt, mir ſelbſt zu helfen. Ich habe „eine neue Contributions-Art entworfen, wel„che den Vorzug hat, daß die Laſten mit glei„chen Schultern getragen werden. Mein Mini„ſter hier zugegen wird ihnen izt das weitere er„klären, und zugleich eine geheime Inſtruction „übergeben, welche ſie befolgen ſollen, ſo lieb „ihnen iſt, meine Ungnade zu vermeiden.“

Der

Der Herzog gieng izt weg, und sogleich stellte sich der Minister an den Plaz, den jener verlassen hatte. Er bezog sich kürzlich auf das, was wir aus dem höchsten Munde seiner Herzoglichen Durchlaucht gehört hätten, und ersuchte den Oberamtmann zu Hornberg, von Schauroth, die geheime Instruction uns öffentlich vorzulesen, damit er jede Bedenklichkeit sogleich heben könnte, die uns bei diesem oder jenem Punkte beigehen möchte. Ich schwieg, bis es auf den Punkt kam, wodurch uns untersagt wurde, das geringste von dem ganzen Projekt an die Magistrate der Gemeinden, welche ihre Repräsentanten zu der Amts-Versammlung bevollmächtigen müßten, auszuschreiben. Da stellte ich dem Minister vor: daß wir ernstliche Gesetze hätten, wodurch uns befohlen sey, vor einer jeden abzuhaltenden Stadt- und Amts-Versammlung das ganze Objekt der Deliberation an die Magistrate auszuschreiben, damit diese in den Stand gesezt würden, ihre Abzuordnende zu wählen, zu unterrichten und zu bevollmächtigen. Dies sey, dessen

sonders in gegenwärtigem so äusserst wichtigem Falle, von unumgänglicher Nothwendigkeit. Wenn nun aber dies, nach der geheimen Instruction, nicht geschehen dürfte, so folge daraus ganz natürlich, daß alles, was bei dieser Amts-Versammlung verhandelt würde, gesezwidrig, null und nichtig sey. Bei dieser dum- len Rede eines so unbedeutenden Mannes verließ den Minister die Kaltblütigkeit; er gab mir einen Blik voll zerniger Verachtung, wandte sich zu meinen Collegen, und sagte: Meine Herrn! dieser Einwurf hat nichts zu bedeuten, ganz nichts! der Herr ist Gesezgeber! Izt kam der Punkt der Cassation, im Fall wir das Projekt nicht ausführen würden. Ich sagte: Meine Amtsuntergebenen sind von ihrer Landesverfassung, ihren Freiheiten und Privilegien meistentheils unterrichtet, und wer es nicht ist, dem kann bei den vielen Gelehrten meiner Amts-Stadt der verlangte Unterricht nicht fehlen. Ich bin daher für den guten Ausgang des Projekts nicht einen Augenblik verantwortlich. Unsre Unterredung schien erschöpft zu seyn; denn

izt ließ sich der Minister zu Schimpfwörtern herab. Sie sind ein furchtsamer Mensch, sagte er, der zu nichts zu gebrauchen ist, aber man wird ganz besonders auf Sie Achtung geben. Und ich beschloß diese angenehme Unterhaltung, indem ich in aller möglichen Gelassenheit antwortete: Meine Furcht beweist weiter nichts, als daß ich die Wichtigkeit der Sache einsehe. Auf mich darf man Achtung geben. Ich werde meine Pflicht thun als ein redlicher Beamter. — Die Rollen waren nun ausgetheilt. Ich hatte in Balingen nichts mehr zu thun, und fuhr nach Tübingen, das sieben Stunden davon entfernt ligt, zurük, ohne meinen Fürsten oder seinen Minister noch einmal zu sehen. Eine halbe Stunde nach mir kam der Oberststallmeister von Röder, der den Herzog nach Balingen begleitet hatte, ebenfalls zu Tübingen an, stieg in der Stallmeisterei ab, und ließ mich nur auf einen Augenblik zu sich bitten. Ich erschien, und er sagte mir in Gegenwart meines Freundes, des verstorbenen Stallmeisters Wippermann, ich sei ein verlorner Mann,

denn

denn ich habe tolles Zeug in Balingen gemacht. Verloren? fragte ich. Hab' ich nicht Wahrheit geredet? und glauben Sie, daß der Mann, der Wahrheit redet, jemals verloren seyn kann? — Nein! bei Gott nicht! sagte er, und umarmte mich. — Alle schon dort in Balingen war die Bestrafung meiner verwegenen Anmerkungen beschlossen. — Bei einer andern Versammlung der Oberamtmänner über die nemliche Angelegenheit, aber auf einem andern Plaze, hat einer derselben, in einer Anrede an den Minister, seine fromme Freude über die neue Steuer-Anstalt mit einem biblischen Spruch ausgedrükt: Dies ist der Tag, den der HErr gemacht hat. Lasset uns freuen und frölich seyn! und dieser Mann wurde, allein um dieser Rede willen, zum Geheimen-Rath gemacht. Ich mache keine Anmerkung: unser Horaz hat etwas dergleichen gesagt:

Die Tugend ist ein Spiel der Tüke,
So nach der Ehre, als dem Hohn:
Ha! sie verdient, wie Schelmenstüke,
Bald ein Schaffot, bald einen Thron.

Nun wurde auf den bestimmten Tag die Versammlung der Stadt- und Amtsvorsteher, der geheimen Instruction gemäs, gehalten. Ich eröfnete sie mit einer Rede, worinn ich, ohne das Projekt zu verwerfen, auf die Beobachtung ihrer Pflichten drang. Ich versicherte ihnen nicht, daß ihre Verweigerung mich mein Amt kosten würde: aber ich bat sie dabei auf das inständigste, auf mein Glük oder Unglük nicht die geringste Rüksicht zu nehmen. — Das Projekt wurde durch bei weitem die meiste Stimmen gänzlich verworfen. — Ich mußte, kraft des geheimen Befehls, fünf von den rechtschaffenen Männern, welche ihre Pflicht gethan hatten, vor den Herzog stellen. — Umsonst war alle Drohung und alle Ermahnung. — Einer von denselben erzählte mir nach seiner Zurükkunft, daß er bei dem Wort: Gewissen, das er gebraucht hätte, höhnisch belacht, und bei dem Worte: Vaterland, mit der noch niemals aus einem Fürstenmunde gehörten Rede abgefertiget worden sey: was Vaterland? ich bin das Vaterland! — Das böse Beispiel

des

des sogenannten Ungehorsams sowol von Stadt und Amt Tübingen, als dem benachbarten Amt Bebenhausen war sehr ansteckend; die schon gewonnenen Städte und Aemter traten nach und nach zurük, und alles wurde mir allein zur Sünde gerechnet. Durch dringende und drohende Reskripten wurden noch einige Versuche gemacht, das Projekt durchzusezen: alles vergeblich! Aber die Bedurfnisse für das so sehr erhöhte Militair waren dringend. Man nahm also seine Zuflucht wieder zu den Monat-Steuren. Ich erhielte den ernstlichsten Befehl, meine Untergebene zu ungesäumter Bezalung derselben anzuhalten, und diejenigen Regimenter, an welche die Bezahlung geschehen sollte, wurden benamst. Ich publizirte, ermante und drohte; aber alle meine Untergebenen mit einem Munde wendeten die Unmöglichkeit vor. Ich berichtete dies abermal an den Herzog, und hierauf erfolgte ein Reskript an mich, welches das sowol über mein ganzes Oberamt, als über mich ausbrechende Ungewitter verkündigte. Es drohte die schärfste Execution

und

und die ganze schwere Ungnade des Herzogs über diesen neuen Ungehorsam. Die Drohung, die mich betraf, ward in diesem Reskript nicht mit Worten, sondern nur hieroglyphisch, aber auf eine sehr begreifliche Weise ausgedrükt. Denn der Herzog hatte den gewönlichen Schluß eines Reskripts: „Wir verbleiben euch mit Gnaden gewogen" mit der nemlichen stumpfen und zornigen Feder durchstrichen, womit er seinen Namen hingeworfen hatte. Hierauf that ich mein lezte. Ich machte eine Vorstellung an den Herzog voll dreuster Demuth. Ich behauptete die Unvermöglichkeit meiner Untergebenen, bat um Schonung, und beschwur den Fürsten um Gottes und seiner eigenen Ehre willen, sich durch schlimme und gewaltthätige Rathgeber nicht zum Zorn über unschuldige Unterthanen reizen zu lassen, welche bis auf diese Stunde niemals ihren Pflichten ungetreu geworden, sondern bis zum Mangel an Kräften, bis zur Unmöglichkeit hin, beigesteuert hätten.

Jenes sonderbare Reſcript und mein Concept dieſer ernſtlichen Vorſtellung iſt noch in meiner Hand. Ich fühle, daß ich einigen Leſern zu weitſchweifig werden kann, und dennoch wage ichs, noch einige Umſtände anzuführen, die meine damalige Situation anzeigen. Der Obriſt von Thumb, der mit ſeinem Dragoner-Regimente damals in Stadt und Amt Tübingen im Stand-Quartier lag, und der, bis auf dieſe zweifelhafte Zeit, mein Freund geweſen war, wurde zum Herzog auf Einſidel berufen. Er kam zurük, und verkündigte mir, auf Befehl des Herrn, ſeine volle Ungnade über meine lezte Vorſtellung. An dem folgenden Tage wurde ich von der Ritterſchaft des Cantons Nekkar, die damals in Tübingen verſammelt war, zur Tafel gebeten. Man hatte die, vermuthlich ſchon abgeredete, Unterhaltung über die neue Steuerverordnung und den monatlichen Beitrag zum Deſert aufgeſpart. Man äuſſerte, wie ich nicht anders erwartete, überſpannte Begriffe von leidendem Gehorſam des Volks, noch übertriebenere über den Gehorſam

eines

eines Fürſtlichen Dieners. Ein Obriſtlieutenant, deſſen Namen ich um der Schändlichkeit ſeiner Rede willen verſchweigen will, ſagte vor den Ohren dieſer Edelleute, völlig unberauſcht: wenn ihm der Herzog beföhle, die Stadt Tübingen an vier Ecken anzuzünden, ſo würde ers ohne Anſtand verrichten. — Ich traue ihnen, ſagte ich mit einer Mine voll Verachtung, dieſen Heldenmuth zu! — Der erſte Officier ſagte: er werde mich eben noch auf die Veſtung führen müſſen. — Ich antwortete, da ich hätte ſchweigen ſollen, mit einer eben ſo unüberlegten Rede: „Aber Sie nicht, mit ihrem Regimente.“ Der Mann konnte kaum den Ausbruch ſeines Zornes zurükhalten. Die Geſellſchaft trennte ſich mit dem ſteifſten Abſchied, der nur gegen die Retüre möglich iſt. Noch eine Drohung kam von Stuttgart. Mein Freund ſchrieb mir, der Miniſter hätte an einer öffentlichen Tafel geſagt: ich ſey raſend geworden, man müßte mich in ſichere Verwahrung bringen. Es iſt ein gewaltſamer, unerträglicher Zuſtand, der Zuſtand eines Menſchen, der lange

Zeit

Zeit von einem Unglük bedroht wird. Es iſt das Leben eines Sklaven, der alle Augenblike die Peitſche fürchten muß. Ich bekam einen heftigen Anfall vom hizigen Fieber. Und gerade um dieſe Zeit traf auch der General von Schönfeld in Tübingen ein. Dieſer Mann hatte die Execution meiner armen Stadt und ihres Amts übernommen, nachdem ſchon verſchiedene Generale dem Herzog dieſe unanſtändige Dienſte verweigert hatten. Ob ich ſchon wegen meiner Krankheit, nach den Landesgeſezen, mein Amt dem Stadtſchreiber übergeben hatte, und alſo geſezmäſig abweſend war, ſo plagten mich dennoch die zween Officiere, Schönfeld und Thumb, mit ihren Beſuchen, mit beſtändiger Wiederholung der mir drohenden Gefahr, und der übertriebenen Lehre von abſolutem Gehorſam ſo ſehr, daß ich hätte davon krank werden müſſen, wenn ich es nicht ſchon geweſen wäre. Aber ich machte mich ſtark, und gab ihnen, von meinem Krankenbette aus, eine Lektion voll Feuer und Wahrheit. Ich bezeugte Ihnen meine Verwunderung,

daß

daß sie sich in einer Sache gebrauchen lieſſen, die an sich geſezwidrig sey, und eben deswegen unausführbar; und daß sie eine Execution übernommen hätten, welche, wie ich zuverläſſig wiſſe, von andern Generalen, um ihrer Unbilligkeit willen, verweigert worden sey. Es könnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß unſre Lands-Stände, mehr als Einmal, wider die beide gleich verderbliche Projekte der sogenannten monatlichen Steuren und der ganzen Steuerveränderung auf das allerernſtlichſte und unter Berufung auf das Kaiſerliche Richter-Amt proteſtirt hätten: die Geſchichte Würtembergs, in welcher ſie, als Würtembergiſche Officiere, nicht fremd seyn dürften, gebe mehr als einen Beweis, daß Generale, Miniſter und ihre Helfer und Helfers-Helfer die Grundgeſeze unſers Vaterlandes nicht ungeſtraft hintangeſezt und verachtet hätten: der Staat halte und bezahle ſeine Soldaten um keiner andern Urſache willen, als zu Erhaltung ſeiner Sicherheit, ſeiner Ruhe und Verfaſſung, nicht zu ſeiner Unterdrükung: ſeitdem

dem der gröſte unter den Königen und Generalen in ſeinem Anti-Machiavel geſagt habe: daß ein König nur der erſte Diener ſeines Staats ſey, ſeitdem ſey es keinem Mitgliede irgend eines Staats, vom Miniſter bis zum Kanzelliſten, vom General bis zum Tambour, vom Hofmarſchall bis zum Lakaien erlaubt, ſich für etwas anders zu halten, als für einen Diener ſeines Staates ꝛc. In dieſem Ton redete ich noch vieles: aber die Herrn hörten meine Predigt, wie das Faſeln eines Menſchen, der in dem Fieber irre redet. Noch will ich hier nicht unbemerkt laſſen, daß der arme General von Schönfeld, ungefähr ein Vierteljahr nach der Tübingiſchen Execution, in Nürtingen geſtorben iſt, und auf ſeinem Sterbebette ſeine Mitwirkung bei dieſer Execution bitterlich gefült und bereut hat. Seine lezten Stunden ſind gedrukt erſchienen, da iſt die Reue unverſtellt.

Nach dieſer Litanie von ſehr unangenehmen Begegniſſen, Erwartungen und Drohungen ſey

mir

mir erlaubt, auch ein paar angenehme Zufälle meines Lebens anzuführen, welche jene Unannehmlichkeiten ungemein milderten, und meinen Muth aufrecht erhielten. Fürs erste erhielt' ich die zuverläßige Gewißheit, daß die, unsre ganze Landes-Verfassung garantirenden drei Mächte, Preussen, Dännemark und Hannover nicht nur ihren Beistand den Land-Ständen zugesagt hätten, sondern daß auch ihre Gesandten an unsern Hof nächstens in Stuttgart eintreffen würden. Fürs zweite, da ich unsern Land-Ständen auf den Fall eines über mich ausbrechenden Unglüks meine Familie zur Vorsorge empfolen hatte: so erhielt ich von ihnen die trostende Versicherung, sowohl mündlich, als schriftlich: daß mir alles, was ich verlöre, wieder ersezt werden müßte, und daß ich in Absicht auf den Unterhalt meiner Familie ruhig seyn könne. Ich war damals, da ich den Streit mit dem Minister begann, meinem Stande nach, ein wahrhaftig armer Mann. Ich kann es izt noch erweisen, daß mein ganzes Vermögen kaum in sechs tausend

Gul-

Gulden bestund, wovon ungefär zwei Drittheile eine Ersparnis in vierzehenjährigen Diensten vermittelst einer guten Wirthschaft und einer bürgerlichen Aufführung waren. So war jene Versicherung von meinem Vaterlande kein geringer Trost. Ferner: Beinah an dem nemlichen Tage gab mir die Academie Tübingen einen Beweis ihrer Achtung. Die Juridische Facultät beehrte mich mit dem Diplom eines Doctors der Rechte, ohne mein Gesuch, und in den schmeichelhaftesten Ausdrüken, diese Ehre von geehrten Männern, denen keiner meiner Schritte in dieser Sache verborgen war, stund mit der Fürstlichen Ungnade im vollkommensten Widerspruch, und war mir ein lautes Zeugniß von der Gesezmäßigkeit meines Benemens. — Welche verwegene Sorgfalt die Liebe meiner untergebenen Bürger zu meiner Beschüzung in dem ersten Anfalle meiner Krankheit für mich angewandt hat, indem sie mir einige Nächte eine Schildwache gegeben, berühre ich nur, indem ich, sogleich bei der ersten Wissenschaft, diese Vorsorge, als unnöthig

und

und tumultuarisch, abgestellt habe. Es scheint, meine Bürger ahneten die Nähe der Gefahr sicherer, als ich. In der fünften Nacht meiner Krankheit kam ein Feldjäger vom Herzog, mit dem Befehl: daß ich mich, Angesichts dieses, auf den Weg nach Stuttgart begeben, und vor seiner Person erscheinen sollte. Der Mann ohne Empfindung wußte ganz gut, daß ich krank war. Ich sezte mich sogleich im Bette auf, und schrieb dies dem Herzog unter Beilegung eines Zeugnisses von meinem Arzt, und mit der Versicherung, sobald ich reisen könnte, ohne den mindesten Zeitverlust zu erscheinen. Der zweite Tag hernach war der Tag der Execution. An dem Morgen dieses Tages ließ mich General Schönfeld wissen: er müßte mir sechs Soldaten ins Quartier einlegen. Ich antwortete: daß dies bei einem Mann von meinem Range nicht gewöhnlich wäre. Da gab man mir zwei mir wohl bekannte Offiziere zu, den Rittmeister und Lieutenant Reinöhl. Ich ließ ein Mittagessen für sie zurichten, und stund das erstemal aus meinem

Kran-

Krankenbette auf, um ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Unter dem Mittageſſen rükten zwei Regimenter Fußvolk und ein Commando von Grenadiers zu Pferd in die Stadt ein. Alle Thore, der Marktplaz, das Rathhaus, der Glokenthurm wurden beſezt, das Gewehr wurde auf dem Marktplaze ſcharf geladen, und die Reuter ſprengten in allen Gaſſen, wie raſend, hin und her, und ſiehe, es war kein Feind da. Der Hof vor meinem Hauſe, alle Thüren meines Hauſes, die Treppe, der ganze Ochm, alles wurde von Grenadiers mit entblößten Säbeln beſezt. Ich trat hinaus unter ſie. Was wollen ſie, ihr Herrn! Hier bin ich. Ich bin ein unſchuldiger Mann! Indem kamen Schönfeld und Thumb die Treppe herauf, und kündigten mir an, daß ich vor den Herzog gebracht werden müßte. Gut! ſagte ich, meine Herrn! Ich erkenne die Gewalt. Ich traue auf meine Unſchuld. Gott wird alles finden! — die Herren ſchlichen ſich weg. — Ich kleidete mich hurtig an. Inzwiſchen wurden ein Bürgermeiſter der Stadt und zwei anſehnlichen

Bür-

Bürger als Gefangene in meine Stube gebracht. Ich tröſtete ſie, nahm gelezt Abſchied von meiner eben ſo muthigen lieben Frau, gieng, unter Begleitung vieler Kriegs-Knechte, an den Wagen, der an dem Hofthore ſchon auf mich wartete, und ſtieg ein mit meinen gefangenen Brüdern. Ein Offizier rief: Hinauf! was hinauf kann! Sogleich ſtiegen zwei Grenadiere mit aufgepflanzten Bajoneten auf den Bok, und ihrer vier auf die hintere Brüke des Wagens, und zween poſtirten ſich an die Schläge. Nachdem ſich zwanzig Grenadier zu Pferd vor den Wagen und zwanzig hinter ihn formirt hatten, gieng der Zug durch die Stadt. Die Bürger, die zu ihren Fenſtern heraus ſehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht, viele Thränen wurden vergoſſen. Aber, welch ein Contraſt! Der Obriſtlieutenant **von Bigtum**, der neben dem Wagen ritt, fluchte, was er konnte, ſchimpfte mit Spizbuben und Rebellen, und ſchrie von maſſacriren. In Waldenbuch wartete ein Zug von Fürſtlichen Pferden, ein General-Adjutant des Herzogs

und

und eine Abtheilung von Husaren. Izt gieng der Zug über Stuttgart. Oben an der sogenannten Weinsteig, die nach Stuttgart führt, luden die Husaren ihre Pistolen, man glaubte Ursache zu haben, der Stuttgarter Bürgerschaft nicht zu trauen. Aber das Volk sah den Aufzug, wie eine Festivität. An dem Galgenberg wurden noch einmal die Pferde gewechselt. Eine Stunde über Stuttgart hinaus nahm der General-Adjutant seinen Weg nach Ludwigsburg, wo der Herzog sich aufhielt, und meine Husaren schlugen den Weg ein — nach der Vestung Asperg. Da ward mir mein Herz leichter. Denn ich mußte, wenn ich vor den Herzog gekommen wäre, meine Freimüthigkeit fürchten, und von dem gewaltthätigen Minister die Erfüllung seiner Drohungen mit dem Tollhause, oder einem noch gröſsern Unglük. Aber traurig ist die Situation eines Unterthanen, welcher lieber das Angesicht eines Gefangenwärters, als seines Fürsten sehen will. Mein Freund Gemmingen erzählte mir, nachdem er von der Begleitung seines

Herrn zurük gekommen war, daß er ſeinem Italiäniſchen Freund, Grafen Bieni, welcher einen Feldzug, als Freiwilliger, bei den Kaiſerlichen mitmachte, vor der Schlacht bei Collin, in welcher er hernach ſein Leben verloren, gefragt hätte: was er von dem Soldatenleben hielte? und daß dieſer ihm geantwortet hätte: questa é una vita di bestia! Izt nahten wir uns dem Flekken Stammheim, welcher ungefähr noch anderthalb Stunden von Aſperg entfernt iſt. Der Huſaren-Offizier, Nahmens Tillet, kam an meinen Schlag, und fragte mit groſſer Höflichkeit nach meinem Befinden, und ob ich nicht in dieſem Orte etwas genieſſen wollte? Ich ſagte: Nein! aber ihre Huſaren, die armen Schelmen, haben izt einen Marſch von fünf Stunden gemacht, und weder ſie, noch ihre Pferde haben etwas genoſſen: erlauben Sie, daß ich ihnen ein Glas Wein einſchenken und den Pferden Brod geben laſſen darf! Er nahm es mit Freundlichkeit an. Ich ließ zwei Stüzen voll Weins auf den Plaz vor dem Wirthshauſe bringen.

gen. Von den Huſaren kam, einer nach dem andern, mit abgezogener Müze vor meinen Schlag, und tranken auf meine Geſundheit. Wie ſehr freute ich mich, wieder freundliche Menſchen zu ſehen! Endlich Nachts um zwölf Uhr langten wir auf der Veſtung an. Ich wurde ſogleich vor den Commendanten geführt. Er war der Obriſt von Kettenburg. Schon lange war ich ihm bekannt. Er erſtaunte, mich da zu ſehen, denn er hielt mich für einen Menſchen, der eigentlich nicht hieher gehörte, und vom Herzog hatte er keine Nachricht erhalten, daß ich da ankommen würde, und keinen Befehl, wie ich gehalten werden ſollte. Ich ſagte: Herr Obriſt! Ich will Ihnen mit zwei Worten ſagen, wer wir ſind; und dann thun Sie ihr Amt an uns, ſo menſchlich und freundlich, als Sie können! Wir ſind unſchuldige Leute: aber wir ſind als Rebellen hieher gebracht, weil wir behauptet haben und izt noch behaupten: daß das bekannte neue Steuer-Projekt unrechtmäſſig, unmöglich und unausführbar ſey. Der Commen-

dann zükte die Achseln, und sagte: da ich Ihrentwegen keinen Befehl erhalten habe, so muß ich Sie nach der Art der Begleitung behandeln, mit welcher Sie hier angekommen sind. Er sah mich an, und fragte: sind Sie nicht wohl? Ja! sagte ich, die Barbaren haben mich von meinem Krankenbette aufgehoben, und meine Arznei ist mir unterwegs zu Grunde gegangen. Eine Tasse Thee, die der mitleidige Mann gab, erquikte mich sehr. Izt kam ein sogenannter Plaz-Adjutant, aus der Familie der Profosen. Diesem folgte ich durch einen langen dunkeln Gang in der untersten Etage des Commendantenhauses. Da öfnete er mit grossem Gerassel eine Blek-Thüre an einem zwar ziemlich geraumigen, aber nur durch ein einziges stark vergittertes Fenster ein wenig erhelltes Zimmer, über dessen Schwelle ich hernach sechs Monate lang nicht treten durfte. In dem Zimmer war nicht das geringste Meuble, als ein hölzerner Stuhl. Ich konnte mich für Schläfrigkeit kaum auf den Füssen halten. Der Gefangenwärter gieng weg,

mit

mit dem Verſpruch, mir auf den Abend ein Bett zu ſchaffen. Ich ſezte mich auf dem Stuhl an mein Gitter, und ſchlief wenigſtens vier Stunden lang einen Schlaf voll erquikender Ruhe und Vergeſſenheit aller menſchlichen Frivolität. Mit mir erwachte auch meine treue Gefährtin, meine Muſe. Sie gab mir in ein paar Stunden dasjenige Lied ein, das unter den angehängten Gedichten das erſte iſt. Einen Bleiſtift hatte ich mit mir hieher gerettet, aber weder eine Schreibtafel, noch Papier. Ich fieng an, meine Einfälle an die Wand zu ſchreiben. Hernach fand ich in der Eke meines Zimmers viele Papilloten von einem ehmaligen Bewohner deſſelben, die ich noch zum Schreiben gebrauchen konnte. Denn erſt nach Verfluß von drei Monaten erhielt ich die Erlaubnis zum Schreiben. Der Kerker eines unſchuldigen Mannes, der ſeine eigene Geſellſchaft nicht fürchten muß, gleich dem Miſſethäter, hat nichts Schrökliches an ſich. Hätt ich mein Vaterland glüklich, zu Zeiten das Angeſicht eines Verwandten und eines Freundes

nur

nur Einmal in der Woche die wahrhaftig paradiesische Gegend, rund um meinen Berg herum, sehen dürfen, so würd' ich meinen Zustand nicht ertragen, sondern gesegnet haben. Da ich ein thätiges Leben und Bewegung in der freien Luft gewohnt war, und mich von meiner schweren Krankheit noch nicht erholt hatte, so konnt' ich nicht erwarten, daß meine Natur die ganze Unlust eines Kerkers ertragen würde. Allein, da mir, zu Erhöhung meiner Strafe, die Besorgung meiner Unterhaltung überlassen blieb, so hatte ich den Vortheil davon, meine Kost einzurichten, wie ich wollte. Ich änderte meine ganze Lebensweise. Ich aß sehr wenig, nichts als leichte Gemüsse, selten Fleisch, vieles Obst und trank wenig Wein. Das Fenster meines Zimmers hielt ich Tag und Nacht offen. An einen Abtritt war nicht zu gedenken, und die Unreinigkeit war vermuthlich in dem Plan meiner Strafe. Ich spazierte den ganzen Tag zehen Schritte hin und zehen her. Ich las stehend. Ein großmäthiger Franzose hatte für das Wohlseyn

mei-

meiner Seele gesorgt. In den ersten acht Tagen meiner Gefangenschaft gab ein Hauptmann von unsern Artilleristen, Namens du Trait de Vernancourt, der auf der Festung in Besazung lag, dem Commendanten ein Verzeichniß seiner Bücher, mit der Bitte, mir solche zuzustellen, damit ich mir etwas nach meinem Geschmake zum Lesen daraus wählen könnte. Der Herr von Kettenburg brachte mir selbst das Verzeichniß. Ich fand die kleine Bibliothek unvergleichlich gewählt; die beste französische Soldaten-Bücher, aber auch Schriften der friedlichsten Art. Ich wählte mir den Horaz mit der Uebersezung von Dacier, Popes Werke, die vermischte Schriften des Cardinals Bernis und das Buch von vier Farben, eine französische Posse. Dieser großmüthige Franke wußte nichts von mir, als daß ich ein Gefangener war, und vielleicht noch dieß, daß ich Wissenschaft liebte. Er starb drei Monate hernach. Ich sang ihm zu Grabe, und kaufte die geliehenen Bücher zu seinem Angedenken aus seiner Verlassenschaft.

In

In dem erſten Monat meiner Gefangenſchaft wurde, Nachts um zwölf Uhr, gelinde an mein Fenſter geworfen. Ich ſprang an das Fenſter, und ſah beim Mondſchein drei Soldaten unten ſtehen. Sie nannten mir ihre Namen, und ſagten: daß ſie geborne Tübinger ſeyen, daß ſie gehört hätten, mein Leben ſey hier nicht ſicher, ſie hätten zuverläſſige Anſtalten gemacht, mich, auch mit Gefahr ihres Lebens, aus der Veſtung zu retten, wenn ich mich ihnen anvertrauen und in der nächſtfolgenden Nacht um die nemliche Stunde bereit ſeyn wollte, mich retten zu laſſen. Mit zwei Worten dankte ich ihnen für ihre Freundſchaft, warf einige Sechsbatzenſtüke hinab, ſchloß mein Fenſter, und legte mich wieder zu Bette. War das redliche Freundſchaft, oder höhere Anſtalt mich zu ſchrökken, oder mich zu einer Unbeſonnenheit zu verleiten? Ich weiß es nicht. Der Pfarrer auf der Veſtung, ein rechtſchaffener Mann, der mich zu Zeiten beſuchen durfte, erzählte mir: daß ihn ein Oberforſtmeiſter, der einen nahen Anverwandten an unſerm

Hofe

Hofe hatte, im Vertrauen gefragt hätte: ob ich noch lebte? daß, da er ihm dies bejahet, jener den Kopf geschüttelt, und behauptet hätte: das wüßte er beſſer. Da ich nach einem dreimonatlichen Gefängniß endlich die Erlaubniß erhalten hatte, an meine liebe Frau zu ſchreiben, unter der Bedingung, daß ſowohl meine Briefe, als die Antworten, dem Commendanten gezeigt werden müßten: ſo ſah ich, was ich ſchon lange wußte, die Unverſöhnlichkeit der meiſten Gröſſen, beſonders, wenn ſie unrecht, und beleidigt haben. Meine guten Tübinger Bürger wagten ſich durch Abgeordnete in die Audienz zum Herzog, ſie baten ſchriftlich und mündlich um meine Freiheit. Sie wurden mit dem Zuchthauſe bedroht, wenn ſie ſich unterſtünden, noch einmal für mich zu bitten. Meine liebe Frau ſandte viele Bittſchriften an ihn, um keine höhere Gunſt als meine Erloſung aus dem Kerker. Das erſtemal wurde ſie mit Bitterkeit abgewieſen: ſie habe ihr Unglük niemand, als ihrem pflichtvergeſſenen Ehemann zu danken; die andremale wurde ſie abge-

gefertigt, ohne den geringſten Schein der Hoffnung. Die Landſchaft und hernach der verſammelte Landtag drang vor allen Dingen auf die Loslaſſung der Gefangenen. Das Vaterland wurde eben ſo wenig gehört. Meine Frau zwang ſich, auch an den bekannten Miniſter zu ſchreiben; dieſer antwortete: daß er ſich nicht unterfangen könnte, mit dem Herzog von meiner Loslaſſung zu reden; denn das zur Vergebung ſo ſehr geneigte Herz Sr. Herzoglichen Durchlaucht ſey durch mich zu tief verwundet worden. Nachdem ſich zu Anfang des Septembers 1764. der allgemeine Landtag in Stuttgart verſammelt hatte, erhielt ich, durch jenen mir allein offen gebliebenen Weg, eine Abſchrift von der Propoſitien und Poſtulaten des Herrn an das Land. Seine glorreichſt regierende Herzogliche Durchlauchten — ſo lauteten die Worte der Propoſition — verlangten nichts, als die Erhöhung der Militair-Steuer, weil zwar izt Friede, aber die Ruhe ſehr unſicher ſey. Izt beſuchten mich auch, in der Geſellſchaft des Commendanten, einis-

einige Offiziere der Beſazung. Sie bedauerten mein Schikſal, und ſchienen beſſere Begriffe von Recht, Billigkeit und Pflicht gegen das Vaterland zu haben, als ihre Collegen bei der Tübingiſchen Execution. Und doch, ſagte ein wiziger Mann unter ihnen, werden Sie izt ſehen, daß Sie mit Windmühlen gefochten haben. Ja! ſagte ich. Aber ich habe doch einen von ihren Flügeln mit meiner Lanze durchbohrt. Die andern von den Offizieren verſtunden uns nicht.

Ein, nur zwei Zimmer weg von mir, logirter Offizier der Garniſon, Lieutenant Kölble, ein rechtſchaffener gutdenkender Mann, durfte nun, ohne Furcht mit mir an meiner Blokthüre reden. Ich ſchloß aus dieſen Vergünſtigungen eines erwelchen Umgangs mit Menſchen, daß ſich meine Erlöſung näherte. Mein Amt war einem andern gegeben. Es wurde vielen angetragen. Es ſchien, ſie machten ſichs zum Gewiſſen, einem Manne zu folgen, der unſchuldig, wenigſtens ungehört, unvertheidiget, und wi-

der

der die, dem gemeinſten Würtembergiſchen Unterthan, zukommenden Rechte, ohne Urtheil und Gutachten verdammt worden war. Es wurde dem gegeben, der es nahm. Nach ſo vielen erlittenen Unbilden, der öffentlichen Beſchimpfung des Miniſters, dem peinlichen Zuſtande unter ſo vielen Drohungen über mich und meine liebe Untergebenen, dem ſchändlichen Triumph-Aufzug, mit welchem ich aus meiner Amts-Stadt und durch mein Vaterland als ein Rebelle geführt worden bin, der Aufhebung aus meinem Krankenkette, die den Mangel alles menſchlichen Gefühls verrieth, der Verjagung eines armen Mannes aus Dienſt und Brod, den auch hiebei verſprochenen Rechten und Freiheiten eines Würtembergiſchen Bürgers, dem Squaler eines ſechsmonatlichen engſten Arreſts, und der aufgebürdeten Bezahlung meiner Azungs-Koſten, welche nicht weniger als vierhundert Gulden betragen haben: nach allen dieſen Unbilden, ſage ich, mußte der heftigſte Zorn eines Fürſten geſättigt ſeyn. Eine weitere und noch mehr ſichere Hofnung zu

mei-

meiner baldigen Erlösung gab ein freundliches Schreiben des Kaiserlichen Gesandten an unserm Hofe, Freiherrn von Wiedmann. Er gab meiner Frau, auf ihr Bittschreiben an ihn, die Versicherung, daß er sich ein eigenes Geschäfte daraus mache, für einen rechtschaffenen Mann zu sorgen. Redlich hielt der edle Mann sein Wort. Am Christ-Feste brachte ein Feldjäger die Ordre an den Commendanten zu meiner Loslassung. Er öffnete mit sichtbarer Freude selbst meinen, etwas über sechs Monate verschlossenen, Kerker, und gab mir die Ordre zu lesen. Er sollte mich, hieß es, den gewesenen Oberamtmann zu Tübingen in sein Heimwesen lassen, mit der Weisung, mich wie ein ruhiger Bürger zu betragen. Herr Obrist! sagte ich, indem ich die Ordre zurükgab: Sie hören hier noch die Sprache des unversöhnten Zorns. Tausend Dank, daß Sie mich menschlicher behandelt haben. Aber, so Gott will, soll mich kein Zorn der Grossen mehr erreichen! Izt hielt ich meine kleine Mittagtafel bei offenen Thüren,

berichtigte meine Rechnungen, pakte mein Fell-eisen, nahm Abschied bei dem Herrn von Ketenburg und seinen liebenswürdigen Kindern, die fast an jedem Morgen vor mein Gefängniß gekommen waren, und sich nach meinem Befinden erkundigt hatten, stieg in Begleitung von mehr als zehen Offizieren, die mir ihre Achtung geschenkt hatten, meinen Berg hinab in den an dem Fuß des Berges gelegenen Fleken, wo sie eine Collation für mich bestellt hatten, und nachdem mich der freundliche Gastgeber, dem alle meine Umstände bekannt waren, mit seiner eigenen Chaise und Pferden, ohne einige Bezalung, nach Tübingen zu liefern versprochen hatte, nahm ich sein Anerbieten bis nach Stuttgart an, machte da nur einen kurzen pflichtmässigen Besuch, eilte nach Hause, und kam des Morgens um vier Uhr munter und gesund in die Arme meiner lieben Familie zurük. Es war die Freude des Wiedersehens eines für todt geachteten Freundes. Meine lieben Tübinger hatten auf diesen Tag, auf welchen sie erst meine Ankunft ver-

muthet hatten, alle Pferde der Stadt zu meiner öffentlichen Einholung bestellt. Ich war froh, daß ich die Nacht zu meiner Reise gewählt hatte. Denn gleichwie ich, da ich die Freiheit zum Schreiben erhalten hatte, um meine Erlösung nicht kriechen wollte, so wollte ich izt auch durch einen feierlichen Einzug nicht braviren und trozen. Aber es würde nur sklavische Furcht gewesen seyn, wenn ich die stillere Freudensbezeugungen und Glükwünsche von tausend Menschen, sowohl von der Universität, als von der Stadt, mir hätte verbitten und nicht gehörig würdigen sollen. Diesen ganzen Tag über war mein Haus nicht leer von theilnehmenden Menschen aus jedem Stande, und am Abend beehrten mich die sämmtlichen Musensöhne, in einem Aufzuge voll stiller Ordnung, mit einer Nacht-Musik, die Landschaft und mein gewesenes Amt, selbst einzelne vermögliche Bürger mit Geschenken, deren innern Werth, die Bezeugung des Wohlwollens und des Vergnügens über meine Erlösung ich mehr als alles andre fühlte. Ich erhielte viele

Be-

Belobungs- und Glükwünschungs-Schreiben von Personen, die mich kaum dem Namen nach kannten. Ferne sey es von mir, mit diesen Zeugnissen zu pralen. Aber eine allzutiefe Bescheidenheit ist nur Stolz und Gleisnerei. Hier ist das Schreiben meines vortreflichen Freundes, des Regierungs-Präsidenten von Gemmingen.

„Ich bin stolz auf die Klugheit deiner bisherigen Aufführung, auf deinen unnachahmlichen „Muth in den gröſten Widerwärtigkeiten und auf „den allgemeinen Beifall der Welt, der endlich „entschieden hat, was die kleine beſſere Zahl „Menschen schon lange gewuſt hat. Nunmehr „ist die Zeit der Widerwärtigkeiten für dich vorbei, und ich weiß gewiß, daß die künftigen „Epochen deines Lebens mit ruhigen und erfreulichen Begebenheiten werden bezeichnet werden. „Da unsre künftige Unterredungen kein Foliant, „selbst Pfaffens Bibel nicht, faſſen kann, so beschwöre ich dich, gleich mit der ersten Schwalbe mich zu beſuchen, und deine Zeit in der Geſellſchaft

„ſellſchaft deines beſten Freundes zuzubringen.“ Zugleich ſandte er mir einen ſchönen Kupferſtich von Franklin mit folgender Zueignung:

„Nimm dieſes Bild von deinem Freunde an!
„Es iſt dein Bild, du kannſts aus jeder Mine leſen!
„Du hätteſt wohl das nemliche, was er, gethan,
„Wär Tübingen ein Philadelphia geweſen.

Dies war die Sprache einer durch mein Schikſal ſehr gerührten Freundſchaft. Und gleichwie ich nicht beſorge, daß mich irgend einer meiner Leſer für fähig halten möchte, dieſen Enthuſiasmus der Freundſchaft und die Hyperbel der Vergleichung mit dem groſſen Franklin nicht zu verſtehen: alſo bleibt auch jedem meiner Leſer frey, von den allzuſchmeichelhaften Ausdrüken meines Freundes ſo viel, als ihm ſelbſt beliebt, wegzuſchneiden, bis auf die nakte Wahrheit: daß ich mein Vaterland geliebt habe. Noch habe ich einige Belobungs-Gedichte von jüngern Freunden in dem Herzoglichen Stifte zu Tübingen in meiner Hand, die wegen ihres wahren poetiſchen Werths die Publicität verdienten. Es waren drei

hoffnungsvolle junge Dichter, welche mich sehr oft wie ihren Freund besuchten, mir ihre Gedichte aller Art vorlasen und meine Critik darüber vorlangten. Man kann denken, mit welchem Feuer diese meine jungen Freunde mich besungen haben! Einer von denselben, der nachmalige berühmte Professor Hartmann in Mietau, hat dieses sein Lob-Gedicht, wo mir recht ist, in einer Blumenlese bekannt gemacht. Wenn ich es von meiner Bescheidenheit erlangen kann, diese Gedichte meiner Lebensbeschreibung anzuhängen: so bitte ich auf das innständigste, sie nur für das anzusehen, was sie wirklich sind, Zeichen einer überfliessenden Freundschaft und Beweise der wahren dichterischen Talente dieser jungen Männer. Aber was sind überhaupt die Glükwünsche der Menschen? Sie sind eben so eitel und zweifelhaft als ihr Glük selbst. Zwei Monate nach dem so hoch gerühmten Glük meiner Erlösung kam ein Unglük über mich und meine Familie, das ich, wenn es möglich gewesen wäre, mit einer zehenjährigen Vestung abgekauft hät-

hätte. Henriette, die ältere von meinen zwei Töchtern, ein Mädchen mit mehrern weiblichen Vollkommenheiten geziert, als es Eltern zu rühmen erlaubt iſt, ſtarb in ihrem ſechszehnten Jahre. Ihre durch den Unfall ihres Vaters zerrüttete Geſundheit konnte der Epidemie eines Faulfiebers nicht widerſtehen. Aber ſie ſtarb mit einem Muthe, der unſern Unmuth beſchämte.

Ihr ſterbend Auge unverwandt,
Blikt ſie hinauf in jenes Land,
Wo ſich die hohen Räthſel alle löſen,
Der armen Tugend Mißgeſchik,
Der hohen Bosheit glänzend Glük,
Des Frommen früher Tod, der ſpäte Tod des Böſen.

Auch dieſes Unglük wurde überwunden. Da war keine Zeit, lange über dem Kummer zu brüten. Ich habe es ſchon geſagt: Mein eigenes Einkommen reichte damals kaum zu, mich und meine Familie den dritten Theil eines Jahres zu unterhalten. Ich wollte nicht auf die Gnade der Menſchen harren, am allerwenigſten auf die Ver-

fönlichkeit meines Landesherrn. Ich suchte Arbeit und fand sie, wie jeder, der sie sucht. Ich bin nicht zu stolz gewesen, allen, die aus meinen vorigen Oberamteien zu mir kamen, um sich meinen Rath in allen ihren Angelegenheiten zu erbitten, denselben auf das beste, als ich konnte, zu ertheilen, und ihnen mit Empfehlungen, mit schriftlichen Aufsäzen, selbst mit Memorialien zu dienen. Die Magistrate meiner vormaligen Oberämter sandten mir ihre Proceß-Acten zu Erstattung meiner Rechtlichen Gutachten zu. Einige Adelichen Familien, von Rechberg, von Gemmingen, von Wallbrunn, von Tessin, von Schüz, gebrauchten meine Rathgebung in vielen Angelegenheiten. Aber alle diese Geschäften, ob sie schon öfters freigebig bezalt wurden, sicherten mich nicht gegen Sorgen der Nahrung. Sie waren wandelbar, und konnten von der Wirthschaft nicht berechnet werden. Der Herr von Schüz zu Pflummern war der erste, der mir eine jährliche Pension von zweihundert Gulden aussezte. Und zur nemlichen Zeit dachte auch

der

der Senat meines Vaterlandes an mich und sein Versprechen, das ich oben schon berührt habe. Er bestimmte eine jährliche Pension von sechshundert Gulden, die ich bis auf diese Stunde mit kindlicher Dankbarkeit gegen mein Vaterland genossen, und so viel ich mir bewußt bin, mit Gesinnungen eines Patriotischen Mannes erwiedert habe. Ich habe sie beständig nach ihrem innern Werthe geschäzt, höher als zehen Gnadengehalte, von Höfen erschmeichelt, erbettelt, oder mit Unterdrükung des Vaterlandes gewonnen. Izt, da zwei Drittheile meiner vermuthlichen Lebenszeit verflossen waren — ich war drei und vierzig Jahre alt — da ich von Fürsten-Diensten vollkommen gesättiget war; da ich reich und weise genug worden war, bei einer bürgerlichen Lebensart und mässigen Geschäften in einer der freundlichsten Gegenden meines Vaterlandes, unter einer Bürgerschaft, die mich liebte und ehrte, und in dem Cirkel gelehrter und redlicher Freunde, ein neidenswürdiges Privatleben zu führen; izt schien mein Schiksal, und selbst vortrefli-

trefliche Menschen, wider dieses mein Glük zu arbeiten. Der Regierungsrath Wächter, mein Nachfolger in der Oberbeamtung Tübingen ward nach zwei Jahren Dienstzeit nach Stuttgart befördert. Mein Gemmingen schrieb mir: „Dir „ist bei dieser Gelegenheit eine Ehre wiederfah„ren, die du kaum erwarten konntest. Das „Ministerium, und zwar das von sechs und „sechzig, hat dich dem Herzog zu deiner alten „Stelle vorgeschlagen, und zwar mit der drin„genden Empfehlung: daß der Herzog seine „Großmuth auf keine ausgezeichnetere Weise an „den Tag legen könnte. Siehe, so mächtig ist „die Wahrheit!" Aber ich blieb, wer ich war, und dankte dem Himmel, daß Wahrheit und Großmuth hier keine Gewalt gehabt hatte. Aber wahre Großmuth war das: daß mich unser wirklich regierender Herzog, Friedrich Eugen, da er, als Prinz, zu Treptow an der Rega wohnte, und einen in allem Betracht vortreflichen Diener, den Hofrath Schell, durch den Tod verlohren hatte, erst durch den General

Gor-

Gorey und hernach durch seinen Hofrath, den Landschaft-Secretarius Stokmaier, zu jener erledigten Stelle nach Treptow rufen ließ. Der unerwartete Ruf kam gerade um diese Zeit, da Herzog Karl durch Verachtung des Verschlags seines Geheimen-Raths seine unversöhnliche Abneigung gegen mich bezeugt hatte. Der Prinz kannte mich nicht, aber welcher edeldenkende Würtemberger unter den damaligen Umständen mich ihm zu empfehlen das Herz hatte, habe ich niemals erfaren, ich konnt' es aber vermuthen. Ich hielt es für meine Pflicht, dem gütigen Prinzen meine ganze Lage freimüthig zu entdeken, meine Besorgnis, nach fünfzehenjährigen Geschäften von einer ganz andern Art, die Geschäfte eines Hofraths nicht nüzlich versehen, und den würdigen Schell ersezen zu können, meine Verbindlichkeit gegen mein Vaterland, von welchem ich eine jährliche Pension beziehe; meine gegründete Furcht, daß diese meine Beförderung einen widrigen Einfluß in das gute Vernehmen zwischen den beiden Herrn

Brü-

Brüdern haben könnte; meine Familie, die ich weder zurüklaſſen, noch mit mir nehmen könnte, und die allgemeine Liebe des Schwaben für ſeine Heimath. Der edeldenkende Prinz beruhigte ſich bei dieſen Gründen, und ich glaube, daß ſeit jener Zeit bis auf die gegenwärtige Stunde mein Namen nicht mehr vor ſeinen Ohren ausgeſprochen worden iſt. Auf dieſen Ruf folgten, ſchnell hinter einander, noch mehrere lachende Ausſichten, die mir geöffnet wurden. Unſre durch alle mögliche Hof- und Miniſter-Künſte endlich zu ihrem Abſchied von ihren Poſten und aus dem Vaterlande gendthigten drei Geheimen-Räthe, von Wallbrunn, von Hardenberg und Renz, ſorgten mit edler Zuneigung für mein Glük, auch in der Ferne, und aus eigener Bewegung. Herr von Wallbrunn hatte ſich auf ſeine Güter begeben, und ließ mir durch meinen Freund Gemmingen eine Beamtung am Rhein antragen, bis er beſſer für mich ſorgen könnte; Renz kam, als Geheimer-Rath nach Carlsruhe, und trug mir die Stelle

eines Geheimen Sekretairs daselbst an, unter Zusicherung äusserst schmeichelhafter weiterer Hoffnungen; von Hardenberg gieng, als Minister, nach Hannover, und er und der bekannte grosse Curator der Universität Göttingen beehrten mich, unter äusserst vortheilhaften Bedingungen, mit dem Ruf zu der Syndicatur jener in ihrer Art einzigen Academie. Hätte ich Söhne gehabt, denen ich die bestmögliche Erziehung zu geben schuldig war, so würde ich sicher den letzten Ruf allen andern vorgezogen haben. Aber ich hatte, leider! nur noch eine einzige Tochter, und da sich meine Vermögens-Umstände auf andre Weise sichtbar gebessert hatten, so konnte ich meiner entschiedenen Abneigung von sogenannten Ehrenstellen und Fürsten-Diensten, wie meiner Neigung zu einem stillen mit mässiger Arbeit verknüpften Privatleben, ohne Sorge nachhängen. Allen diesen edeldenkenden Männern dankte ich mit gerührtem Herzen, und die Schriften von diesen und noch mehreren hierauf gefolgten Anträgen habe ich nicht zu meinem,

sondern zum Ruhm jener großmüthigen Seelen und der alles lenkenden Vorsehung aufbewahrt. Diese hat mir ein Jahr voll Mühseligkeit mit zwanzig heitern Jahren vergütet. Sie gab mir, anstatt der Aemter (oder, wie wir sie mit einem wahrern Namen benennen, Herren-Dienste) Freiheit des Lebens, selbstgewählte Geschäfte, genugsames Einkommen, Freunde zum vertrauten und gelehrten Umgang, ein eigenes geräumiges Wohnhaus, einen Garten zum Vergnügen und Arbeit, häusliche Glükseligkeit und das gröste zeitlicher Güter, Gesundheit. Zufriedenheit, welche ein Werk der Ueberlegung, nicht des Humors ist, gab ich mir selbst. Sie macht einen grossen Theil der Theologie eines denkenden Menschen aus, und ich habe ihr, wie man unten sehen wird, selbst in der Nacht des Kerkers, ein Loblied gesungen. Jene glüklichen Tage meines zwanzigjährigen Privatlebens sehen meistens einander alle gleich, bis auf ein paar kurze Reisen, die ich in Baron von Schüzischen Angelegenheiten ausser Landes machen mußte,

und

und diejenigen, der Freundschaft allein gebeiligten, vier Monate, die ich alle Jahre bei meinem ehrwürdigen Freunde Gemmingen in Stuttgart verlebte. Alle meine Vormittage gab ich ernsthaften Geschäften; Nachmittage, selbst im harten Winter, der Bewegung des Körpers in freier Luft, der Gesellschaft gelehrter und aufgeweckter Freunde, der Gartencultur, der Musik, dem gesprächreichen Kelch-Glas, selten dem Spiel, und in jeder Nacht acht Stunden dem Schlaf. Das Lesen alter und neuer Schriftsteller wurde der Musse von ernsthafter Arbeit gewidmet, und würzte die Vergnügungen des Nachmittags, selbst die Zeiten des Essens. Mein großmüthiger Freund Gemmingen änderte bei meinem jährlichen Aufenthalt in seinem Hause nichts an meiner gewöhnlichen einfachen Lebensart, als daß er mich an seinen eigenen vielfältigen Geschäften, besonders an seinem Briefwechsel, einigen Antheil nehmen ließ; daß ich die köstlichste Tafel genoß; daß ich anstatt meiner Beine, Wagen und Pferde gebrauchen durfte;

te; daß ich in seiner theuren Gesellschaft viele längere und kürzere Lustreisen durch unser Vaterland und dem Rhein-Strome auf und ab, und um den Constanzer-See herum, auch zu den Gesundbronnen unsers Vaterlandes zu machen, das Vergnügen hatte. Doch, ich habe die glüklichen Zeiten unsrer Freundschaft auf das Grab des grossen Mannes geschrieben. „Aber oft „kömmt dies Angedenken voriger Tage wie die „Abendsonne in Meine Seele."

Jezt will ich, meinem Versprechen gemäß, die zwei Geschäfts-Reisen berühren, nebst ihrer Veranlassung, die ich aus Pflicht unternehmen mußte.

Mein erster Wohlthäter nach meinem Aereste, der Herr von Schüz auf Pflummern, ersuchte mich, seinen ältesten Sohn, welcher zu Carlsruhe den Unterricht in dem Gymnasium genoß, nach Halle in Sachsen in das dortige Pädagogium zu führen. Es war aus andern Gründen eine harte Foderung. Aber hiezu kam noch der

beſchwerliche Umſtand, daß die Reiſe im harten Winter und in der Mitte des Jenners unternommen werden mußte. Meine Dankbarkeit überwog alle Betrachtung von Beſchwerlichkeit. Ich holte den jungen Menſchen in Carlsruhe ab, nahm meinen Weg, weil ich in Hanau etwas verrichten ſollte, über Frankfurt, den Vogelsberg, Eiſenach, Gotha, Erfurt, impatronirte meinen Studenten in dem Pädagogium, gieng über Leipzig, Jena, Rudolſtadt, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Anſpach zurük, und kam nach einer Reiſe von zwei Monaten bei unbeſchreiblich ſchlimmem Wetter und Weg friſch und geſund wieder zu Hauſe an. Mein Hauptvergnügen bei dieſer Reiſe war: daß ich die Pflicht der Dankbarkeit geleiſtet hatte. Ich habe Menſchen geſehen, gerade wie zu Hauſe, Gelehrte geſprochen, auf eine Viertelſtunde, Gegenden, Anlagen und Gärten, ſonſt mein Lieblings-Spektakel, angeſehen, alles war mit Schnee und Eis verunſtaltet; bei Gellert ließ ich mich melden, er gab mir die Stunde auf den folgenden Tag,

es war der Sonntag. — Ein Gelehrter in Leipzig sagte mir: daß Gellert gemeiniglich am Sonntag einen Cirkel von Freunden und vornehmen Menschen um sich habe, und daß er mich vermuthlich in diesem Cirkel sprechen wollte. Ich konnte das kaum glauben. Meine Abreise war schon auf diesen Tag bestimmt. Ich bat einen Würtemberger, der sich in Leipzig aufhielt, dem würdigen Manne diejenige Verehrung zu bezeugen, die ich ihm in Person machen wollte, und setzte meine Reise fort.

Ein Jahr nach dieser Reise starb mein gütiger Patron, der Herr von Schütz. Er genoß nur einige Jahre lang ein sehr beträchtliches brüderliches Erbe von einem Rittergut und Lehengut, welche beide ihm, ohne sein vorher besessenes Lehengut, ein sicheres Einkommen von sechstausend Gulden gewährten. Ich hatte ihm bei Antretung jener Erbschaft nützliche Dienste geleistet, in seinem Namen Besiz von den Gütern genommen, die Huldigung der Unterthanen besorgt,

das

das Inventur- und Theilungs-Geschäfte, den Staat seiner zwei neuen Beamten, und alles andere in Richtigkeit gebracht, was das brüderliche Testament und die Rechte der Familie von Schüz verlangten. Er hatte mir den Gehalt eines Consulenten gebessert, und mit mir ausgemacht: daß ich ihn, jährlich auf vierzehen Tage, gegen einer reichen Belohnung, in Pflummern besuchen mußte, um sich mit mir über die Verwaltung seiner drei Güter zu bereden. Der Mann hatte in seiner Jugend nichts gelernt; er wurde frühe Soldat, und gieng als Obrist-Lieutenant auf sein Gut Pflummern. Sein Kopf und Herz waren beide von Natur nicht schlecht. Er folgte der Gerechtigkeit, Redlichkeit und Güte, sobald sie ihm gezeigt wurden. Seine Unterthanen betrauerten ihn mit unverstellter Wehmuth. Ein gewichtigeres Zeugniß für einen Herrn gibt es nicht, er sey klein oder groß. Und dennoch befleckt ein unverzeihlicher Fehler das Angedenken dieses Mannes. Er gab seinen fünf Söhnen von ihrer ersten Jugend an die erbärmlichste Erziehung.

hung. Er beſtellte ihnen Lehrmeiſter aus der niedrigſten Klaſſe ſogenannter Gelehrten, ohne Wiſſenſchaft, ohne Pädagogik, ohne Sitten, ohne Welt- und Menſchen-Kenntniß. Die Eltern verderbten vollends alles durch eine ſklaviſche Erziehung. Der Vater war ihr Profeſe, im eigentlichen Verſtande des Wortes, bei der geringſten Knabenvergehung. Da derſelbe geſtorben war, wurde ich, wegen meiner vorgängigen Kenntniſſen aller Familien-Angelegenheiten zu ihrem Pfleger erwählt, und zum Adminiſtrater des ganzen gemeinſchaftlichen Vermögens. Drei von dieſen verſäumten Jünglingen nahm ich nach und nach in meinen Wohnort Tübingen, um unter meiner Aufſicht und Leitung etwas von dem Verſäumten hereinzubringen. Aber ſie waren ſchon den Elementen der Sprachen und Wiſſenſchaften entwachſen. Das Wörterbuch und die Grammatik ſind Beſchäftigungen des Knaben. Die Obſtination, das im Knaben-Alter Verſäumte hereinzubringen, wird äuſſerſt ſelten beim Jüngling angetroffen. Meinen Pfleglingen fehlte es keineswegs an natür-

türlichen Anlagen, woraus gute und brauchbare Menſchen entſtehen. Und hierinn iſt der Grund zu ſuchen, warum keiner von dieſen fünf Brüdern ein laſterhafter Menſch geworden iſt. Der elende Unterricht in der frühen Jugend und die ſklaviſche Erziehung hat ſie nur mit dem Lernen entzweit, und da der ſoldatiſch-ſtrafende Vater geſtorben war, zu höchſt eigenwilligen Menſchen gemacht. Denn jeder Sklave wird ein Deſpot, wenn er in Freiheit kommt. Meine väterliche Ermanung, der Umgang mit Gelehrten, das Exempel der Mitſtudirenden und einige Vorleſungen und Privat-Lehrer, die ſie gehört, überzeugten ſie von der Nothwendigkeit, das Verſäumte, ſo viel möglich, nachzuholen. Sie fiengen an, gute Schriften zu leſen, und der älteſte von ihnen, Karl von Schüz, brachte es ſo weit in der Oekonomie und Kameraliſtik, daß er in jedem Cammer-Collegium eines Fürſten eine gute Figur machen würde. Die Sorge eines Pflegers für die Perſonen und ihre Erziehung iſt dringender und wichtiger, als die Sorge für ihre Güter.

Es macht ein groſſes Unglük dieſer Welt aus, daß dieſe ſo heilſame Regel, vom Privatſtande an bis zu dem höchſten Adel hinauf, ſo oft auſſer Augen gelaſſen wird. Die Verwaltung der von Schüziſchen Güter hatte keine groſſe Schwierigkeiten; denn der verſtorbene Herr von Schüz war ein ordentlicher Haushälter. Einige Zins-Gefälle in der Wetterau waren durch die Schuld des von dem alten Herrn von Schüz beſtellten Einnehmers nicht flüſſig, und er ſelbſt war im Reſt, und konnte ſeine Rechnung nicht bezalen. Ich muſte nach Hanau gehen, um dieſe Sache zu berichtigen. Ich vermuthete, daß ich mich ein paar Wochen daſelbſt aufhalten müſte, und da glaubte ich, es ſey wohlanſtändig, daß ich unſerm damaligen Prinzen, nachmaligen regierenden Herzog Ludwig, der ſich nur zwei Stunden von Hanau auf einem artigen Landgute zu Waſſerloos aufhielt, meine Ehrerbietung bezeugte. Niemals in meinem Leben bin ich von einem Privatmann freundlicher aufgenommen worden. Zwei Stunden lang unterhielt er ſich mit mir in ſeinem Kabi-

hinete über die damalige brüderliche Regierung, über unsre Landes-Angelegenheiten, über den Karakter verschiedener Männer, theils des Ministeriums, theils der Landschaft, und ließ sich herab bis zu meinen eigenen widrigen Begegnissen. Er war davon bis auf kleine Umstände unterrichtet. Seine Fragen und Urtheile waren insgesamt passend, alle verriethen ein Herz voll Wohlwollens, und selbst meinen dreusten Widerspruch, wenn er nicht recht belehrt zu seyn schien, nahm er mit Güte auf. An der nicht überflüssig, aber niedlich bedienten Tafel saß niemand als der Prinz, die Prinzessin, Ihre beiden zehen und eilf Jahre alte Töchter, und ein Offizier, wo ich mich recht erinnere, von Aschaffenburg. Die Unterhaltung war vermischten Innhalts, wie sie seyn konnte. Nach der Tafel hatte die Prinzessin die Güte, mir ihre Landwirthschaft und ihre Ställe voll des schönsten Viehs zu zeigen. Dann spielten der Prinz, der gedachte Offizier und ich in dem Garten des Schlosses ein Kegelspiel um einen Kreuzer für jeden geworfenen Kegel. Die

Prinzessin saß neben dem Ziel auf einem Schemel, und strikte. Die Einfalt des Lebens bezauberte mich. Ich gewann einen Gulden. Da sind Sie mein Meister, sagte der Prinz zu mir, und führte mich unter dem Arm in den Billard-Saal. Ich wußte, daß er dieses Spiel vortreflich spielte. Sechs auf den ersten Stoß! sagte ich. Er nahm die Bedingung an, und gewann fünf Partien hinter einander. Gnädigster Herr! sagte ich, Sie sind mein Meister in der Geduld; ich kann sie nicht länger mißbrauchen. Izt redeten wir noch eine halbe Stunde in dem Billard-Saal von Landes-Angelegenheiten. Es war Abend, ich nahm, wider seinen Willen, Abschied; er begleitete mich bis an das Thor seines Hofes, umarmte mich, und bat mich, nicht aus dem Vaterlande zu gehen. Da er regierender Herzog wurde, war ich schon über siebenzig; ich konnte mich selbst nicht in sein Gedächtniß zurükrufen, und mich ihm präsentiren. Er aber hatte mich vergessen, wie einen Todten. Bei dieser Reise erfüllte ich noch ein paar Pflichten

der

der Freundschaft; ich besuchte den Preussischen Gesandten von Hochstetter in Braunheim, und war vierzehn Tage bei dem Preussischen Geheimen-Rath von Hopfer in Geissenheim.

Ich machte diese Reise zur Zeit, da der Frühling in den Sommer übergeht, hatte viele gute Menschen kennen gelernt, unzählbare himmlische Gegenden und Aussichten an dem Mayn und an dem Rhein-Strome, von Bingen bis nach Straßburg, im glänzendsten Schmuk der Natur betrachtet. Noch kam ich mit neuer Freude zurük, und fand meine Heimat viel schöner als alle Gegenden, und meine Freunde viel besser, als alle Menschen der Welt. Und izt hatte ich sowohl meinen pflegschaftlichen, als andern Geschäften einen bestimmten Gang gegeben; ich gewann wieder diejenige Musse, deren ich schon mehr, als zehen Jahre lang, entbehrt hatte, mein altes Steken-Pferd, das ich in früher Jugend mir gewählt hatte, wieder zu besteigen; es war das berühmte Dichter-Pferd'gen. Diese Liebe

zur

zur Dichtkunſt hat mich von meinem vierzehenten Jahre an, bis auf die gegenwärtige Stunde, niemals verlaſſen, und ſelbſt zu derjenigen Zeit nicht völlig, wo die ernſthafteſten Amtsgeſchäfte beinahe den ganzen Mann erforderten. Hier mag es mir erlaubt ſeyn, etwas von meinem poetiſchen Leben dieſer meiner Biographie einzuweben. Ich habe niemals eine Anweiſung in der Dichtkunſt erhalten. Ich ſtieg von der Ueberſezung zur Nachahmung, und von dieſer zu den Selbſt-Verſuchen hinauf. Mein Vater und Lehrmeiſter bis in mein vierzehentes Jahr war kein Poet, aber ſein Geſchmak war geläutert, und er hatte ein ſicheres Gefühl jeder einzelnen Schönheit, ſowohl in den Werken der Redekunſt überhaupt, als der Dichtkunſt insbeſondere. Bei unſern mündlichen Ueberſezungen, von denen ich oben geredt habe, zeigte er mir die Schönheit jeder Stelle in Abſicht auf Gedanken, Ausdruk und das Mechaniſche des Versbaues und des Wohllauts. Auſſer unſern Lehrſtunden verſuchte ich ſodann die von ihm bemerkte ſchöne Stellen

in teutsche Reime zu bringen; denn damals war weder der teutsche Herameter, noch das Lyrische Silbenmaas ohne Reime von unsern Dichtern versucht. In dem Fache der schönen Wissenschaften hatte mein Vater keine andre teutsche Bücher in seiner Bibliothek, als die Werke von Brokes, die Gedichte Lohensteins, seinen Arminius und Thusnelda, Zieglers Banise, den Herkules und Ladisla und eine seichte Anweisung zur Redekunst von Gottsched. Die Lohensteinische Muse, ihr Gesicht mit einer Crusie von Schminke bedekt, und ihr Anzug, der von Gold, Silber und Edelsteinen glänzt, gefällt dem Knaben, der nichts von der Majestät einer ungeschminkten Schönheit weißt, nichts von der weisen Sparsamkeit, mit welcher ihr irgend ein Schmuk angelegt werden muß. Ich habe diesen affectirten unnatürlichen Geschmak in vielen Gedichten nachgemacht. Mein Vater lächelte, zeigte mir in vielen Stellen das Uebertriebene, und verwies mich auf die Natur, oder, welches bei ihm einerlei war, auf die schöne Einfalt

falt der Griechen und Römer nicht nur in der Dichtkunst, sondern in jeder Art der Schreiberei. Da ich aus der Lehre meines Vaters kam, erhob die bis um diese Zeit eingeschlummerte Dichtkunst ihr Haupt wieder mächtig in Teutschland. Es entstunden Dichter und Dichterlein ohne Zahl. Ich hörte die herrliche Gesänge Hagedorns, Hallers, Bodmers, Breitingers, Klopstoks, Gleims, Kleists, Wielands, Zachariäs, und wie die ehrwürdigen Namen alle heissen, die die Nachwelt noch bewundernd aussprechen wird. Aber ich hörte auch zwischen diesen Gesängen die Dithyramben der geezlosen Kraftgenieen, die Bardenlieder der Knaben, die Anacreontische Tändeleien, und die Quodlibete der poetischen Spaßmacher. Bis in mein vier und zwanzigstes Jahr hatte ich eine grosse Menge von Gedichten der alten und neuen Dichter übersezt und nachgeahmt, und viele selbst verfertiget, beisammen. Izt konnte ich der Begierde, mich gedrukt zu sehen, länger nicht widerstehen. Pope sagt uns irgendwo: die jun-

gen

gen Dichter ſind wie die Gärtner, die ihre Blumen des Morgens frühe zu Markte bringen, weil ſie wiſſen, daß ſie am Abend verblüht ſeyn werden. Meine Freunde Gemmingen und Wolz halfen mir eine Auswahl machen; und in dem Jahre 1751. kamen dieſe meine erſten Verſuche unter dem Titel: Oden, Lieder und Erzälungen, in die Welt. Die Göttingiſche gelehrte Zeitung und Bodmer und Zachariä beurtheilten ſie auf das freundlichſte. Meine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften mußte ſo ſtark ſeyn, als ſie wirklich war, weil die hernach gefolgten vierzehn Jahre, voll von Geſchäften ganz andrer Natur, ſie nicht unterdrüken konnten. Inner dieſem Zeitraum begann ich meine Verſuche in Reden mit Gott, weil dieſe Art der Gedichte den Dichter ſelbſt begeiſtert, ohne andre Beihülfe, und weil ich glaubte, daß alle unſre Dichter hier eine Lüke gelaſſen hätten, deren Ergänzung von dem edeln Theil der Menſchen mit Dank aufgenommen werden würde. Nachdem ich die nöthige Muſſe zur Vermehrung und Aus-

fei-

fellung dieſer Verſuche erhalten hatte, überließ ich ſie erſtmals in dem Jahre 1775. und nach zwölf Jahren, mit einer weitern Vermehrung, dem Druk. Sie wurden von vielen vortreflichen Menſchen, ſelbſt von vortreflichen Fürſten, deren Zeugniſſe, die ich in Händen habe, einen ehrlichen Mann erfreuen, aber nicht ſtolz machen dürfen, mit dem ausgezeichnetſten Beifalle beehrt. Nur einige alte Betbrüder meines Vaterlandes, und ihre Schweſtern hatten keinen Glauben daran, weil ſie von einem ungeiſtlichen Manne herrührten, und weil ſie, wie ſie ſagten, von Menſchen jeder Religion gebetet werden könnten. Dieſe frömmelnde Sekte von Chriſten vergas das Muſter zum Gebete, das ihr groſſer Meiſter ſeinen Anhängern gegeben hat, und welches von allen Religionen gebetet werden kann, das Vater Unſer. Doch unſer beſſer denkender und Wahrheit-liebender Conſiſtorial-Rath Prälat Griesinger hat meiner redlichen Abſicht etwas zu Ausbreitung einer vernünftigen Verehrung Gottes beizutragen, Gerechtigkeit wie-

wiederfahren lassen, und verschiedene von jenen Versuchen in die neue Sammlung unsrer allgemeinen Kirchen-Gesänge aufgenommen. Ich habe, bald nach der Herausgabe jener Versuche, auf ausdrükliches Verlangen meines zu frühe verstorbenen Freundes, des Special-Superintendenten Lang zu Böblingen, einige allgemein fassliche Tisch-Gebete druken lassen. Er war, wie ich, überzeugt, daß unsre bisher üblichen Tisch-Gebete theils nicht ganz zwekmässig, theils unter der Würde desjenigen wären, welchem allein unsre Anbetung im Geist und in der Wahrheit gebührt. Soviel von meinen Versuchen in der nüzlichsten Art der Poesie. Niemals, habe ich vermuthet, daß ich mich auch an die Theatralische Dichtkunst wagen würde. Aber so wahr ist es, was unser Juvenal von dem Dichter sagt:

„Versagts ihm die Natur: sein Zorn kann Verse machen."

Das verdammte Zalen-Lotto, dessen Verpachtung als eine würdige Finanz-Operation

von

von unſerm ſchon oft gedachten Miniſter der Deſpotie in unſerm Lande eingeführt war, hatte das Volk von der höchſten bis zur niedrigſten Claſſe meiner Landsleute wie raſend gemacht, und mit dem Verſtand auch ihre Sitten vergiftet. An den vornehmen Thoren lag mir nichts. Ich verfertigte ein Nachſpiel für das Landvolk unter dem Titel: „Das Lotto, oder der redliche Schulze.“ Die Thorheit wurde, auſſer durch das Zuchthaus, für unheilbar vorgeſtellt. Das Stük wurde einigemal auf dem Theater zu Stuttgart gegeben. Man wollte mich bereden, daß es von einiger Wirkung geweſen ſey. Ich glaube das nicht. Denn die wirklich angelegten Strafen von hundert Ducaten und von dem Tollhauſe konnten kaum der Raſerei Einhalt thun. Dieſer Comiſchen Probe ließ ich in dem Jahre 1790. eine Tragiſche Probe in der Theatraliſchen Dichtkunſt folgen. Ein Drama mit der Aufſchrift: Tamira, nebſt einer Abhandlung über das Duodram. Auch dieſes Stük wurde einigemale in Stuttgart aufgeführt, nach-

dem

dem unſer berühmter Conzertmeiſter, Zumſteeg, die begleitende Muſik dazu im höchſten Tragiſchen Styl verfertiget hatte. Dies kleine Gedicht iſt das höchſte Ideal eines wahren, ſein Volk liebenden Fürſten. Man ſieht, die Geſchichte, die hier zum Grunde gelegt iſt, iſt alt. Ein ſolcher Kummer um das Leben der Unterthanen wird nicht mehr gefunden. Aber es iſt des Dichters Pflicht, dergleichen Karaktere aufzufriſchen. Und obſchon ſie von den Groſſen nicht geleſen und betrachtet werden, ſo mag das Volk daraus lernen, was es von ſeinen Fürſten zu erwarten berechtigt iſt. Mein Endzwek war bei dieſem, wie bei allen meinen poetiſchen und unpoetiſchen Arbeiten, Gemeinnüzlichkeit. Und wenn auch meine dichteriſchen Verdienſte für ſehr mittelmäſig gehalten werden ſollten, ſo kann ich mir doch dieſe Abſicht nicht abſprechen laſſen, welche eigentlich den Werth eines Schriftſtellers beſtimmt. Der gröſſeſte Virtuoſe in der Dichtkunſt, der blos für das Vergnügen der Menſchen ſorgt, ſcheint doch weiter nichts, als ein Spielmann

mann zu ſeyn, entbehrlich für alle andre, als für die Tanzluſtigen. In denjenigen zwei Schriften, welche ich einige Jahre vor meinen eben angezeigten Theaterſtüken herausgegeben habe, und die ich hier beinahe vergeſſen habe, wie ſie vielleicht die Leſewelt auch ſchon vergeſſen hat, habe ich mein Verlangen, den Leſern nüzlich zu werden, eben ſo wenig verläugnet. Ein Bänd'chen vermiſchter Gedichte, Erzählungen und Sinngedichte zügen allerlei Fehler vornehmer und gemeiner Thoren, und ſind in der Göttingiſchen und andern gelehrten Zeitungen ſehr günſtig beurtheilt worden. Das äuſſerſt merkwürdige Leben des Theodor Agrippa d'Aubigne, Stallmeiſters des groſſen Heinrichs, von ihm ſelbſt an ſeine Kinder geſchrieben, das ich wegen ſeiner Seltenheit, wegen des Karakters dieſes ſonderbaren Mannes, wie ſeines Herrn, und wegen der merkwürdigen Geſchichte der Hugenotten zu damaliger Zeit überſezt habe, iſt, beſonders in Berlin, mit ganz beſonderem Beifall aufgenommen worden. So nahe, wie möglich, meinem ſiebenzig-

ſten

sten Lebensjahre, habe ich den Muth gehabt, nach dem Drang der damaligen Zeiten und meiner eigenen Empfindungen, einige einzelne poetische Stüke herauszugeben, und in denselben viele dreuste Wahrheiten zu sagen; eine Ode auf die Revolution in Frankreich; eine Ode auf den Tod Josephs des Zweiten; ein Elege auf meinen verstorbenen Freund, den Professor Ploucquet in Tübingen, und ein ausführliches Denkmal über das Grab des Unvergeßlichen für mich und mein Vaterland, des Regierungs-Präsidenten von Gemmingen.

Auf Verlangen würdiger und die Einfalt meiner Muse liebender Personen habe ich mehrere Innschriften über die Gräber ihrer geliebten Todten verfertiget, die alte Barbarei von unsern Kirchhöfen zu verjagen, und unsern Leichensteinen eine edlere Sprache zu geben gesucht. Jene zwei Gedichte und Denkmale scheinen von einigem Werth gewesen zu seyn, weil sie in die Sammlungen verschiedener berümter Zeit- und

Monat-Schriften aufgenommen worden sind. Von den angezeigten Innschriften aber sind einige mit Heulen und Schreien von mir verlangt, hernach aber, aus Geiz, den Gräbern der nächsten Freunde versagt worden. Sie schlummern noch in meiner Manuscripten-Casse; ob ich sie weken werde, oder wer sie nach meinem Tode weken wird, das lasse ich unbestimmt. Genug von meinem dichterischen Lebenslauf! Er wird, hoffe ich, noch eben so lange dauren, als mein Leben selbst; denn ich bin der Meinung des Cicero: Der Alte behält seinen Kopf und seine Gaben, so lang er Fleiß und Uebung behält.

Nun gehe ich acht Jahre zurük, um noch einige Begegnisse meines Lebens nachzuholen. Mein theurer Gemmingen hatte mich unzähligemale ersucht, meinen Aufenthalt zu verändern und nach Stuttgart zu ziehen, um unser bisches Leben, das uns übrig zu seyn schien, in ununterbrochenem Umgange zu verleben. Und izt löseten sich nach und nach viele Bande, die mich an Tübingen

gen knüpften. Ach! meine allein noch übrige Tochter ſtarb in Erlangen. Ihr folgte in kurzer Zeit ihr Ehemann Schott, Hofrath und Profeſſor der Rechte. Und meine zugeſicherte Hoffnung, ihn als Profeſſer in Tübingen zu ſehen, gieng zu ſchanden. Jedes Jahr raubte mir Einen von meinen gelebrten Freunden, die Profeſſoren von Lohenſchild, Canz, Rise, Schott, Harpprecht und Plouquet. Auch meine Frau verlor durch den Tod ihre beſte Freundinnen, und wir fanden uns, in einem Zeitraume von etlich und zwanzig Jahren, beinahe in einer ganz andern Welt. Die Briefe meines Freundes wurden, da er ſeine Geſundheit abnehmen fühlte, immer dringender und grämlicher. Ich konnte ſeinen Bitten nicht länger widerſtehen. Ich zog in dem Jahre 1788 nach Stuttgart. Aber nur noch zwei kurze Jahre lebten wir mit einander im Sonnenſchein einer heitern Freundſchaft. Er vertraute mir einen Theil ſeiner amtlichen Sorgen, oft that er mir die Ehre an, ſich meines Raths und meiner Feder zu bedienen, aber

er genoß auch nicht das kleinste Vergnügen, ohne es mit mir zu theilen. Izt folgte das dritte Jahr, düster und traurig, voll Schmerzen und Klagen. Die Freundschaft hatte keine Stimme mehr zum Trösten. Stundenlang saß ich sprachlos, und niemand tröstete mich. Er starb, und mit ihm das Glük der langen Freundschaft. So sind unsre Hoffnungen! Ich hab' ihm die Augen zugedrükt und sein Denkmal errichtet. Dies ist das traurige Glük des überlebenden Freundes! Der Schlag betäubte mich. Das kann kein weiser Mann verhindern. Ich habe gegen allerlei Unfälle dieses Menschenlebens, die mich betroffen haben, vielerlei schmerzenstillende Arzneien versucht; aber keine habe ich wirksam gefunden, als das einfachste Hausmittel des gemeinen Mannes. Wenn das Unglük kömmt, so hält er keine Thräne zurük, die die Natur von ihm fodert: aber bald geht er wieder an seine Berufs-Arbeit, arbeitet seinen Kummer hinweg, und in einiger Zeit singt er wieder in seiner Werkstätte oder auf dem Felde sein tröstend Lied: Was Gott thut, das

ist

iſt wohl gethan. Hienieden gibt es keine gröſſere Weisheit und keine beſſere Religion, als dieſe. Dieſer hohen Philoſophie des gemeinen Verſtandes gemäß, ſezte ich nicht nur meine alte Beſchäftigungen fort, ſondern machte mir auch neue. Erſt ſammelte ich die Character-Züge meines verſtorbenen Freundes aus ſeinen mir hinterlaſſenen Manuſcripten, und auf meinen einſamen Spaziergängen, kraft der Wiedererinnerung an ſein ganzes Leben. Hieraus baute ich das Denkmal, von dem ich erſt geredet habe. Dann widmete ich den beſten Theil des Tages der Erziehung und Belehrung meines von meinen Kindern mir allein noch übrig gebliebenen Enkels, Karl Schorrs, den ich nach ſeiner beider Eltern Tode, im dritten Jahre ſeines Lebens, von Erlangen zu mir nach Tübingen geholt hatte. Izt war er acht Jahre alt, da übernahm ich ſeine Lehre und Erziehung ganz allein, und that, was mein guter Vater an mir gethan hatte. Meine zwei Hauptabſichten waren, ſeinen Kopf zum Selbſtdenken und ſein Herz zur Rechtſchaffenheit des

Lebens zu gewöhnen, und ich hoffe, meine Bemühungen werden gesegnet seyn. Mühselig ist die Arbeit, aber, gleich der Tugend, belohnt sie sich selbst. Diesem wichtigen Geschäfte mich gänzlich widmen zu können, und noch einige Zeit zu meinen eigenen Studien zu behalten, legte ich mein fünf und zwanzig Jahre lang verwaltetes Schüzisches Administrations-Amt ab, nachdem ich meine Rechnungen berichtiget, und weil die Familie fest entschlossen war, ihre sämmtliche Güter an das Haus Würtemberg zu verkaufen, den Vorschlag eines Kauf-Contracts verfertiget hatte. Herzog Karl war für diesen Güterkauf sehr eingenommen. Er befahl, daß derselbe mit mir verabredet und geschlossen werden sollte. Sein Zorn über mich hatte endlich einmal ein Ende. Es sey mir erlaubt, hier einen kleinen Beitrag zur Charakteristik dieses sonderbaren Fürsten zu geben! Bekanntlich war er ein Mann von nicht sehr gewöhnlichen Fürstlichen Einsichten, aber von gewöhnlichen Zelern der Grossen; selten verzieh er die Beleidigung, die ihm vermeintlich angethan wor-

worden war, noch ſelmer das Unrecht, das er einem andern gethan hatte. Nach dem Unrecht der Veſtung verfloſſen fünfzehen volle Jahre. Meine Aufführung innerhalb dieſer ganzen Zeit war die — eines friedlichen und ruhigen Bürgers, wie mir bei meiner Loslaſſung von der Veſte befohlen worden war. Und da ſich mein Vaterland meiner ſo freundlich annahm, ſo verachtete ich das Geſuch einer Genugthuung von meinem Landesherrn, ſowol in dem Wege der demüthigen Bitte als des langweiligen Proceſſes. Aber dieſes Betragen beſänftigte ihn keineswegs. Er griff mich von der empfindlichſten Seite an. Die lange Freundſchaft zwiſchen Gemmingen und mir wollte er zerſtören. In einem eigenhändigen Brief ſchrieb er dieſem Miniſter: Er könnte ihn nicht für ſeinen Freund halten, weil er mit ſeinem Feinde, dem Regierungs-Rath Huber ſo vertrauten Umgang und Freundſchaft hielte. — Wie klein war das! — Aber Gemmingen gab eine Antwort, die ſeiner und der Freundſchaft würdig war. Er antwortete ohne Umſchweife: „Er

„ſey

„sey mit den Pflichten gegen seinen Herrn zu „gut bekannt, als daß er nicht auch ihre Gränzen kennen sollte. Sein Privatleben liege auserhalb der Botmäßigkeit seines Herrn. Feindschaft lasse sich eben so wenig befehlen als „Freundschaft. Unsre Freundschaft habe izt dreissig Jahre lang gedauert. In dieser langen Zeit „habe er mich niemals anders als einen redlichen Mann gefunden." Auf diese entschlossene Erklärung konnte vernünftigerweise nichts gesagt werden. Der Herzog schwieg von mir, bis auf die Zeit, da er seine Lebenskräfte merklich abnehmen fühlte, und sich nun überzeugte, daß er nicht mehr und nicht weniger sey als ein Mensch, der selbst vieler Vergebung bedürfe, wenn nun bald ein Aegyptisches Gericht über ihn gehalten werden würde: alsdann erklärte er diesem meinem großmüthigen Freunde bei mehrern Besuchen, die er ihm machte: daß er vollkommen mit mir ausgesöhnt und geneigt sey, mir Beweise davon zu geben, sobald ich ihn um etwas bitten würde. Nach Gemmingens Tode kaufte er

mir

mir diejenigen Manuſcripte ab, die ich von dieſem ererbt hatte, verwandelte den Kaufſchilling in eine lebenslängliche Penſion von ein paar hundert Gulden, und ließ mir Dienſte in der Kanzlei antragen, welche ich verlangen würde. Aber ich war nahe bei meinen ſiebenzig Jahren, ich wollte meinen Herrn nicht mit einem abgelebten Diener betrügen. Karl lebte nur noch acht Tage, und zu ſeiner Geneſung war beinahe alle Hoffnung verſchwunden. Da rief mich die Frau Herzogin Franziſca durch Expreſſen, vermuthlich mit Verwiſſen des Herzogs, nach Hohenheim, denn ich war nicht heimlich da. Der kleine Hof, der noch um ihn war, verwunderte ſich, mich da zu ſehen. Es ward mir der Antrag gemacht, mich, wenn der Herzog ſterben ſollte, der Angelegenheiten der Herzogin anzunehmen. Ich ſagte es zu, aber nicht anders, als durch Rathgebungen von Haus aus. Mein hohes Alter erlaubte mir nicht, mich zu Negotiationen oder auch zu Reiſen und Verſendungen gebrauchen zu laſſen. Ich mußte der Frau Herzogin ein Notifi-

cations-

cations-Schreiben an Ludwig aufsezen, welches sogleich nach erfolgtem Tode Karls durch einen Kurier abgesandt werden konnte. Darinn bestund meine ganze damalige Verrichtung, und meine weitere Rathgebung wurde in der Folge nicht mehr gesucht, aber wohl meine beständige Gegenwart in Hohenheim.

Auch dieser Vorgang war mir ein sicherer Beweis von der vollkommensten Aussöhnung meines Fürsten vor seinem Sterben. Ruhe dn nun im Frieden, du sonderbarer, von vielen deiner Unterthanen betrauerter Fürst! Auch ich weihe dir hier meine aufrichtige Thränen; denn du hast mich viele Weisheit des Lebens, Liebe des Vaterlandes und Standhaftigkeit im Unglük gelehrt!

Dieser Fürst hatte sich von seiner ersten Regierungszeit an mancherlei Bedürfnisse nothwendig gemacht. Erst körperliche Vergnügungen, dann Pracht des Hofes, kostbares Bauwesen, Vermehrung der Miliz, Ruhm des Heldenthums, und zulezt Ruhm eines Gelehrten oder wenigstens

stens eines Beschüzers der Gelehrsamkeit. Diese Fürstliche Bedürfnisse, und noch dazu in einem hohen Grade, zu befriedigen, da reichte der doppelte Betrag seines gesezmäßigen Einkommens nicht zu. Die alltäglichen Finanz-Künste wirkten nichts mehr, weil sie zu oft und ohne Bescheidenheit angewandt wurden. Man grif endlich zu despotischen Mitteln. Da entstund die kleine Revolution unsers Vaterlands. Zum Glük war sie nur allein processualisch, und endigte sich in einen Vergleich, welchen der Fürst offenbar günstiger für sich erhalten haben würde, wenn er sich dem National-Convent unsers Vaterlandes, gleich im Anfange der Versammlung, lediglich in die Arme geworfen hätte. In den lezten Jahren seiner Regierung hatte er, wie ich zuverlässig weiß, viele seiner Regierungs-Sünden bereut, und zwar noch ehe die grosse Revolution begann, die noch kein Aug gesehen und noch kein Ohr gehört hat, noch ehe die Freiheit und Gleichheit der Menschen von den Dächern herab geprediget war, und noch ehe er die erstaun-

staunliche Kräfte dieses grossen durch alle Greuel der zaumlosesten Despotie in Verzweiflung gesezten Volkes gesehen hatte. Und da sich die Könige und Fürsten von unserm halben Welttheile wider die Franken, oder eigentlich wider ihre drohende Staats-Maximen verbunden hatten, so war er weit entfernt, an dieser Coalition irgend einen Antheil zu nehmen. Aber sogleich nach seinem Tode äusserte der Nachfolger ganz andere Principien, Staats- und Religions-Anhänglichkeiten, welche Karl nicht kannte. Das kleine Vaterland ertönte von Kriegsgeschrei, von Auswahlen, von Errichtung vieler besonderer Corps, von Bewaffnung der jungen Leute, und vom Aufstande des ganzen Volkes in Masse. Unser Vaterland hatte sich, wie das ganze Teutschland, und vielleicht die halbe Welt, in Absicht auf die Theilnehmung an dieser fränkischen Revolution in drei Parteien getheilt. Die erste Parthie wünschte die ganze fürchterliche Begegniß mit allen ihren Principien, Folgen und Theilnehmern geradeswegs in die Hölle. Sie

bestand aus allen Despoten, grossen und kleinen Potentaten, dem Adel, der ohne dieselbe nicht leben kann, der höheren Geistlichkeit, die ihre Existenz dem Fanatismus zu danken hat, aus Ministern und Juristen, die von der Vertheidigung der Gerechtsamen und Ungerechtsamen ihrer Herrn und von der Schikane leben, und aus dem Gesinde, das, ohne einen Hof, Hungers sterben muß; die zweite Parthie hatte ein grausames Gefallen an dieser Begegnis nicht nur, sondern auch an allen ihren schröklichen begleitenden Umständen, dem innerlichen und äusserlichen grausamen Kriege, der Anarchie, der Sittenlosigkeit, der Irreligion, der Plünderung und Rauberei, den Robespierraden, der Guillotine, dem Mord eines unschuldig verdammten Königes. Diese bestand aus Menschen, welche unter dem eisernen Scepter der Despotie gelitten haben, oder noch leiden, aus angesehenem oder niedrigem Pöbelvolk, das in der neuen Democratie etwas werden, oder rauben und plündern will, und aus schwarzblütigen Timonen. Die

dritte Parthie bestund aus den wenigen Menschen, die die Annalen der Menschheit studirt, ihre unbezähmbare Wildheit und Unruhe, die pure Unmöglichkeit, ihr irgend eine dauerhafte Form der Regierung zu geben, und die schröckliche Verirrungen sowohl der Regierenden als auch der Regierten eingesehen haben; diese wenigen Menschen sahen zwar mit traurendem Ernst jene mörderliche Symptomen der Revolution, und verwünschten sie; aber sie beruhigten sich bei der Zulassung der ewigen Vorsehung, und waren überzeugt, daß das Geschlecht der Menschen, wenn es anders einer grössern Glükseligkeit fähig ist, dieses schreiende Beispiel zu seiner Besserung anwenden werde. Denn eine derbere Lection ist jemals weder den Königen, noch den Völkerschaften gegeben worden; jenen zum zweckmässigen Gebrauch ihres Ansehens, diesen zur Gedult, bis sie unmöglich wird.

So wenig auch der Beitritt eines abgelebten und amtlosen Mannes zu irgend einer von diesen

sen drei Parteien in unserm Vaterlande zu bedeuten haben mochte, so wählte ich doch, nach meiner Ueberzeugung, die lezte Klasse, als die unschuldigste. Die drei Parthieen gaben sich Schimpfnamen, die übel gewählt waren, und das nicht sagten, was sie sagen wollten. Die Freunde der unbeschränkten Regierung hiessen Aristocraten; wie ungereimt? Die übrigen alle, sie mochten der beschränkten Monarchie, der Republik überhaupt, oder der Democratie, oder gar der Anarchie günstig seyn, nennte man Democraten. Unbekümmert um Namen, blieb ich der guten Sache getreu. Ich liebte die Staatsverfassung und das Glük meines Vaterlandes mit den heissesten Wünschen, daß keines von beiden weder durch übelverstandene Principien, noch durch den sich nähernden Krieg gestört werden möchte.

Mitten unter unsern Kriegsrüstungen durch Land-Auswahlen und eine zahlreiche Land-Miliz erhielt ich durch den Briefwechsel mit meinen al-

ten Schweizerischen Freunden verschiedentlich die versicherte Nachricht, daß die Franken entschlossen seyen, mit einer ansehnlichen Macht über den obern Rhein zu sezen, und in Schwaben einzufallen. Ich hielt es für ein Verbrechen gegen mein Vaterland, meine Nachrichten für mich zu behalten. Nicht nur mündlich, sondern auch in einem besondern weitläufigen Aufsaze, den ich an seine Behörde übergeben habe, zeigte ich die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wichtigkeit der uns drohenden Gefahr. Und ob ich schon nicht vom Metier bin, so wußte ich doch aus meiner Lesung von Kriegs-Schriften, besonders des gröstn Meisters in dieser Kunst, daß der grosse Strom, der uns von unserm Unglük scheidet, nur zu oft von ganzen Kriegsheeren übersezt worden, und einst sogar die französische Reuterei durch Schwimmen sich zu uns herüber gewagt hat; daß die disseitige Defensions-Linie von fünfzig Stunden wenig zu unserer Sicherheit beitragen konnte, und daß eine zahlreiche Nation, die enthusiastisch für ihre Freiheit streitet, unbezwingbar ist. Ich wagte einen

Ge-

Gedanken zu unsrer Sicherstellung. Er blieb ein bloßer Gedanke, weil man sich mit einer heroischen Rede Herzogs Ludwigs trug, daß er sich eher unter dem Schutt seiner Residenz begraben lassen, als mit den Franken Friede haben wollte, und weil man glaubte, daß der sogenannte Reichs-Verband jede Uebereinkunft zum Waffenstillstande oder Neutralität ausschliesse. Aber wer kann das fassen, daß ein, der Zernichtung so nahe gelegener, Staat, in dringender Nähe seiner Gefahr, nicht berechtiget seyn sollte, von allen seinen vorhergehenden Verbindungen abzutreten, und sich selbst zu retten, so gut er kann. Bei einem Schiffbruche ist der Einzelne Mensch berechtiget, seinen Bruder von dem Brett herunter zu stossen, das er zu seiner Rettung ergriffen hat. Was ist das Leben eines Menschen gegen dem Leben eines ganzen Staats? Und haben nicht, einige Monate später, zwei mehrmächtige Fürsten des teutschen Reichs, unendlich weit entfernt von der Gefahr unsers Vaterlandes, ihre gedoppelte Verbindungen mit dem teutschen Reich und mit der

Coa-

Coalition hintangesezt, und nur allein für die Ruhe und Glükseligkeit ihrer Staaten gesorgt? Der grosse Friedrich hat es gesagt: Es gibt traurige Nothwendigkeiten, da ein Prinz es nicht verhindern kann, Tractaten und Allianzen zu brechen, aber er muß es wie ein ehrlicher Mann thun. Er muß seinen Verbündeten zu rechter Zeit Nachricht davon geben, und ausser dem Nothfall und der höchsten Gefahr seiner Völker niemals zu diesem äussersten Hülfsmittel schreiten. Und was hat unsre kraftlose Animosität unsern Verbündeten genüzt? Was sie unserm armen Vaterlande genüzt hat, das wissen wir izt, da meine Unglüks-Weissagung, ein Jahr hernach, buchstäblich in die traurige Erfüllung gegangen ist. In diesen, von aussen her, so fürchterlich drohenden Zeiten begann Herzog Ludwig eine Regierungs-Operation, welche dem Vaterlande viele Verwirrung drohte. Er wollte alle diejenige, welche unter der vorigen Regierung ein Amt gekauft hatten, aufsuchen und bestrafen lassen. Schon die Art und Weise der Untersuchung koun-

te Niemand gefallen. Es war eine Art von Spanischer Inquisition. Die Thäter sollten alle selbst schriftlich angeben, was, wie und um welchen Preis sie es gethan hätten. Da grif der alte Würtembergische Mann noch einmal zu seiner Feder, und bediente sich seiner alten Freiheit, für Schaden zu warnen. Weit entfernt von der Billigung der unter der vorigen Regierung so schamlos getriebenen Makelerei und Subhastation, nicht nur der Aemter, sondern auch der Privilegien, Vergünstigungen, Abolitionen der Verbrechen und anderer Dinge, welche man nicht nennen will, zeigte er in seinem schriftlichen Gutachten vielerlei Gründe an, warum die Untersuchung und Bestrafung ausser der Zeit sey. Ich will diese Gründe in Fragen verwandeln: Mag darauf antworten, wer da kann! Wer will einem neuen Fürsten rathen, sogleich bei dem Antritt seiner Regierung sich ein paar hundert angesehene Familien seines Landes zu Feinden zu machen? Haben sich nicht viele verdienstreiche Männer wegen ihrer Familienverbindungen zu

diesem etwas verdächtigen Mittel, ein Amt zu erlangen, herablassen müssen, weil sie keinen andern Ausweg sahen? Welche Grausamkeit, solche Männer nur zu Rede zu stellen, geschweige zu bestrafen? Aber darf der Fürst bei diesen eine Ausnahme machen, wenn der Kauf allein ein Verbrechen ist? Wann und wo hat das arme Verdienst, besonders in diesen unsern ausgearteten Zeiten, ein Amt und Brod gefunden? Hat es nicht, gleich dem Unverdienste, oder der Dummheit, ein Aemtlein erbetteln, erschleichen, erheurathen müssen? Haben denn vor diesen Verkaufs-Zeiten, und gleich von Anfang dieses Jahrhunderts an, die Maitressen, die Projectenmacher und die Juden und Judengenossen, oder, wann das Vaterland von solchen Beförderern frei war, hat denn der Nepotismus, dieser blinde Patron, in unserm wahren Vaterlande der Vetter und Basen die Candidaten besser gewählt, als Wittleder und seine Consorten? Und wann hat man diese Art der Beförderung untersucht und bestraft? Wer will das behaupten, daß

Karl

Karl bei dem Verkauf der Aemter auf die Tüchtigkeit der Candidaten keine Rükſicht genommen habe? Sind nicht bei den allermeiſten Beförderungen Vorſchläge oder Gutachten der Canzlei vorangegangen? Müſſen wir nicht zur Ehre unſrer treflichen Schulanſtalten und unſrer zwei Academien geſtehen, daß ſich unter dreiſſig Candidaten, welche ſich um ein Amt melden, nicht drei ſich befinden, welche gänzlich abgewieſen zu werden verdienen? Sind aber einige der Eingekauften in der Folge Schelmen geworden, wie kann das bei der beſten Art der Beförderung verhindert werden? Haben wir hierüber ein Vorſichtsgeſez? Und wer iſt nun der eigentliche Thäter bei dem Verbrechen, wovon hier die Rede iſt? Iſt es der Verkäufer, oder der Käufer? Iſt nicht die Verleitung eines Fürſten etwas mehr, als bloſſe Correalität? Verſpricht ſie nicht die Ungeſtraftheit? Lader ſie nicht auf eine unwiderſtehliche Weiſe zu der Speculation ein, mit einem Capital hundert von hundert zu gewinnen? Nöthiget ſie nicht zu dieſem einzigen

Wege durch die gänzliche Verſperrung aller andrer Beförderungs-Wege? Wo iſt nun hier das Verbrechen der Käufer? Wie heißt ſein Name? Und wo iſt das Landes-Geſez, das des Verbrechens und der Strafe Meldung thut? War es das Verbrechen des Ambitus? Hat der Landesherr nicht vielmehr das Vermögen ſeiner Unterthanen ambirt, als dieſe ſich um ſeine Aemter beworben haben? Nur noch eine einzige, aber unendlich traurige Frage! In welchen ſchändlichen, verächtlichen Zuſtand iſt nicht gegenwärtig der gröſte Theil unſers Europens herabgeſunken? Iſt es nicht ein öffentlicher Marktplaz geworden, wo Kunſt, Gelehrſamkeit, Ehre, Tugend, Bosheit und Laſter, Muth und Feigheit ums Geld verkauft wird? Und ſind die Staaten, ihre Fürſten, ihre Regierungen und Senate von einem beſſern Geiſt beſeelt? Kennen ſie einen andern Nerv des Krieges und Friedens, als Geld? Wird nicht von ihnen der nemliche Kauf und Verkauf im Groſſen getrieben? mit Senatwahlen, mit Stimmen, mit Bündniſſen, mit Krieg

und

und Frieden, mit dem Blut der Unterthanen? Und was kann heiliger seyn als das! ruft der groſſe Friedrich aus in seinem Antimachiavel. Doch genug der Fragen, von welchen die zwei lezteren nicht mein sind, sondern eines groſſen Mannes, der die Welt, wie sie wirklich ist, weit beſſer gekannt hat als ich. Man kann sie nachschlagen in dem Unterrichte des berümten Abts Mably, die Geſchichte zu studiren, den er für den Prinzen von Parma entworfen hat. Aber mein Bedenken in dieſer Sache und meine ganze weitläufige Schreiberei war unnöthig. Die Bekenntniſſe, Verantwortungen und Erläuterungen aller noch lebenden Dienſtkäufer kamen nach und nach bei Herzog Ludwig ein, wie es befohlen war. Es ist höchſtglaublich, daß in dieſen Schriften ſolche Umſtände angeführt worden sind, wodurch die gröſſeſte Schuld von den Käufern hinweg, und auf die Beredungen, Machinationen auch Concuſſionen der Unterhändler, mithin auf die Verantwortlichkeit der brüderlichen Regierung gewälzt worden iſt. Ludwig ſtarb

eines

eines plözlichen Todes; mit ihm entſchlief die weitere Unterſuchung und Beſtrafung jenes ſo hoch angerechneten Vergehens, und ich habe Urſache zu vermuthen, daß ſie nimmer geweckt worden wäre, wenn gleich Ludwig das Leben länger behalten hätte. Denn ſein Wunſch war, von allen ſeinen Unterthanen geliebt zu ſeyn, und ſelbſt diejenigen, die ihm die Kunſt zu regieren abſprechen, vermögen nicht, ſeine Tugenden des Privatlebens zu läugnen, und beſonders einen Ueberfluß an Gutheit des Herzens. Aber er hatte, als Prinz, wider den Dienſtverkauf geeifert, und ich entſinne mich, daß er mir, da ich ihm fünfzehen Jahre vor ſeinem Regierungs-Antritt in Waſſerlos aufwartete, in groſſem Ernſt verſichert hat, daß, im Fall er zur Regierung des Landes gelangen ſollte, nicht ein einziger Dienſtkäufer unter der brüderlichen Regierung ſein Amt behalten dürfte, und wenn er gleich die Aemter mit Bauern zu beſezen genöthiget ſeyn ſollte. Der Fürſt glaubte verbunden zu ſeyn, die Drohung des Prinzen zu erfüllen. Auch iſt

es

es sichtbar, daß er die Regierung seines Bruders durch seinen unzweideutigen Tadel nicht nur solcher wahrhaftig verwerflichen Unterhandlungen, sondern auch solcher Regierungs-Gesinnungen, Instituten und Anlagen herabwürdigen wollte, welche die Absicht der Gemeinnützlichkeit oder eines guten Geschmaks an dem Schönen verriethen. So wurden mit Einemmal alle Principien Karls in Absicht auf die Theilnahme an dem Kriege mit den Franken aufgegeben: so wurde das glänzende Institut der Academie zu Stuttgart, welches nicht nur Kaiser Joseph, sondern auch viele andre Reisende und wahre Kenner ihres Beifalls und ihrer Bewundrung der innerlichen und äusserlichen Einrichtungen gewürdiget haben, nicht ohne gegebenen Verdacht einer Abneigung von Gelehrten und der Gelehrsamkeit überhaupt, und nicht ohne Unrecht gegen die Professoren, welche meist würdige Männer waren, zerstört, und sowol dieses Institut, als auch die wirklich prächtige Anlagen in Hohenheim, die Bewundrung vieler Reisenden,

und

und izt der Lieblings-Aufenthalt unsere Friedrich Eugens nicht einmal eines Anblicks gewürdiget. Ich habe sehr viele mißbilligende Urtheile dieser Art von Würtembergern aus allen Klassen gehört, denn Karl hinterließ bei weitem den größesten Theil seiner Unterthanen als seine Freunde. Ich habe gesehen, wie leicht es einem verständigen Fürsten wird, alle Fehler einer verherigen langen unregelmäßigen Regierung durch die Ordnung, Stille und Gelindigkeit einiger wenniger nachfolgenden Regierungs-Jahre so gänzlich auszulöschen, daß ihrer nimmer gedacht wird.

Aber ich unterfange mich nicht, zu entscheiden, ob diese Vergessenheit des erlittenen Unrechts dem Character des gutmüthigen Würtembergers, oder der beinahe allgemeinen Unwissenheit und Unkenntniß seiner Rechte und Pflichten, woraus man auf eine ganz unbegreifliche Weise immer Mysterien gemacht hat, zuzuschreiben sey. Ich erzähle nur, was ich in meinem Leben selbst erfa-

erfahren, gesehen oder gehöret habe. Freund Cicero, wenn er von den Fehlern und Unbequemlichkeiten des hohen Alters redet, und dasselbe wider die Beschuldigungen vertheidiget, womit es unrechtmäßigerweise belegt wird, antwortet auf den Vorwurf: daß der Langelebende vieles sehen müsse, was er nicht gerne sehe, mit großer Weisheit: Ja! sagt er: aber sieht er nicht auch vieles, das er gerne sieht? — Ich hoffe, ich habe, bis auf diesen Zeitpunct meines Lebenslaufs, alles dasjenige, was ich für mich und mein Vaterland gerne oder ungerne gesehen und erfahren habe, mit Redlichkeit, vielleicht oft nur mit zu weniger Zurükhaltung beschrieben. Und ich behaupte izt, und hab' es schon lange behauptet, daß es nicht ein einziges Menschenleben gibt, worinn der Mensch, wenn er anders keine kranke Augen oder kein krankes Herz gehabt hat, nicht ungleich mehr Gutes, als Schlimmes gesehen hat. Izt habe ich, die Administration mit eingerechnet, die fünfte Landes-Regierung erlebt; denn ich habe, in dem Alter von eilf Jahren,

ren, das Ende der Karl-Alexandrinischen Regierung angestaunt. Dieses, und die, zwar auf eine freundliche, aber doch sehr merkliche Weise herbeischleichenden Schwachheiten des hohen Alters erinnern mich mächtig an die kurze Frist, die mir noch zum Sehen und Beschreiben des Guten und Schlimmen für mich oder mein Vaterland gegönnt werden kann. Also nur noch einige wenige Bemerkungen über die Periode von zwei Jahren, die ich nächstens zurüklegen werde, ein paar von den lezten Scenen der Fabel des Lebens.

In dem verlezten Spatjahre, an einem himmlisch schönen Herbsttage, machte ich des Abends um drei Uhr meinen gewöhnlichen einsamen Spaziergang in der Nähe der Stadt. Zwei Bürgers-Sohne von Stuttgart schlichen mir, nach ihrer eigenen Bekenntniß, in der Absicht nach, mich zu berauben. Auf einem offenen Fahrwege, zu einer Zeit, da das Feld noch voll von Arbeitsleuten war, pakte mich einer dieser

zwei

zwei Elenden hinterrüks, ſchlang ſeine beide Arme um die meinige, und rief ſeinem Spiesgeſellen zu: Nimm ihm, was er hat! Ich ſträubte mich mit allen meinen Kräften, um meiner Arme und meines Stoks Meiſter zu werden, aber vergeblich. Schon hatte der andre Spizbube meine Uhrkette in der Hand; denn auf meine Uhr war es eigentlich angeſehen, weil ſie in dem Wahn ſtunden, woher? weiß ich nicht; daß dieſelbe wenigſtens hundert Ducaten werth ſey. Da war keine Zeit mehr zu verlieren. Ich ſchrie ein paarmal, ſo laut ich konnte, um Hülfe wider Spizbuben, und der eine ließ mich aus ſeiner unfreundlichen Umarmung, der andre meine Uhrkette fahren, und beide flüchteten ſich auf verſchiedenen Wegen. Ich verfolgte den einen mit aufgehabnem Stok. Aber er war mir bald aus dem Geſichte. Nur fünfzig Schritte von dem Raubereis-Plaze ruhten ein Duzend Menſchen, die aus dem Walde kamen. Ich fragte ſie um den Namen des Räubers. Nur ein Mädchen von acht Jahren kannte ihn. Die Polizei machte die Thä-

ter

ter bald ausfindig. Sie gestunden die That mit mehr beschwerlichen Umständen, mußten den Criminal-Proceß erstehen, und wurden auf ein paar Jahre auf die Vestung verurtheilt. Denn bekanntlich wird eine solche That nur ein Versuch genannt. Es scheint der Versuch einer Scene aus Schillers Räubern gewesen zu seyn. Einer der Thäter war der Sohn eines Bedienten von unsrer Comödie. Und man sagt, daß jenes Drama in Leipzig die nemliche Wirkung bei jungen Leuten hervorgebracht habe. Doch das ist wahre Kleinigkeit.

Einige Monate hernach erfolgte die bekannte grosse Beraubung meines Vaterlandes. Der Revolutions-Krieg mit seiner ganzen schrecklichen Begleitung kam herüber zu uns über den Rhein, und die warnende Prophezeiung unsrer redlichen Nachbarn und des um Teutschlands Wohlergehen so freundlich besorgten Königes ward grausam erfüllt. Die eigentlichen Kriegs-Begebenheiten dieser lezten sechs Monate, welche so reich sind an

mili-

militairischen Wundern, gehören nicht in den Lebenslauf eines unbedeutenden Privat-Mannes. Ich verweise die Liebhaber solcher Nachrichten auf unsers Possels eben so schön als partheilos geschriebene Annalen, welche ihn gewiß lange überleben werden. Einige wenige meiner eigenen Bemerkungen mögen hier nicht ausser ihrem Plaz stehen. Aus dem Munde einiger aus dem Volk meines Vaterlandes habe ich nicht nur Einmal, wenn von diesem Krieg die Rede war, die bedeutende Rede gehört: dieser Krieg ist ein Herrenkrieg; er geht uns nichts an! Das sagten sie; da derselbe hauptsächlich an dem linken Ufer des Rheins wütete. Izt wissen sie es besser, wer eigentlich gestraft ist, wenn die Könige wild werden. Es ist etwas mehr als glaublich, daß der fränkische Uebergang über den grossen Strom und die Durchbrechung des starken Cordons auf dessen rechter Seite, welcher durch die in der Linie gelegene Vestungen noch mehr gesichert zu seyn schien, keineswegs vermuthet wurde. An drei Orten sezten die Franken über den Rhein, und durchbra-

chen

chen den Cordon von mehr als hundert Stunden, wie solches von dem gröſten Meister in der Kunst und andern militairischen Schriftstellern schon lange als möglich angegeben worden ist. Aber wie viele schiefe, selbst ehrenrührige Urtheile wurden über brave Truppen und rechtschaffene Generale und Offiziere wegen dieses nicht verhinderten Uebergangs gefällt? Es war aber nichts als Ueberraschung und Uebermacht, denen der vorsichtigste und tapferste General nicht immer auszuweichen das Glük hat. Ungerechte und undankbare Welt! Da die Päſſe über den Schwarzwald bereits überwältiget waren, und die Franken mit dem rechten Flügel ihres Heeres mit Macht in Würtemberg eindrangen, ohne daß wir irgendher einen Schuz zu hoffen hatten, da dachten wir endlich an einen Waffenstillstand, sandten dem hereinstürmenden Feinde eine Gesandschaft von drei redlichen, dem schweren Geschäfte vollkommen gewachsenen Männern entgegen, und der feindliche General verwilligte uns Bedingungen des Stillstandes an Contributien und Natural-Lieferungen, wie wir

sie

ſie unter den damaligen Umſtänden, beſonders bei dem offenkaren Zurükzug des Kaiſerlichen Heeres, vernünftigerweiſe kaum erwarten konnten. Sollte man es wohl glauben? Ich hörte über die angebliche Härte der Bedingungen von vielen meiner Landsleute eben ſo unvernünftige, als über das Betragen der Geſandſchaft liebloſe Urtheile. Und jenſeits glaubte man ſehr treuherzig, daß wir uns viel lieber hätten zertreten laſſen, als Friede machen ſollen. Schon war das Kaiſerliche Kriegsheer von den Franken bis an den Nekkar gedrängt, ein wildes Heer von Vortruppen, von Tiralleurs oder Eclaireurs, wie ſie genannt wurden, näherte ſich, den Haſenberg herab, der Reſidenzſtadt Stuttgart. Nach einigen Plänkeleien mit dem kleinen Commando von Kaiſerlichen, welches in unſern Mauren lag, drang der wilde Haufe zu unſern Thoren herein. Die Stadt befürchtete wo nicht Plünderung, doch Räubereien von dem erhizten und undiſciplinirten Vortrab. Unſer muthvoller Regierungs-Präſident von Taubenheim drang ſich, nicht ohne ſichtbare Lebensge-

gefahr, durch den wüsten Haufen zu dem Thor hinaus, um den kommandirenden General an den errichteten Waffenstillstand zu erinnern, und das uns drohende Unglük abzuwenden. Und das that er aus eigener Bewegung, ohne irgend eine Absicht, als auf die Rettung unsrer Stadt, und ohne Dank. Es geschahen zwar einige unbedeutende Gewaltthätigkeiten und Beraubungen auf den Strassen und in Häusern, welche nicht sorgfältig genug beschlossen gehalten wurden. Aber bei dieser allgemeinen Verwirrung und bei der Ausbreitung der Franken durch alle Gassen der Stadt konnten ihre Offiziere, und einige derselben wollten vielleicht auch nicht, alle Unordnung verhüten. In diesem nemlichen Zeitpunkt, da die Einwohner derselben an nichts, als ihre Sicherheit und Rettung zu denken hatten, wurden wir beschuldiget, daß man von unsern Häusern aus auf die fliehende Kaiserliche geschossen habe. Die Beschuldigung war eben so unerweislich als unwahrscheinlich. Izt sah ich den wilden Haufen, von meinen Fenstern aus, einherstürmen.

Es

Es fielen noch einige Schüsse, obschon kein Feind mehr da war. Der Haufe lagerte sich in der Straße vor meiner Wohnung. Theils aus den Kellern der Herrschaft, theils von Bürgern wurde ihnen Wein und Brod in ansehnlicher Menge zugetragen, um sie bei menschlicher Laune zu erhalten; denn so, wie ich sie, von meinen Fenstern aus, lange genug zu betrachten Zeit hatte, fand ich an den meisten derselben die Mine der Räuber, der Vendeer oder Chouans. Sogleich in der Nachbarschaft von Stuttgart und an mehrern Orten des Vaterlandes, besonders gegen einige Geistliche, verläugneten sie ihre Barbarei nicht, und schändeten den Namen der Franken. Man hat gesagt, daß diese unbändigen Menschen, wie ein verlorner Haufe, beständig und mit allem Fleiß vorangeschikt worden seyen, um ihrer los zu werden. Ich glaube auch, daß dieser Endzwek erhalten worden, und nicht der zwanzigste Mann von ihnen über den Rhein zurükgekommen ist. Aber ich habe auch viele von ihren martialischen und regelmäßigen Linien-Truppen an meinem

Hauſe vorbeiziehen geſehen. Und nicht nur einmal ſah ich auch die tapferen Bürger-Generale der Rheinarmee, Moreau, Deſaix und St. Cyr, nebſt ihren General-Adjutanten in einem vertraulichen Cirkel unter meinen Fenſtern ſtehen. Da war kein Gepränge, nirgend ein Zeichen des Vorzugs zu ſehen, weil es auſſer dem Dienſte war. Damals hatten die Kaiſerlichen das Ufer der linken Seite des Nekkars noch nicht gänzlich verlaſſen, ſie hatten beſonders den Paß bei Cannſtadt, die Vorſtadt und die Brüke noch inne. Bei dem Streit um den unbeträchtlichen Fluß hab' ich im Kleinen alles geſehen, was der Krieg Schrökliches mit ſich bringt. Zwei Tage lang habe ich das fürchterliche Gebrüll der auf dem Kahlenſtein bei Cannſtadt aufgepflanzten Kanonen gehört, und den Rauch von jedem Schuß aus meinen Fenſtern geſehen. Der Rauch von dem benachbarten Brand in dem Fleken Berg bedekte das Stuttgarter Thal. Zerſtümmelte Körper, nur noch halb lebendig, wurden von dem Feld des Todes, an meinem Hauſe vorbei, in unſre

Stadt

Stadt hereingetragen. Gerade von mir über wurden Weinberge ausgerottet, und der Seegen unſers Thales, in Kornfeldern und Wieſen, von Mann und Roß zertreten. Die Benachbarten flüchteten ihre beſte Habſeligkeit und ihr Vieh, die ſchon Beraubten ihr bischen Leben in die übelgeſicherte Stadt. Ich ſchweige von den ewigen Einquartirungen von Gäſten, die ihren Wirthen als Herrn befehlen, von den drohenden Ausſchreiben von Lieferungen aller Art, wozu die Franken den höflichern Namen: Requiſitionen, erfunden haben, von den Epidemien unter unſerm Volk, und von der verheerenden Ungariſchen Krankheit unter unſerm Rindvieh. Wer kann das ausrechnen, was die Moralität unſers Volks durch die ewige Durchzüge und Einquartirungen gelitten hat? Was die Ehre der Stände unſers Kreiſes und ihrer Truppen beſonders den 29. Julius bei Biberach gelitten hat, darüber kann die Vorſtellung des Kreiſes an den Kaiſer in den Annalen nachgeſehen werden. Noch bis auf dieſe Stunde, da ich ſchreibe — es iſt der Anfang des Merz 1797. —

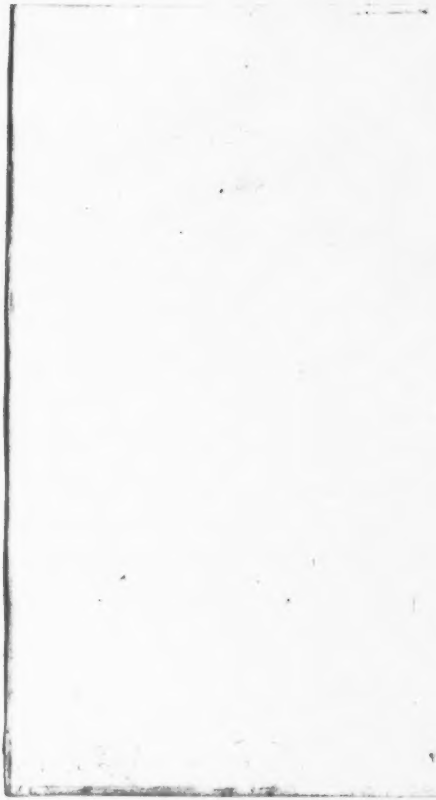
weiß mein armes Vaterland keine Freiheit von Durchmärſchen, Einquartirungen, Lieferungen und Frohnen mit Roß und Mann. Noch erſcheint kein Morgenroth zu dem Tag des Friedens. Der Krieg ſcheint bis zum Untergang einer der Hauptparteien geführt zu werden. Die Intreſſen der Kriegführenden verwikeln ſich ſo ſehr, daß die Bedingungen zum Frieden beinahe unmöglich mehr aufgefunden werden können. Und wenn auch durch eine wichtige und peremtoriſche Begegniß, durch einen entſcheidenden Ausſchlag, durch Lähmung des Nervs aller Kriege, durch eine Peſtilenz, durch eine Gegenrevolution in Frankreich, durch eine Coalition der neutralen Nordiſchen Mächte um eine imperirte Transaction zu bewerkſtelligen, oder durch welche Veranſtaltung die ewig gütige Vorſehung Hülfe leiſten will, ein augenbliklicher Friede erhalten werden ſollte, ſo wird, wie ich befürchte, die traurige Prophezeihung vieler weiſer Männer, daß dieſer Krieg, ſeiner Veranlaſſung und Natur nach, eine fruchtbare Mutter vieler künftigen Kriege

ſeyn

ſeyn werde, bald genug in die Erfüllung gehen. Ja, wenn wir auch von der ganz beſondern Eigenſchaft des gegenwärtig noch wüthenden Krieges abgehen, was anders kann denn bei dem unerſättlichen Länder-Geiz der Groſſen dieſer Welt bei der beſtändigen Vermehrung ihrer ſtehenden Heere, bei dem ſichtbar zunehmenden Haß der Nationen gegen einander, und bei der täglich ſich mehr beſtätigenden Wahrheit des Hobbeſianiſchen Sazes prophezeyt werden? Der Traum eines lange daurenden, ich will nicht ſagen, eines ewigen Friedens, iſt nur der ſüſſe Traum eines dem Menſchengeſchlechte wohlwollenden Mannes, oder eines Millionairs, der den Teufel, und beſonders den des Krieges und der Zwietracht, wenigſtens tauſend Jahre lang in die Hölle verbannt, damit er nicht mehr auf dieſer Erde rumoren und die freundliche Abſichten Gottes ſtören könne. Dies ſind zweierlei Wahrſagungen auf die nächſte Zukunft, welche einander gerade entgegen ſtehen. Wie ſehr wünſchte ich zum Glük der Menſchheit, daß ich der leztern eine

grössere Wahrscheinlichkeit geben könnte als der ersteren, und daß ich diese Erzählung meines Lebens mit der Eröffnung einer freudigern Aussicht in die Zukunft beschliessen dürfte! Denn was mich, den alten Selbst-Biographen, anbelangt, so werde ich entweder die wenigen Tage, die mir noch zugezählt sind, unter der gutmüthigen und gerechten Regierung meines wirklichen Landesherrn, die ich keineswegs zu überleben hoffe, zwar nicht ohne Theilnahme an dem Glük meiner Brüder, der Menschen, aber in einer dem Alter gebührenden Ruhe und Stille verleben, oder ich werde mich in denjenigen sichern Hafen gerettet haben, wo mich kein Sturm mehr erreichen kann.

Gedichte.



I.

Dies Gedicht hab ich in den zwei erſten Morgenſtunden meiner Gefangenſchaft verfertiget.

Ich ehre dich, o du des Himmels Wille,
Du rufſt: ich bin bereit!
Sey mir gegrüßt in dieſer ſchwarzen Stille
Balſam'ſche Einſamkeit!

Wo bin ich? und iſt dies der Weg der Wahrheit?
Und dieſe Schmach ihr Lohn?
So heitre ſie des Kerkers Nacht mit Klarheit
Und glänze durch den Hohn!

Sie glänzt! Ja durch die Nacht blizt deine Lehre,
O! Wahrheit, zur Gedult.
Dein ſtummes Mitleid troknet jede Zähre
Mit mütterlicher Huld.

Du lehreſt mich, dies Schikſal überwinden,
Das zu ungütig ſcheint;
Vielleicht iſt hier des Lebens Ruh zu finden,
Um die ich oft geweint.

Wie will ich hier nach deinen Schäzen trachten!
Du biſt dem Vorſaz hold:
Im Bauch des Bergs, in ewig finſtern Schachten,
So tief wächst glänzend Gold.

Iſts Hochverrath, zu mahnen einen Prinzen
An Pflicht, an Fürſtentreu!
Zu ſagen: daß vom Wohlſtand der Provinzen
Sein Glük untrennlich ſey?

Sey ruhig, Herz! O keine einz'ge Klage
Entweihe dein Geſchik!
Der Muth iſt Ruhm, und unverdiente Plage
Iſt ein wahrhaftes Glük.

Auf geht der Tag: gieng mir ein einz'ger Morgen
In zehen Jahre Lauf
So wolkenlos, so ungetrübt von Sorgen
Wie hier im Kerker auf?

Schon fliegt der Troſt auf glänzendem Gefieder
Vom Himmel in dies Herz.
Es tagt in mir. Wacht auf ihr meine Lieder!
Vor euch beſteht kein Schmerz.

2.

Mein Auszug aus Tübingen.

Für Macht und für Despoteren
Und für achthundert Bären-Mützen,
Wer kann den Biedermann beschützen,
Daß er kein Raub des Unglüks sey?

Noch weicht sein Fuß nicht von der Bahn,
Worauf der Mann der Wahrheit wandelt,
Und jeder Feind, der ihn mißhandelt,
Feurt ihn zu größrer Tugend an.

Fern-her hört er des Unglüks Schritt
Und seiner Fesseln furchtbars Rauschen,
Noch wird er nicht das Recht vertauschen
Um Freiheit und die Reue mit.

Das beßre Herz erhebt den Mann
Hoch über die Beleidigungen,
Und unverdiente Lästerungen
Hört er mit stolzem Mitleid an.

Die That allein iſt Schmach und Ruhm,
Der Hohn, der Kerker und die Bande
Sind Zeichen von der wahren Schande,
Wie Lorbeern von dem Heldenthum.

Ha! der Soldatiſche Major!
Wie hat er ſeinen Feind bezwungen!
Sein erſter Feldzug iſt gelungen,
Sein Sieges-Lied füllt noch mein Ohr. *)

Noch lange wird beim Wein der Held
Den Amtmann und die Schlacht poſaunen,
Und jede Schenke wird erſtaunen,
Wie kühn er ſeinen Feind gefällt.

---

*) Ich will ihn nicht nennen. Er erlaubte ſich die pöbelhaften Ausdrüke von Canaillen und Spizbuben.

3.

An Gemmingen.

Du Zierde wahren edeln Blutes!
Komm Gemmingen! und ſage mir:
Wem weih' ich dieſes Lied voll Muthes,
Der Freiheit, Wahrheit, oder dir?

Weg mit den weib'ſchen Elegien,
Zu weich für eines Mannes Ohr!
Laßt den Ovid ins Elend ziehen!
Er weine ſie Corinnen vor.

Mein Stolz beſiegt gerechten Schmerzen,
Der ungern von der Unſchuld flieht.
Nun fließt aus dem bezwungnen Herzen
Dies Stoiſche ſchmerzloſe Lied.

Schon hundert Tage frißt der Kerker
Mit ſchwarzem Maul von meiner Zeit;
Die Dau'r des Unglüks macht ihn ſtärker,
Den Muth, der keine Feſſeln ſcheut.

Im Blut voll Feu'r ſteigt auf die Wangen
Die ehrliche Natur, und fragt:
Wo iſt die That, die ich begangen?
Das Laſter nur iſt ſtumm und zagt.

Der Neid mag die Verſchuldung ſchärfen!
Die ſchwere That, die ich verübt,
Dies Laſter weißt er fürzuwerfen,
Daß ich mein Vaterland geliebt.

Und welches Land hat mich geboren?
Hab' ich mit aufgehabner Hand
Die Urfed wider mich geſchworen
Und irre um ein Vaterland?

Ha! Vaterland! verhaßter Name!
Gedanke dieſes Kerkers werth!
Kennt denn der Teutſchen würd'ger Saame
Noch eigen Land und Feu'r und Heerd?

Wer fühlt ſie ihr, die edeln Triebe?
Gewiß ein Böſewicht oder Narr!
So tief hinab ſank dieſe Liebe,
Die einſt die höchſte Tugend war.

Doch macht die Tugend zum Verbrechen!
Nur laßt sie nicht gemartert seyn.
Ihr hohen Götter in dem Rächen,
Ihr kleinen Menschen im Verzeih'n!

Und könnt' es nur sein Glük versöhnen,
Dies Opfer für mein armes Land:
Ich seegnete mit Freudenthränen
Selbst einen ew'gen Sklavenstand.

Was kann die Welt dem Weisen rauben?
Des Geistes Muth und Freiheit? Nein!
Den Vorzug muß sie ihm erlauben,
Selbst in den Fesseln frei zu seyn.

Die Tugend ist ein Spiel der Tüke,
So nach der Ehre, als dem Hohn.
Ach sie verdient, wie Schelmenstüke,
Bald einen Galgen, bald den Thron!

4.

An meine Muſe.

O fromme Muſe, die mir oft
Den trübſten Tag geheitert,
Und dieſes Herz, das kaum gehofft,
Zur Freudigkeit erweitert!

O Freundin! die oreſtiſch liebt,
Den Freund, der dich gewonnen,
Und, wenn ſein Himmel ſich getrübt,
Nie aus dem Sturm entronnen!

Dein ſtiller Troſt verläßt ihn nicht
Im Lärm bewöhrter Schaaren.
Du gibſt zu Uebung jeder Pflicht
Verachtung der Gefahren.

Fern haſt du ihn vom Vaterland
Ins Elend oft begleitet,
Und über ſeinen Sklavenſtand
Der Freiheit Licht verbreitet.

Da gibſt du ihm Verachtung ein,
Der Welt mit ihren Scenen,
Und alles Schikſal wird zu klein,
Zur Freude und zu Thränen.

Da weiſſt du die Ideen auf
Von wahrer Schand' und Ehre,
Und gibſt dem künft'gen Lebenslauf
Der Tugend ew'ge Lehre.

Du lehreſt ihn des Lebens Glük
Nach himmliſchen Geſezen,
Nicht nach des Erdenſtern drohendem Blik
Nach keinem Lächeln ſchäzen.

Du zeigſt, wann einſt der Vorhang rauſcht,
Der ew'ge Scenen dekte,
Wie dann Perſon und Stand ſich tauſcht
Olimpiſche Proſpecte.

Auch mir folgſt du mit edler Treu
Hieher in dies Gefängniß.
Durch dich bin ich im Kerker frey,
Und ſegne mein Verhängniß.

Werd' ich nach ausgedau'rtem Hohn
Der Freiheit einſt genieſſen:
So ſoll dein Lob im Silberton
Von meinen Saiten flieſſen.

5.

Die Mitternacht.

Die Lampe ſtirbt, vom blaſſen Monde zittern
Zween todte Strahlen noch in dies Gemach.
Hier wach ich noch an dieſen ſchwarzen Gittern,
Und denke meinem finſtern Schikſal nach.

Spricht jener Thurm noch nicht mit ährnem Munde
Das feierliche Moment der Mitternacht?
Er ſpricht: nur mir ſchlägt ſie, die zwölfte Stunde,
Die Stunde, da kein glüklichs Auge wacht.

Was rauſcht? vielleicht aus jenen Kaſematten
Steigt freundlich ein Geſpenſt, herauf zu mir;
Herein! ſeyd mir Geſellſchaft, theure Schatten!
Die Welt iſt doch ſo gütig nicht, wie ihr.

Dort ſchlafen ſie, des Arſenals Ruinen, *)
Gebaut und durch den Bliz geſtürzt dreimal,
Nichts kann der Unſchuld ihre Stärke dienen,
Sie ſtürzt durch der Gewalt deſpot'ſchen Stral.

Rund um mich ſchlummern an dem Wall die Stüke,
Und harren tükiſch auf den Krieg und Tod,
So ſchlummern in der Welt meineid'ge Tüke,
Und droh'n der Tugend Herzenleid und Noth.

In jenem Thurm raast ruhig ein Verrükter,
Lacht ſeine Feſſeln an, ſchläft lachend ein.
In dieſer Welt wird ſtets der Narr beglükter,
Als alle denkenden Sokraten ſeyn.

Links dort in jenem furchtbar'n Angſtgebäude
Verſtummt auf ewig Marianens Lied.
So

*) So ſagt die Tradition.

So todt ſchweigt endlich alle unſre Freude,
Wenn einſt die Oper dieſes Lebens flieht.

Des Sklaven Nacht iſt reich an ernſten Bildern,
Aechzt nicht dem Tod dort jedes Lazaret?
Dem Tod? Ja der wird alles Unglük mildern,
Und jede Tugend wird durch ihn erhöht.

6.

Beſchreibung eines ungeduldigen Morgens auf meiner Veſte und meiner Mitgefangenen.

Ermüdet an Schlaf und reich an wilden Träumen
Entflieht die Nacht.
Wie lange will ſich noch der Morgen ſäumen,
Der Freiheit lacht?

Aurore blikt aus finſtern Augenliedern
Auf mich herab,
Und droht den Tag, gleich ſeinen dunkeln Brüdern
Schwarz, wie das Grab.

Der Trommel heiſchers Lied wekt die Kaſernen
Zum Spiel der Schlacht,
Das Volk wacht ungern auf und flucht den Sternen
Die kurze Nacht.

Beleidigend ſchreit der Querpfeiffen Stimme
Den Morgen-Gruß;
Inzwiſchen ſteigt der Tag herauf im Grimme
Vom Antipus.

Izt ſpringen die gefang'nen Offiziere *)
Vom Sak voll Spreu,
Und kommandiren durch kraftvolle Schwüre
Geduld herbei.

Und Braſſi, der mit einer Capriole **)
Vom Lager ſpringt,
Flucht,

*) Meine Mitgefangenen, aber wegen ganz andrer Urſachen. Sie waren Spieler, Duellanten und Schuldenmacher. Der Plaz-Adjutant Herz[illegible], der immer bei meinem Eſſen zugegen ſeyn mußte, ich weiß nicht warum? unterhielt mich während des Eſſens mit den Geſchichten meiner Conſorten.

**) Ein Herzoglicher Kammerherr, ein Franzoſe, wie man aus ſeiner Aufführung ſieht, der einige Jah-

Flucht, daß der Teufel ſeine Ketten hole!
Und pfeift und ſingt.

Nach manchem Affenſprung legt ſich die Hize;
Dann denkt er nach,
Wie ſanft der Kammerherr nichtsdenkend ſize
Im Vorgemach.

Wie der nur glüklich kommt durch die Paläſte,
Der Weihrauch ſtreut,
Und auf dem Sopha die Lucull'ſche Feſte
Still wiederkäut.

Wie dort vom Gift, das in dem Herzen ſiedet,
Kein Angliz zeugt,

Wie

Jahre vorher der Baſtille entronnen, und ſt me-
gen Hof-Unvorſichtigkeit mein Geſelle geworden
war.

Wie an dem Ort, da man die Blize ſchmiedet,
Der Donner ſchweigt.

Doch, wer beſchreibt der Mariane Kummer, *)
Der izt erwacht?
So wekt erſchröklich von dem leichten Schlummer
Der Traum der Nacht.

In ſtillem Weh ſchleicht ſie mit leiſen Schritten
Im Kerker um.
Will Niemand, ſeufzt ſie, Niemand für mich bitten,
Dann ſteht ſie ſtumm.

Der

*) Frau Pirkerin, welche als eine vortrefliche Sängerin ſelbſt in Italien geglänzt hatte. Die Urſache ihrer Veſtungs-Strafe iſt nicht genugſam bekannt geworden. Sie wurde raſend in ihrem Kerker, oder ſtellte ſich ſo. Nachdem ſie frei worden war, lebte ſie in Heilbronn, gab Lection im Singen, und ſang ſelbſt noch vortreflich, aber mit einer Baß-Stimme. Ihre Stimme war ausgeſchrieen durch das wilde Geſchrei im Kerker.

Der Kerkerknecht, erweicht, tritt in die Thüren
Und tröſtet ſie.
Helft! ruft ſie kraftlos, und fällt, ihn zu rühren,
Auf ihre Knie.

Izt weint ſie; doch ihr Schmerz wird nicht gelinder,
Er häuffet ſich.
Dann ruft ſie laut: Ach Kinder! meine Kinder!
Helft! rettet mich!

Oft hat ihr Lied das Mitleid herbefohlen, *)
Das nichts genüzt.
Laß mich, o gût'ger Himmel, Athem hohlen!
Wen rührt ſie izt?

Ha!

*) Lasciami o Ciel pietoso
Lasciami respirar!
Eines von ihren ſchmelzendſten Liedern.

Ha! wende dich, o Muſe, von den Scenen
Der Traurigkeit!
Die fremde Quaal lokt ſympather'ſche Thränen
Aus ſeignem Leid.

Sey mir willkommen düſtrer heil'ger Morgen
In grauer Pracht!
Mein Herz! ſey heiter ohne Schmerz und Sorgen.
Der Himmel wacht!

7.

Auf den Tod des Hauptmanns von der Artillerie du Trait de Vernancourt.

Der Glükliche ſtirbt in der frühen Jugend,
Die Welt iſt fürchterlicher als ihr Grab,
Gott wägt den Werth des Lebens nur nach Tugend,
Und nicht nach Jahren, ab.

Die Tage des unnüzen Greiſen waren
Ein Pflanzenleben ohne Ruhm und Werth,
Der Jüngling ſtirbt, ein Neſtor an den Jahren,
Der ſeine Zeit geehrt.

Früh ſtarb der theure Jüngling, den wir trauren,
Uns lebt ſein ehrenwerther Name nur,
Sein Name ſeufzt aus allen unſern Mauren,
Der edle Vernancour!

Die

Die Muſe ſoll nicht ſtumm ſich um ihn kränken,
Den einſt ihr kläglich Schikſal auch gerührt,
Sie eilt, daß ſie ſein ſchäzbars Angedenken
Mit Thränen balſamirt.

Geh edler Menſchenfreund! fleuch zu den Sternen?
Den nie mein Mund, mein Herz ſo oft gegrüßt,
Dort werd' ich dich erſt ſeh'n und kennen lernen,
Dort, wo kein Kerker iſt.

8.

Noch ein grämliches Veſtungs-Lied.

Noch hält mich der eiſerne Kerker nach vielen erduldeten Tagen,
Lang, wie die Nächte ohne Schlaf.
Und mein ungütiges Schikſal hält, wie ein tyranniſcher Sieger,
Den Sklaven in den Ketten feſt.
Noch flieſſen vergebens dahin die milden Thränen der Lieben,
Der Wittwe und der Waiſen Schmerz.
Das ſind ſie — denn bin ich nicht ihrem zärtlichen Umgang geſtorben?
Und ſchmerzlicher trennt kaum der Tod.
Umſonſt ruft mich zur lang entbehrten heiſſen Umarmung
Mit zärtlichem Accent der Freund.
Unnüzliches Flehen des Volks, das meiner Sorge vertraut war!
Da Bitten ein Verbrechen iſt.

Iſt denn auch Hofnung dahin? Sie flieht, die unwirthbare Seele,

Und ſizt dem Thoren in ſein Herz.

So ward der Elende an die Caucaſiſche Felſen geheftet,

Da frißt der Geir ſein Eingeweid.

O! daß kein Feind ſie hört, die ungeduldige Stimme,

Die Klage eines Augenbliks!

Er möchte den wimmernden Ton zuſamt dem Unfall verſpotten:

So ein Triumf gebührt ihm nicht!

Entreiſſen will ich mein Unglük und Leid dem ſarcaſtiſchen Lächeln

Der Bosheit, die mit Thränen ſpielt.

Die Welt ſoll du, o mein Herz und nicht durch Mimiſche Künſte

Mein Angeſicht erheitert ſehn!

Kein Schikſal wird leichter durch Thränen: ſie wären ſonſt reichlich zu weinen,

Und ſchäzbarer, als alles Gold.

Kein

Kein Händeringen erweicht den unerbittlichen Jammer,

Den Löwen fodert er zum Kampf.

Verſucht den Muth des Kämpfers und ſeine verbergenſte Kräften

Und flieht nach hartgefocht'ner Schlacht.

Der Sieger erhaſcht ihn im Fliehen und ſchleppt ihn gefeſſelt am Wagen

Im Lorbeer-reichen Siegeszug.

Schön iſt das Loos des Weiſen, ein Herr des gewaltigen Kummers

Des Zufalls und der Furcht zu ſeyn.

In Ungewittern des Lebens, wie in der Sonne zu wandeln

Nicht fühllos, nicht verzagt zu ſeyn.

Nicht auswärtsher holt er die Arznei dem verwundeten Herzen,

Der Seele, die ſich ſelber heilt.

Die Fieber des Geiſts heilt keine peruvianiſche Rinde,

Die Erde trägt kein Kraut für ſie.

Nicht ungewarnt überfällt ihn das unausbleibli-
che Unglük

Aus ungetreuem Hinterhalt.

Er träumt dem Leben voll Sturm nicht eine
einzige Stunde

Ganz heiter und von Wolken frey.

Er traut der gütigen Vorſicht, durch welche das
furchtbarſte Uebel

Die Mutter eines Seegens wird.

O! nicht einen einzigen Schritt jenſeits des er-
löſenden Grabes

Verfolgt ihn ſein erbostes Glük.

9.

Folgende zwei Gedichte ſind zwar in meine Verſuche in Reden mit Gott aufgenommen; weil ſie aber wirklich auf der Veſtung von mir verfertiget worden ſind, ſo wollte ich ſie aus dieſer Sammlung nicht laſſen.

Morgenlied.

Früh ſteigt zu Gott mein betender Geſang,
Eh noch die Dämmrung flieht.
Entweihe nicht, du meiner Feſſeln Klang,
Das fromme Morgenlied!

Gott! wenn mein Herz an deine Güte denkt,
Bin ich ein freier Mann,
Da iſt kein Mißgeſchik mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tirann.

Gelobet ſey die gränzen'loſe Macht,
Die uns mit Schatten dekt,
Und ſchöpfriſch aus dem Grabe jeder Nacht,
Die jungen' Tage wekt.

Da lag es todt, das halbe Erdenrund,
Und vom Gewölb der Luft
Hieng ſtralenlos herab der graue Mond
Wie Lampen in der Gruft.

Er aber, der — der Sphären ew'ge Bahn
Mit feur'gem Blik bewacht,
Gott rührt den Erdenkreis allmächtig an
Und dreh't ihn aus der Nacht.

Indem er ſtill um ſeine Spindel rollt,
Wird alles überſonnt.
Der Berge Gipfel ſind ophiriſch Gold —
Sapphir der Horizont.

Ein Meer von Regenbogen brennt im Thal,
Gen Himmel ſchikt die Flur
Den Balſamrauch aus Blumen ohne Zahl,
Ein Opfer der Natur.

Das Wonnelied tonreicher Wälder ſteigt
Schon lang dem Himmel zu,
Beſchämt den Menſchen, der noch ruhmlos ſchweigt
Im Grabmal ſeiner Ruh.

In ſeinen Fels-Palaſt ſteigt izt hinab
Der Leu mit ernſtem Gang,
Er brüllt dem Herrn, der ihm den Nachtraub gab,
Den ungeheuren Dank.

Auf — peitſcht Nerone ſchon der Traum der Nacht,
Angſt, die ſie nie verläßt.
O Gott! ſie preiſen ſchröklich deine Macht
Wie Wetterſchlag und Peſt.

Izt aber blökt der Berg, izt brüllt das Thal,
Dir Herr! der alles ſpeißt.
Izt reizt des Hirten Lied den Wiederhall,
Das deine Güte preißt.

Das rege Dorf hat ſchon ſein Volk voll Fleiß
Aufs goldne Feld geſtreut;
Dein Erdreich, Gott! bezahlt den frommen Schweiß
Mit milder Fruchtbarkeit.

Seht, wie der Winzer an Wein-reicher Wand *)
Von Fels zu Felſen tanzt!
Geſegnet ſey des frommen Mannes Hand,
Der unſre Freuden pflanzt!

Des Alkovs Nacht dekt noch der Wolluſt Sohn
In Sibaritſcher Raſt.
Er ſchläft und ſeine Statue wacht ſchon
Und herrſcht auf dem Palaſt.

Welch

*) Bekanntlich iſt der gröſſeſte Theil des Aſpergs ein edler in vielen Terraſſen aufſteigender Weingarten.

Welch ein Verluſt, die Scenen nicht zu ſeh'n
Der neubelebten Welt!
O! welch ein Anblik iſt dem Menſchen ſchön,
Dem ſelbſt der Tag mißfällt?

Ja! ſchön o Gott! iſt dieſe Welt gemacht,
Wenn ſie dein Licht umfließt.
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß ſie kein Himmel iſt.

Jedoch ſie glänzt auch für die Tugend nur,
Der Unſchuld iſt ſie ſchön.
Umſonſt ſchmükt ſich mit Himmeln die Natur
Den Augen, die nicht ſeh'n.

Beleidigend wirkt auf des Laſters Blik
Der Glanz vom Morgenroth.
Vor ſeinen Augen flieht der Tag zurük,
Und die Natur iſt todt.

Ach jede Blume wird verſengt und ſtirbt,
Die ſeine Sohle tritt.
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt
Schwarz unter ſeinem Schritt.

Allmächtiger! laß mich, der Wahrheit treu,
Mein Herz der Unſchuld weih'n!
O dann, dann wird mir die Natur ſtets neu
Und ewig reizend ſeyn!

10.

Theodicee.

Zufriedenheit, erhal'ues Gut,
Das keine Feinde rauben können!
Dich kann des Unglüks ganze Brut
Nicht vom Gefühl der Unſchuld trennen.

Die Theilung iſt voll Göttlichkeit;
Dem weiſen Manne jeden Morgen
Ein Mieglük und Zufriedenheit,
Dem Thoren aber Glük und Sorgen.

Warum mißfällt dir dieſe Welt?
Iſt ſie zu ſehr entſtellt von Leide?
Ihr Schwarz, das Kennern nur gefällt,
Schattirt ihr wildes Licht der Freude.

Was nüzt mir des Verſtandes Licht,
Ein Spiel der unzwingbaren Triebe.
Warum band er mit Ketten nicht
Den Menſchen an der Tugend Liebe?

Geh, ſuche dort die beßre Welt
Im tiefen Schutt der Helden-Thaten,
Auf todtenreichem Siegesfeld
Und in den Gräbern blüh'nder Staaten.

Euch ſie im lügenden Geſicht',
In Mienen, die dir Heil verſprechen!
Die Zunge, die von Frieden ſpricht,
Wird durch den Rüken dich erſtechen.

Brüllt Donner lieblich in dein Ohr?
Brennt Bliz ein Luſtfeu'r deinem Blike?
Inzwiſchen ſteigt im Rauch empor
Die ganze Stadt mit ihrem Glüke.

Izt bebt die Erde: ſtehe feſt
Auf der Natur entzündten Minen!
Reizt dich der Obelisken Reſt
Paläſte und Tempel in Ruinen?

Biſt du dem lezten Feind entflohn?
Er kömmt der König aller Schreken.
Du ſtirbſt, dich klagt kein Jammerton,
Die Erde wird dich ruhmlos deken.

O! daß den Menſchen nichts gefällt,
Als, wo ſie ihre Denkung finden!
Was wäre das für eine Welt,
Wenn Thoren ihren Riß verſtünden?

Du traust Ideen von Vitruv
Paläſte fehlerlos zu bauen;
Dem der mit höchſter Weisheit ſchuf,
Verſagſt du thöricht dein Vertrauen.

Was fehlt dem undurchſehbarn Plan?
Entwarf er ihn nicht recht, der Meiſter?
Steht dir das hohe Recht nicht an,
Die Freiheit der erſchaff'nen Geiſter?

O nimm ſie, nimm ſie, dieſe Welt
In ihrem wunderbaren Kleide,
Mit allem, was ſie in ſich hält,
Peſt und Triumf und Mord und Freude!

Nimm allen Aufzug dieſer Zeit,
So knotenvoll an Luſt und Thränen!
Verknüpf ſie mit der Ewigkeit,
Mit der Entwiklung lezten Scenen!

Laß Unverſtand und Laſter nur
Für Peſt und Krieg und Donner zittern!
Sie ſind die Fieber der Natur,
Geſundheit folgt auf ihr Erſchüttern.

Laß dich dein Unglük, laß den Feind
Dich Tugenden des Helden lehren!
Sei ſchuldlos, ſei dein eigner Freund;
Dann wird dein Glük unendlich währen.

II.

Ode

aus des Cardinals Bernis vermiſchten Gedichten.

Du, die du den Umſturz der Pfeiler der blühendſten Staaten geſehen,
Und wie von mächtiger Deſpoten Haupt
Die ſchimmernden Kronen herunter gefallen, dich ruf ich, o, Erde!
Fruchtbare Zibele! dich ruf ich an.
Denn du verbirgſt in deinem verſchwiegenen Buſen die Nachricht
Von Menſchen-Altern, die entflohen ſind.
Entſiegle der Muſe die reichen Archive des Kreiſes der Erde,
Der Muſe, die um deinen Beiſtand fleht!
Laß mich die Könige ſeh'n unter prächtigen Pyramiden,
Die in den Gräben längſt vergeſſen ſind

Laß

Laß mich die Monarchen voll Stolz, jene furchtbare Könige seh'n,

Einst göttlich angebetet auf dem Thron!

Ihr Name hat nur eine Morgenröthe gelebt, und vergebens

Dekt Marmor noch des Grabes eiteln Rest.

Es eilt die Zeit und mit jedem Augenblik verschlingt sie

Die Monumente ihrer Eitelkeit.

Du sahest aus deinem Schoß jene furchtbare Helden entspringen

Die Wütriche des menschlichen Geschlechts,

In deren kirchenräuberische Hände der Gott der Gefechte

Die blut'ge Waffen zum Verderben gab.

Doch laßt die Alexander auf der Paläste Ruinen

Dem Glük und Unglük trozend einhergehen!

Bald wirst du sie in die furchtbare Gräber, die ihre Verwüstung

Geöffnet hat, hinuntersteigen seh'n.

Zwar

Zwar weiß ich das Schikſal Achills und das Schikſal Therſitens,

Das lezte Looß war beiden einerlei.

Ich kenne das Schikſal; daß einerlei Arm uns Sterbliche alle

Hinunterſtürzt ins Grabes Finſterniß.

Allein den grauſamen Herrn des Sejans ſah die ſchändliche Inſel

Als ein verwünſchtes Götzenbild vergeh'n.

Und welch ein Unterſcheid! daß izt noch in Thränen der Erdkreis

Die Urne des Trajans abgöttiſch ehrt!

Ja! wiſſet ihr Fürſten der Erde! wenn eure geſammelte Aſche

Gleich unter prächtigen Altären ruht,

Und wenn euch gleich die feile Zunge des Schmeichlers vergöttert:

Doch ſeyd ihr oft ein Scheuſal eures Volks!

Vergebens ernährt ihr in euren Paläſten die Narrheit der Schmeichler,

Daß ſie euch niederträchtig Hymnen weiht;

Die Zeit vernichtet den Dienſt des Gözen und ſtürzt die Altäre,

Die ihnen rauchen, mit dem Gözen um.

O Könige! laßt das unbillige Recht barbariſchen Völkern,

Das aus der gröſſeren Gewalt entſpringt!

Die Furcht erzwingt zwar von uns die Pflichten des ſtummen Gehorſams;

Die Liebe aber wirkt ſie ohne Zwang.

Knüpft unſer Band nicht zu feſt! Unwillig ertr:gt unſer Hochmuth

Das ſchwere Joch deſpotiſcher Gewalt,

Auf edlere Weiſe vermehrt die Liebe die Pflichten des Volkes

Und Zwang und Schuldigkeit beſchränken ſie.

Sultane! gekrönten Sklaven! die ihr in euren Serailen

Den Unterthanen unzugänglich ſeyd,

Ihr ſchleppet mühſam dahin eure thränenwürdige Tage,

Die Tage, die Verdruß und Gram entſtellt.

Die Sonne ſteigt aus dem Meer' und öffnet ſich
Bahn an dem Himmel
Und ſtrahlt herab der Erde Fruchtbarkeit:
O Könige! zeigt euch ſo gütig, wie ſie, den
hoffenden Völkern,
Dann wird der Erdkreis durch Euch glüklich
ſeyn.

12.

Die Welt, ein Caravanſerai.

Eine Orientaliſche Erzählung.

Ein Derwiſch reiste durch die Tartarei,
Er kam nach Balk, dem Siz von einem Chan,
Und ſah das Schloß des Königs an
Für ein gemeines Caravanſerai;
Er tritt hinein, ſieht hin und wieder
Nach einem Ruheplaz, legt ab den kleinen Pak,
Zieht einen Teppich aus dem Wanderſak,
Und ſezt ſich unbeſorgt drauf nieder.
Die Wache — denn das Hüten und Bewachen
Der Fürſten, kam zu unſern Fürſten, von den Schachen —
Die Wache rief den armen Wandersmann,
Wie eine Wache ſpricht, mit Rippenſtöſſen an.
Der Müde fleht umſonſt um ſeine Ruh,
Der König hörts, und kam, zum Glük, dazu.

Da ſteht der Derwiſch auf und betet an,
Und freundlich frägt ihn izt der Chan:
Mein Freund! wie biſt du denn dazu gekommen,
Daß du den Fürſtlichen Usbekiſchen Palaſt
Nur für ein Caravanen-Haus genommen?
Red' ohne Furcht! ich ehre dich, als meinen Gaſt.
Herr! deine Güte iſt, wie die der Sonne, groß,
Erlaube deinem Knechte, o König! nur zwei Fragen!
Begann der Derwiſch. Wer bewohnte dieſes Schloß,
Es iſt ehrwürdig alt, in jenen alten Tagen?
Seit mehr, als tauſend Jahren wohnten hier die Chanen,
Sie waren, ſprach der König, alle meine Ahnen,
Mein guter Vater ließ mir dieſes Haus mit ſeinem Thron.
Gott, deiner Väter Gott, hat dirs gegeben,
Und Gott verleihe dir darum noch langes Leben!

Doch

Doch Herr! nach dir, wer nimmt Beſiz davon?
Wer anders, ſprach der König, als mein Sohn!
Nach ihm, ſo Gott will, meines Sohnes Sohn!
Nun denn, rief unſer guter Derwiſch aus:
Was iſt ein ſolches oft verlaßnes Haus,
Das ſeine Gäſte, ſelbſt die hohe Chanen,
So oft verändert, als ein Haus für Caravanen?
Der Tartar-König, der die hohe Wahrheit fühlt,
Freund Derwiſch! rief er, welch ein Bild!
Ein Caravanſerai iſt dieſe ganze Welt!
Sez dich, ruh aus, ſo lang es dir gefällt!
Und jedem Wandrer durch die Tartarei
Sei künftig dieſes Schloß ein Caravanſerai!

13.

Die Geſchichte des abgedankten Grenadiers gleich nach meiner Befreiung.

Ein braver alter Grenadier
Kam, ſeinen Abſchied in der Hand, macht Front vor mir,
Und mit gelaſſ'ner, aber ernſter Mine,
Spricht er: Es ſind, mein Herr!
Fünfhundert Monate, nur Einen weniger,
Daß ich mit Muth und Redlichkeit
Seit meiner erſten Jugendzeit
Zu Feld und Land und in Beſazung diene.
Doch davon kann das Regiment und dieſer Abſchied ſprechen?
Mein Herr! ſie ſeh'n hier dieſen Rattenſchwanz von Zopf
Und dieſe Gloze auf dem Kopf,
Die ſind mein ganzes Militair-Verbrechen.

Ich

Ich bin der Arbeit fremd, mein Sold hat nichts
erworben,
Und alle meine Freunde, alles iſt geſtorben.
Izt iſt der Abſchied her, mein Paß durch alle
Welt,
Zu betteln, wo es mir gefällt.
Hier, ſprach ich, Camerad! hier nehm' er die-
ſen Gulden,
Und lerne er von mir ſein Schikſal dulden!
Ich war ſo treu, wie er, es ſind
Zweihundert Monate, die ich gedient,
Mein Lohn, wie konnt' er anders ſeyn?
War auch mein Abſchied und die Veſtung eben
drein.
Izt rechn' er, Burſche! ſein und meine Sünden,
Fünf gegen zwei! ſo wird er finden:
Ein treuer Dienſt fünfhundert Monden lang
Verdient, zum Abſchied, wenigſtens den Strang?
Weit dankbarer nahm er die Lehr, als meinen
Gulden,

Gieng

Gieng hin, ſein Glük zu lieben, nicht zu dulden,
Hoch an dem Waldthor nahm er ſeinen Poſten ein,
Schließt auf und zu, macht Front vor allen,
Läßt jede kleinſte Gabe ſich gefallen,
Und freundlicher und dankbarer kann euch kein
Bettler ſeyn.

14.

Die Esel, der Müller und das Pferd.

Ein Müller hat zum Dienste seiner Mühle
Zwei Duzend jener trägen lastbarn Thiere,
Die stets mißmuthig, mit gesenkten Ohren,
Die tägliche, gewohnte Dienste leisten,
Und niemals ohne Treiber, ohne Prügel.
Der Müller, der sich reicher werden fühlte,
Kauft sich ein Pferd zu ihnen, in der Absicht,
Das edle Thier zu jeder Hand zu brauchen,
Bald mit den trägen Grauen Last zu tragen,
Bald einen Karren, einen Pflug zu ziehen,
Oft auch, auf eine Hochzeit, oder Kirchweih
Rund in der Nachbarschaft herum, den Müller
Und, hinter ihm, die Müllerin zu tragen.
Das edle Thier that die verlangte Dienste
Mit Muth und jeder Tugend eines Pferdes.
Doch die Gesellschaft selbst war schon sein Unglük,
Er stund in einem Stalle mit den Eseln.
Erst martert ihn ihr fürchterlichs Ygahen;
Dann drängten sie ihn weg von Kripp' und Rauffe,

Und

Und fraſſen ſeinen Haber, ſeine Gerſte,
Die ihm der Müller kärglich zugemeſſen,
Und, wenn er die geringſte Mine machte,
Die groben Gäſte wieder zu verdrängen,
Da ſtunden alle um ihn her, im Kreiſe,
Die Rüken grauſam gegen ihn gewendet,
Und lieſſen ihn den Huf des Eſels fühlen;
Er unterlag zulezt der langen Plage.
Der Müller, der das edle Thier der Bosheit
Des wüſten Heers von Feinden preis gegeben,
Fühlt nicht ſein eignes, nicht des Pferdes Unglük,
Und tröſtet ſich mit ſeinem Stall voll Grauer.

Du edler Mann, verkauft dem Fürſten-Dienſte,
Und eingeſtallt zu einem Heer von Dunſen!
O hoffe nichts, als ew'gen Krieg mit ihnen
Und alles Unglük unſers armen *) Houyhnhnms!
Dein Herr, wenns hoch kömmt, wird die Achſeln züken.

---

*) ſiehe Swifts Reiſen!

15.

Ueberſezung der zweiten Ode aus Horazens drittem Buch.

Im ſtrengen Krieg zum Mangel ſich gewöhnen,
In Waffen furchtbar, auf dem ſchnellen Roß
Mit Parthern kämpfen, Sturm und Wetter trozen,
Und den Gefahren kühn entgegen geh'n.

Dies, Freunde! ſei der Ruhm des ſtarken Jünglings!
Vom Wall des Feindes wird die Königin
Und ihre Tochter auf das Schlachtfeld ſchauen,
Und ſeufzen, wenn ſie ſeine Thaten ſeh'n.

O daß doch nicht mein königlicher Bräut'gam
So unerfahren, wie er iſt, im Krieg,
Den unangreifbarn Löwen reizt zum Kämpfen
Den blut'ger Grimm durch Tod und Würgen führt!

Süß iſts und ſchön fürs Vaterland zu ſterben!
Der Tod verfolget auch den flücht'gen Mann,
Er ſchont der Ferſen des erſchrok'nen Jünglings
Und ſeines umgewandten Rükens nicht.

Die Tugend ſtrahlt aus unbefleckten Ehren,
Sie weiß nichts von der Schande feiger Flucht,
Sie übernimmt nicht nach des Pöbels Willkühr
Ein Amt im Staat und legt es wieder ab,

O dieſe Tugend, die den Himmel öffnet
Dem Edeln, der Unſterblichkeit verdient,
Wählt eine Laufbahn voll von Schwierigkeiten
Und ſchwingt ſich über Welt und Pöbel auf.

16.

Als mir Gemmingen Nachricht von ſeiner Krankheit auf die Veſtung ſandte, überſezte ich folgende Ode aus Horaz.

Warum entſeelſt du mich durch deine Klagen?
O! es gefällt den Göttern nicht, noch mir,
Daß ich, dein Freund, dich ſterben ſehen ſoll
Mäcen! du Stolz und Freude meines Lebens!

Ach, wenn das Schikſal eilt, dich hinzureiſſen,
Die beſſre Hälfte meiner Seele, dich;
Was ſollt' ich hälftig länger hier verzieh'n,
So ruhmlos ohne dich und ſo verſtümmelt.

Ein Tag ſoll uns zuſammenſtürzen ſehen!
Ich ſchwör den heil'gen Eid: ich geh, ich geh,
Und bin bereit, gehſt du auch ſchon voran,
Dich auf der lezten Reiſe zu begleiten.

O! nicht der Hauch der feurigen Chimäre,
Noch Gyas mit den hundert Händen ſoll
Mich jemals von dir trennen! So gefällts
Der mächtigen Gerechtigkeit und auch den Parcen.

Entſtand ich unter dem Aſpect der Wage,
Wie! oder unterm furchtbarn Scorpion,
Der ſchröklich über die Geburts-Stund herrſcht,
Und unterm Bok des Abend-Meers Tyrannen.

Unglaublich gleich iſt dein und mein Geſchike,
Dem grauſamen Saturn entriß dich Zevs,
Und ſchüzte glorreich dich, und hielt den Flug
Des ſchnellen Schikſals auf. O welche Freude

Ertönte da dreimal in den Theatern
Von allem Volk! Mir aber bärt' ein Holz
Das Haupt zerſchmettert, wenn ein güt'ger Faun,
Der die Gelehrte ſchüzt, mit ſeiner Rechten

Den

Den ſchweren Streich nicht aufgehalten hätte.
Mäcen! du wirſt, der Rettung eingedenk,
Den Göttern Opfer ſchlachten, Tempel weih'n;
Ich aber will ein Lamm demüthig opfern.

Innhalt der Gedichte.

1. Gedicht in den zwei erſten Morgenſtunden meiner Gefangenſchaft verfertiget S. 171

2. Mein Aufzug aus Tübingen S. 174

3. An Gemmingen S. 176

4. An meine Muſe S. 177

5. Die Mitternacht S. 180

6. Beſchreibung eines ungedultigen Morgens auf meiner Veſte und meiner Mitgefangenen S. 183

7. Auf den Tod des Hauptmanns von der Artillerie du Trait de Bernancourt S. 189

8. Noch ein grämliches Betrugslied S. 191

9. Morgenlied S. 195

10. Theodicee S. 201

11. Ode aus des Cardinals Bernis vermiſchten Gedichten S. 206

12. Die Welt, ein Caravanſeral S. 211

13. Die Geſchichte des abgedankten Grenadiers S. 214

14. Die Eſel, der Müller und das Pferd S. 217

15. Ueberſetzung der zweiten Ode aus Horazens dritten Buch S. 219

16. Ode aus Horaz überſetzt auf die Nachricht von Gemmingens Krankheit S. 221